

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 14. 1965

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1965



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland





Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1965

Bearbeitet

im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

von

Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Urheber der dem Kalender eingefügter Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von einigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellen-Angabe gestattet.

*** 2 ***



Dem Heimatkalender 1965 zum Geleit

„Heimaterde ist ein Lehen, das uns Gottes Güte gab, treu in seiner Pflicht zu stehen.“ Mit diesen Worten habe ich einmal die Verpflichtung bezeichnet, die Dir und mir, ja uns allen mit dem Geschenk der Heimat auferlegt ist.

Gott ließ uns wachsen aus dem Schoß der Familie und gab uns so die Heimat. Er ließ uns hineinwachsen in die große Lebens- und Kulturgemeinschaft des Oldenburger Münsterlandes.

Du und ich und wir alle sind Glieder einer Kette von vielen Generationen. Diese lebten und wirkten in ihrer Heimat, die nun unsere Heimat ist. Sie standen unter der gleichen Verpflichtung wie wir, die christlichen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat zu erhalten. Sie wußten dieselben auch gegen zerstörende Einflüsse zu verteidigen und haben immer treu zu ihrer Pflicht gestanden.

Diese Menschen früherer Jahrhunderte in unserer Heimat haben ebenfalls gerungen mit den Erkenntnissen ihrer Zeit. Sie sind durch Kriegs- und Notzeiten gegangen und haben oft auf Trümmern wieder aufbauen müssen. Mut und Kraft dazu schöpften sie aus dem Vorbild und der geistigen Haltung ihrer Väter und Vorväter. Fest verwurzelt in der Heimaterde, die ihnen nur ein karges Brot bieten konnte, haben unsere Ahnen eine Kultur entwickelt, die in wuchtigen Bauernhöfen und meisterhaft geformten Giebeln, in vielen Zeugnissen des bürgerlichen und bäuerlichen Hausrats, sowie in zahlreichen Werken der Volkskunst noch heute tief beeindruckt.

Wir aber, die wir die Erben sind, müssen das äußere Bild unserer Heimat unter voller Wahrung ihres angestammten Charakters mit Vernunft und Einsicht anpassen an die Notwendigkeiten der heutigen Zeit. Dabei bleibt uns als unabänderliche Verpflichtung: Den Geist der Väter und Vorväter zu bewahren.

Im Dienste dieser Aufgabe steht von Anfang an der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland. Zum vierzehnten Male erscheint er hier, jetzt mit der Jahreszahl 1965. Wie die vorausgegangenen dreizehn Jahrgänge, die zunächst von dem unvergeßlichen Dr. Heinrich Ottenjann und in den letzten Jahren von dem um die Heimat gleichfalls hochverdienten Alwin Schomaker gestaltet wurden, wird auch dieser neue Heimatkalender wieder ein Bekenntnis sein zu den unveräußerlichen Grundlagen unserer münsterländischen Heimat. Als solcher wird er wieder sein ein Spiegel des Lebens in der Heimat auf allen Gebieten, wird er künden von ihrer wechselvollen Geschichte,



von Sitte und Brauch, von Geburt und Tod, von Freude und Leid, von Ernst und Humor. Er wird warnen vor den unchristlichen Ideen und Einflüssen, die heute durch viele Kanäle bis in das letzte Dorf dringen. Ich meine den materialistischen Geist und die Gier nach Geld und Genuß, die unsere Menschen loszureißen drohen von ihren christlichen Lebensgrundlagen.

Wir Menschen von heute haben deswegen in einer vom stürmischen Wandel auf allen Gebieten erfüllten Zeit eine große Bewährungsprobe zu bestehen. Diese ist größer und schwerer, als sie den Generationen vor uns auferlegt war. Täuschen wir uns nicht über die Gefahren, denen wir ausgesetzt sind! Besonders groß ist die Gefahr, daß unsere Familien, unsere Dörfer und Städte mit den sich wandelnden Formen zugleich den alten Geist, die christliche Grundlage, nach und nach verlieren. Dann könnte uns das Wort einmal treffen:

„Nicht, daß die Lebensform der Väter Du verlorst,
läßt Dich an ihrem Erbe schuldig sein!
Es war die Lebensform nicht, die Du einst beschworst,
es war der alte Vätergeist, den Du verlorst —
und diese Schuld ist Dein“. —

Solche Schuld würde zerstörend hineinwirken in die kommenden Jahrzehnte und Generationen. Bleiben wir uns also der großen Verantwortung stets bewußt; tun wir überall und immer das Unsere, damit die Zukunft niemals als Ankläger gegen uns aufsteht!

Möge die vierzehnte Auflage uns dem Ziel wieder einen großen Schritt näherbringen, dem Heimatkalender in allen Familien des Oldenburger Münsterlandes einen Ehrenplatz zu sichern! Möge der Kalender allen Vätern und Müttern und vor allem der heranwachsenden Jugend ein echter Freund werden.“

Chefredakteur Hermann Thole

Vorstandsmitglied des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

4



Vorwort

Als Bearbeiter des Kalenders möchte ich der diesjährigen Ausgabe zwei Bemerkungen voraufstellen. Die erste ist mehr an die Leser, die zweite mehr an die Mitarbeiter gerichtet, die sicher alle ein rechtes Wort zur rechten Zeit freundlich aufnehmen. Bestimmt doch ihre Anteilnahme seit Beginn über das Schicksal unseres Werkes.

Die meisten Heimatfreunde sind inzwischen längst auch Leser des Kalenders geworden, obwohl dieser — wie es ein charaktvoller Freund oft tut — manchmal eigenwillige oder gar unbequeme Pfade wandelt, um seiner Aufgabe genügen zu können. Die Mehrzahl der Heimat- und Kalenderfreunde hat dafür stets volles Verständnis bewiesen. So war die letzte Ausgabe in so kurzer Zeit vergriffen, daß viele Interessenten vergeblich nachfragten. Der dankenswerte Weg, den Hauptlehrer Franz Dwertmann, Cappeln, als Vorstandsmitglied des Heimatbundes erschloß, um den Kalender besser an unsere münsterländische Bevölkerung heranzutragen, verlief überraschend erfolgreich. Dank dafür verdienen auch seine jungen Helfer allüberall. Der angedeutete Weg soll weiter ausgebaut werden, zumal der Heimatbund demnächst den Druck und Vertrieb des Kalenders in eigene selbständige Regie nimmt. Es besteht dann Grund zu der Hoffnung, daß unser Kalender in vermehrter Auflage noch reichhaltiger und attraktiver herauskommt.

Und nun ein Wort an die Kalenderautoren, deren Arbeitseifer sehr erfreulich ist. Aus ihrem großen Kreise erreicht mich seit Jahren ohne jede Aufforderung eine bunte Fülle neuer Beiträge. Die Geister, die unser verewigter Dr. Heinrich Ottenjann seinerzeit als erster Herausgeber rief, sind dem Werk treugeblieben und haben sich nach Zahl der Interessengebieten sogar fortwährend vermehrt. Entgegen den Verhältnissen anderer Regionen, wo die Kalendermänner sich über einen chronischen Mangel an geeigneten Mitarbeitern und Beiträgen beklagen, regt sich im Oldenburger Münsterlande ein außerordentlich fruchtbares literarisches Schaffen bei Heimatforschern und Heimatfreunden. Besonders erfreulich ist, daß selbst die auswärtige Mitarbeit bekannter Münsterländer nicht abreißt. So kann ich jedesmal aus dem Vollen schöpfen, was den verschiedenen Ausgaben des Kalenders sehr zugute kommt. Gelegentlich muß ich zwar einige Autoren insofern enttäuschen, als es unmöglich ist, jeden Beitrag zu jedem gewünschten Termin mitzunehmen. Jeder Kalender hat ein eigenes Konzept, das zu strenger Auswahl zwingt. Aufgeschoben bedeutet hier aber keineswegs aufgehoben, wie die Mitarbeiter bereits wissen. Ich bitte also die jeweils Betroffenen herzlich um Geduld, wenn ihre Arbeit zurückgestellt wird, damit sie in einer späteren Ausgabe eine bestmögliche Einordnung erfährt.

Abschließend habe ich noch die angenehme Pflicht, sämtlichen Kalenderautoren sowie der Vechtaer Druckerei für ihre harmonische Mitarbeit zu danken. Mein namentlicher Dank gilt vorzüglich dem Chefredakteur Hermann Thole, Vechta, der dem Kalender von Anfang an aufschlußreiche Rezensionen widmet, für das freundliche Geleit. Namentlich bedankt sei auch Verwaltungspräsident Robert Dannemann, Oldenburg, der seine Dinklager Rede spontan als Leitaufsatz für den Kalender zur Verfügung stellte.

Alwin Schomaker, Langenteilen

1. Woche Ev.: Namen Jesu
Luk. 2, 21

- 1. Fr. Neujahr**
Beschneidung des Herrn
2. Sa. Stephanie, Adelhard ●

2. Woche Ev.: Die Weisen aus dem
Morgenlande, Matth. 2, 1—13

- 3. So. Namenfest Jesu**
Genoveva
4. Mo. Titus, Angela v. Fol.
5. Di. Eduard, Telephorus
6. Mi. Fest der Hl. 3 Könige
7. Do. Reinhold, Widukind
8. Fr. Severin, Erhard
9. Sa. Julian, Siegbert

3. Woche Ev.: Der zwölfjährige Jesus
im Tempel, Luk. 2, 42—52

- 10. So. 1. So. nach Erscheinung**
Fest der hl. Familie
Wilhelm ☾
11. Mo. Theodosius, Werner
12. Di. Ernst, Erna
13. Mi. Jutta, Veronika, Gottfried
14. Do. Hilarius, Felix
15. Fr. Paulus, der Einsiedler
Maurus
16. Sa. Gottfried, Otto, Marcellus

4. Woche Ev.: Hochzeit zu Kana
Joh. 2, 1—11

- 17. So. 2. So. nach Erscheinung**
Antonius der Abt ☾
18. Mo. Petri Stuhlfeier in Rom
19. Di. Kanut, Ida
20. Mi. Fabian u. Sebastian
21. Do. Agnes, Meinrad
22. Fr. Vinzenz und Anastatius
23. Sa. Raymund, Emerentia

5. Woche Ev.: Hauptmann von
Kapharnaum, Matth. 8, 1—3

- 24. So. 3. So. nach Erscheinung**
Timotheus, Bertram ☾
25. Mo. Pauli Bekehrung
26. Di. Polykarp
27. Mi. Johannes Chrysostomus
28. Do. Petrus Nolascus
29. Fr. Franz von Sales
30. Sa. Martina, Adelgunde

6. Woche Ev.: Sturm auf dem Meere
Matth. 8, 23—27

- 31. So. 4. So. nach Erscheinung**
Johannes Bosco

1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig
zu bestehen auf.

1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.-
Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis
Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie
wieder abgebaut.

4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der
christlich - soziale Vorkämpfer des Olden-
burger Landes.

5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.

5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum,
Vechta.

5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichs-
tagsabgeordneter.

7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die
Cloppenburg und übereignete dem Alex-
anderkapitel in Wildeshausen für die ihm
von diesem überlassene Mühle u. Liegen-
schaften des Erbes Hemmelsbüren zwei
Höfe in Essen.

13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.

21. 1961 † Heinrich Wienken, Titularbischof und
resignierter Bischof von Meißen (1931 bis
1958), in Berlin verstorben, in Cloppen-
burg bestattet, vgl. H.-K. 1962.

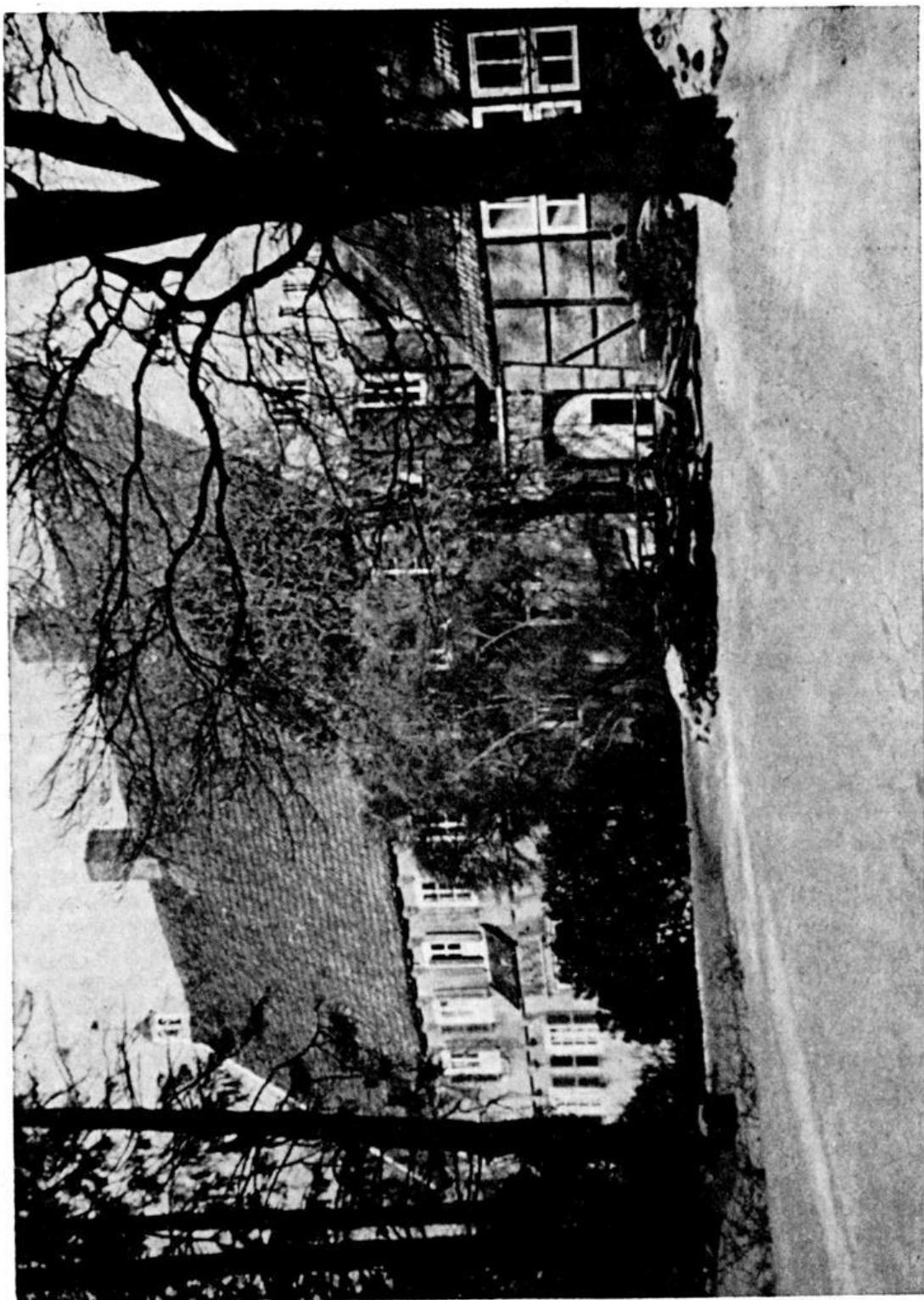
19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-
domherr.

19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.

21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Am-
boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.

22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.





Die Dinklager Burg — Benediktinerinnenpriorat St. Scholastika, Burg Dinklage i. O. — im Schnee. Ein ungewöhnliches Bild und eine ungewöhnliche Sicht für die meisten Besucher: Wintersonne über dem südlichen Burgbezirk. Rechts hinter der mächtigen, entlaubten Eiche der Scheunenteil der Anlage.
(Aufn.: Franz Enneking, Damme)

1. Mo. Ignatius, Brigitte ●
2. Di. Mariä Lichtmeß
3. Mi. Blasius, Ansgar
4. Do. Andreas Corsini, Gilbert
5. Fr. Agatha, Adelheid
6. Sa. Titus, Dorothea, Otilde

7. Woche Ev.: Gleichnis vom Unkraut
u. d. Weizen, Matth. 13, 24—30

7. So. **5. So. nach Erscheinung**
Richard, Romuald
8. Mo. Johannes von Matha
9. Di. Cyrillus, Apollonia)
10. Mi. Scholastika, Wilhelm
11. Do. Severin, Adolf
12. Fr. Stifter d. Servitenordens
Alexis
13. Sa. 26 Märt. v. Jap., Siegfried

8. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern
im Weinberg, Matth. 20, 1—16

14. So. **Septuagesima**
Valentin, Bruno
15. Mo. Faustinus und Jovita
16. Di. Juliana ☉
17. Mi. Engelbert, Donatus
18. Do. Simeon, Florian
19. Fr. Konrad, Susanna
20. Sa. Eleutherius, Eucharis

9. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—5

21. So. **Sexagesima**
Eleonore, Irene
22. Mo. Petri Stuhlfeier in Ant.
23. Di. Robert, Petrus Damiani ☾
24. Mi. Matthias
25. Do. Walburga
26. Fr. Mechthild
27. Sa. Leander, Veronika

10. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens
Luk. 18, 31—43

28. So. **Quinquagesima**
Oswald, Romanus

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat,
Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger
der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdarm-Stukenborg, Ok.-Rat,
1. Vorsitzender des Heimatbundes für das
Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl.
Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch
die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters
Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtistin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden,
verdienter Heimatforscher und -Schrift-
steller.

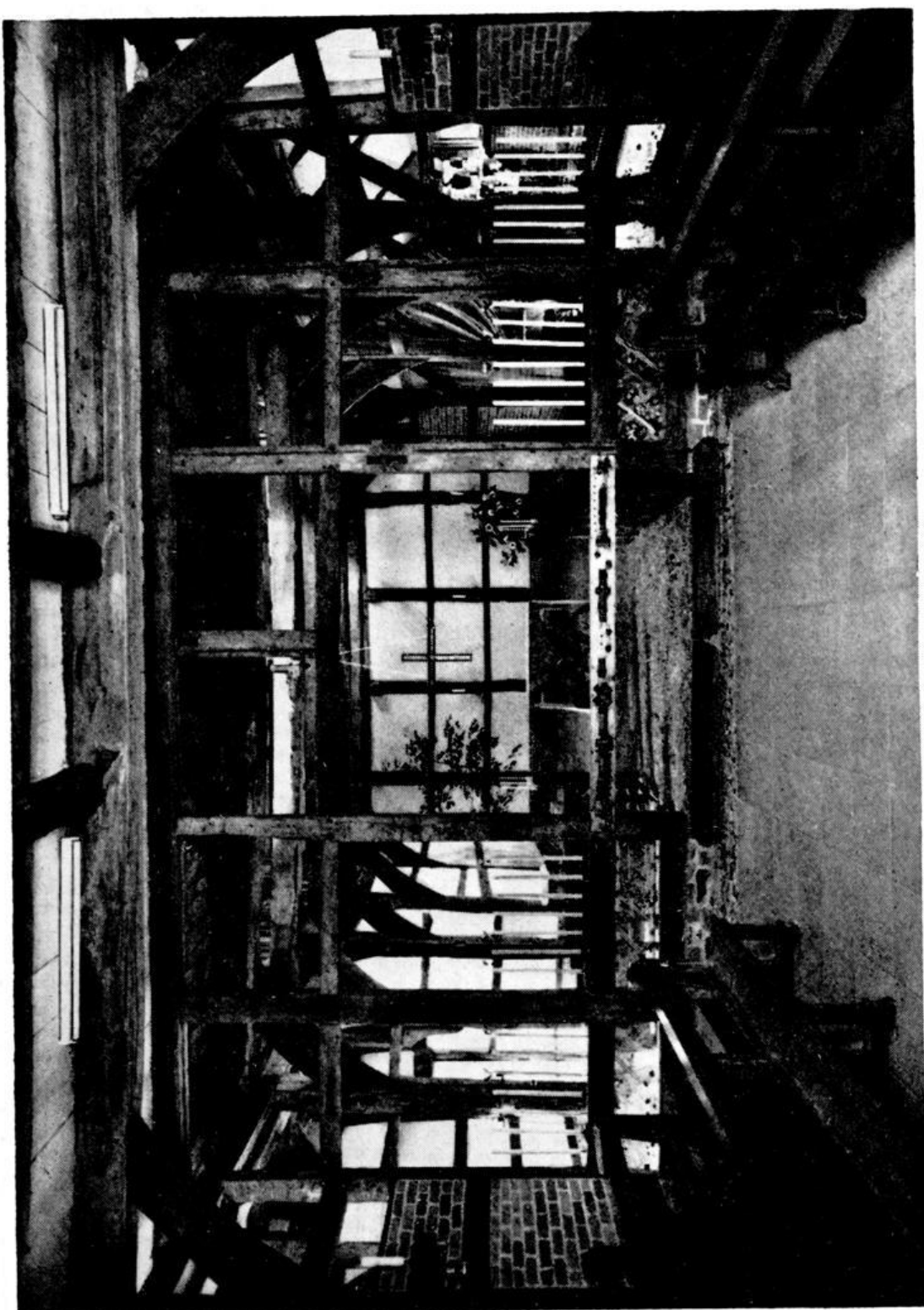
20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine,
Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burg-
vikar in Dinklage, theologischer Schrift-
steller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg,
Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdarm-Oythe, Dechant, Ehren-
domherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der
Pferdezucht.



Das Innere der „Scheunenkirche“ des Benediktinerinnenpriorates St. Scholastika, Burg Dinklage. Blick vom Nonnenchor aus in den Gemeinde- und Altarraum (Presbyterium). Das Gebälk der alten Scheune ist sichtbar stehen geblieben und bildet ein bestimmendes Stillmerkmal für den gesamten Raumeindruck.

MÄRZ

1. Mo. Albinus, Suitbert
2. Di. Luise, Agnes
3. Mi. **Aschermittwoch**
Kunigunde, Amselm
4. Do. Kasimir
5. Fr. Friedrich, Theophil
6. Sa. Perpetua und Felicitas

11. Woche Ev.: Die Versuchung Christi
Matth. 4. 1—11

7. So. **1. Fastensonntag**
Thomas von Aquin
8. Mo. Johannes von Gott, Beate
9. Di. Franziska von Rom
10. Mi. **40 Märt., Gustav, Emil**)
11. Do. Rosemarie, Wolfram
12. Fr. Gregor der Große
13. Sa. Erich, Euphrosina

12. Woche Ev.: Verklärung Christi
Matth. 17. 1—9

14. So. **2. Fastensonntag**
Mathilde, Alfred, Meta
15. Mo. Klemens Maria Hofbauer
16. Di. Heribert, Rüdiger
17. Mi. **Gertrud, Patricius** ☩
18. Do. Cyrill v. Jerus., Eduard
19. Fr. Joseph
20. Sa. Irmgard, Wolfram
Frühlingsanfang

13. Woche Ev.: Jesus treibt den Teufel aus
Luk. 11. 14—28

21. So. **3. Fastensonntag**
Benedikt, Emilie
22. Mo. Nikolaus von Flüe
Konrad
23. Di. Otto, Eberhard
24. Mi. Gabriel, Erzengel
25. Do. **Mariä Verkündigung** ☾
26. Fr. Ludger, Felix
27. Sa. Joh. v. Damaskus, Rupert

14. Woche Ev.: Wunderbare Brotvermehrung,
Joh. 6. 1—15

28. So. **4. Fastensonntag**
Johannes von Kapistran
Sieben Schmerzen Mariä
29. Mo. Ludolf
30. Di. Roswitha, Quirin
31. Mi. Guido, Cornelia

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums für das
Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster,
Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM
Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering-Lastrup,
Dechant

7. 1952 † Josef Krapp-Steinfeld, Pöpstl. Hausprä-
lat, Domkapitular, Geistl. Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta,
Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann-Vechta,
Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Ver-
fasser zahlreicher Schriften philosophischen
und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinrich Schulte-Friesoythe, Landw.-Rat,
Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer
der mechanischen Weberei.

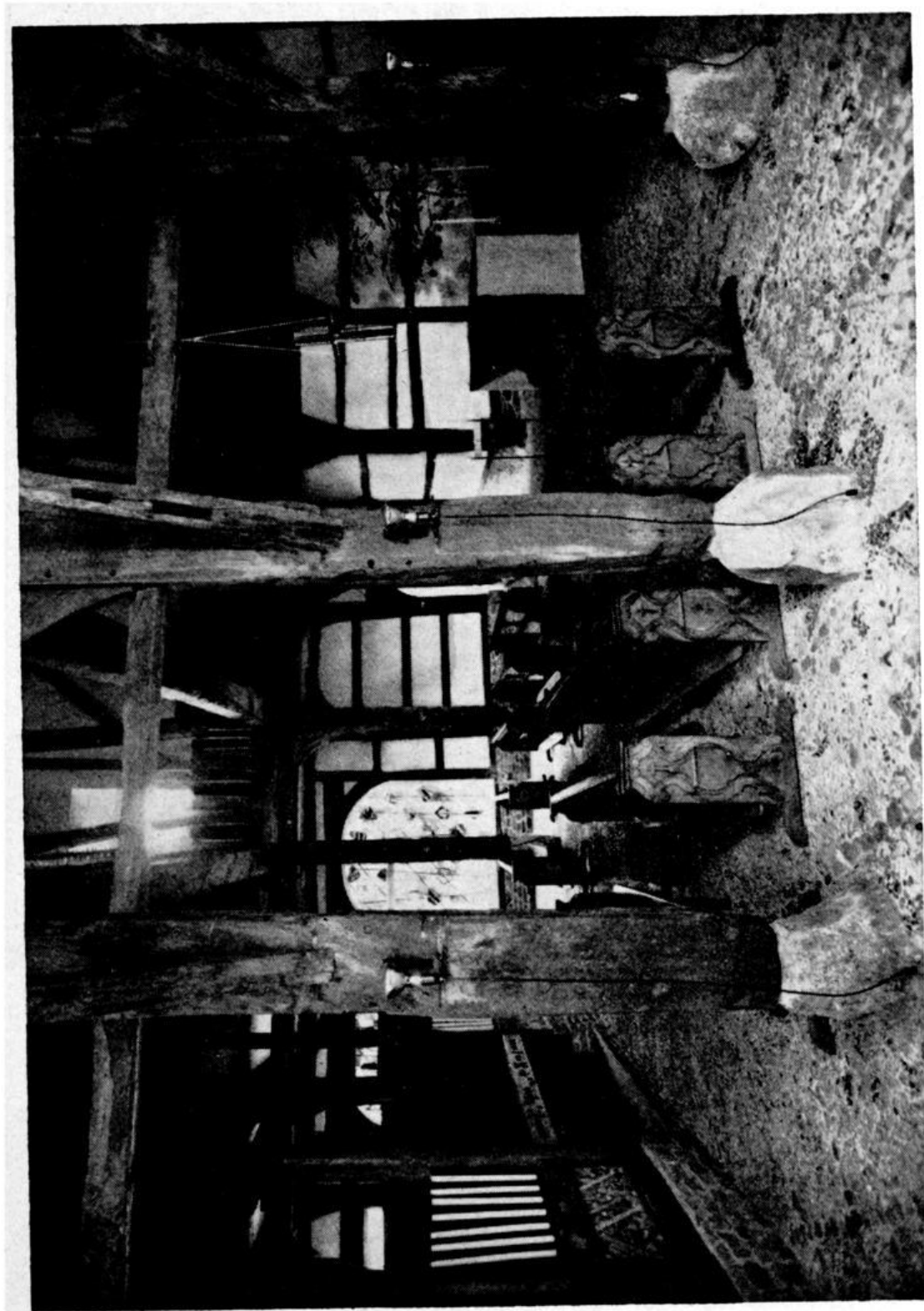
22. 1625 † Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in
Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage,
Bischof von Münster, Kardinal

30. 1956 † Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdien-
ter Heimatforscher.

31. 1812 † J. B. Gerst-Damme, Domprediger und
Generalvikariats-Assessor in Osnabrück,
theol. Schriftsteller.





Seltenansicht des großen Gemeinderaumes in der „Scheunenkirche“ von Burg Dinklage mit Blick in den Altarraum (rechts). Die wuchtigen Ständer ruhen auf schlichten Findlingsfundamenten, und das ursprüngliche Balkengefüge tritt in seinem konstruktiven Aufbau unverhüllt hervor.

APRIL

1. Do. Hugo, Theodora
2. Fr. Franz von Paula
3. Sa. Richard, Konrad

15. Woche Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59

4. So. **Passionssonntag**
Isidor
5. Mo. Vincenz Ferrerius
6. Di. Notker, Isolde
7. Mi. Hermann Joseph
8. Do. Walter, Albert
9. Fr. Waltraud, Kleopha
10. Sa. Mechthild, Hulda

16. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9

11. So. **Palmsontag**
Leo der Große
12. Mo. Julius, Konstantin
13. Di. Hermenegild, Ida
14. Mi. Justinus, Lambert
15. Do. Gründonnerstag
16. Fr. **Karfreitag**
Benedikt, Bernadette
17. Sa. Karsamstag
Robert, Rudolf

17. Woche Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7

18. So. **Ostersonntag**
Apollonius
19. Mo. **Ostermontag**
Werner, Emma
20. Di. Hildegard, Viktor
21. Mi. Konrad von Parzham
22. Do. Lothar, Soter und Cajus
23. Fr. Georg, Adalbert
24. Sa. Fidelis von Sigmaringen

18. Woche Ev.: Der Osterfriehe Joh. 20, 19—31

25. So. **Weißer Sonntag**
Markus, Erwin
26. Mo. Cletus, Marcellinus
27. Di. Petrus Canisius
28. Mi. Paul vom Kreuz
29. Do. Petrus der Märtyrer
30. Fr. Katharina von Siena

1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren-domherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Heimatdichter und Mitbegründer des Heimatbundes.

4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, verdienter Schulmann und Heimatschriftsteller.

10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Officialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.

17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen, bedeutender Wirtschaftspolitiker.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.

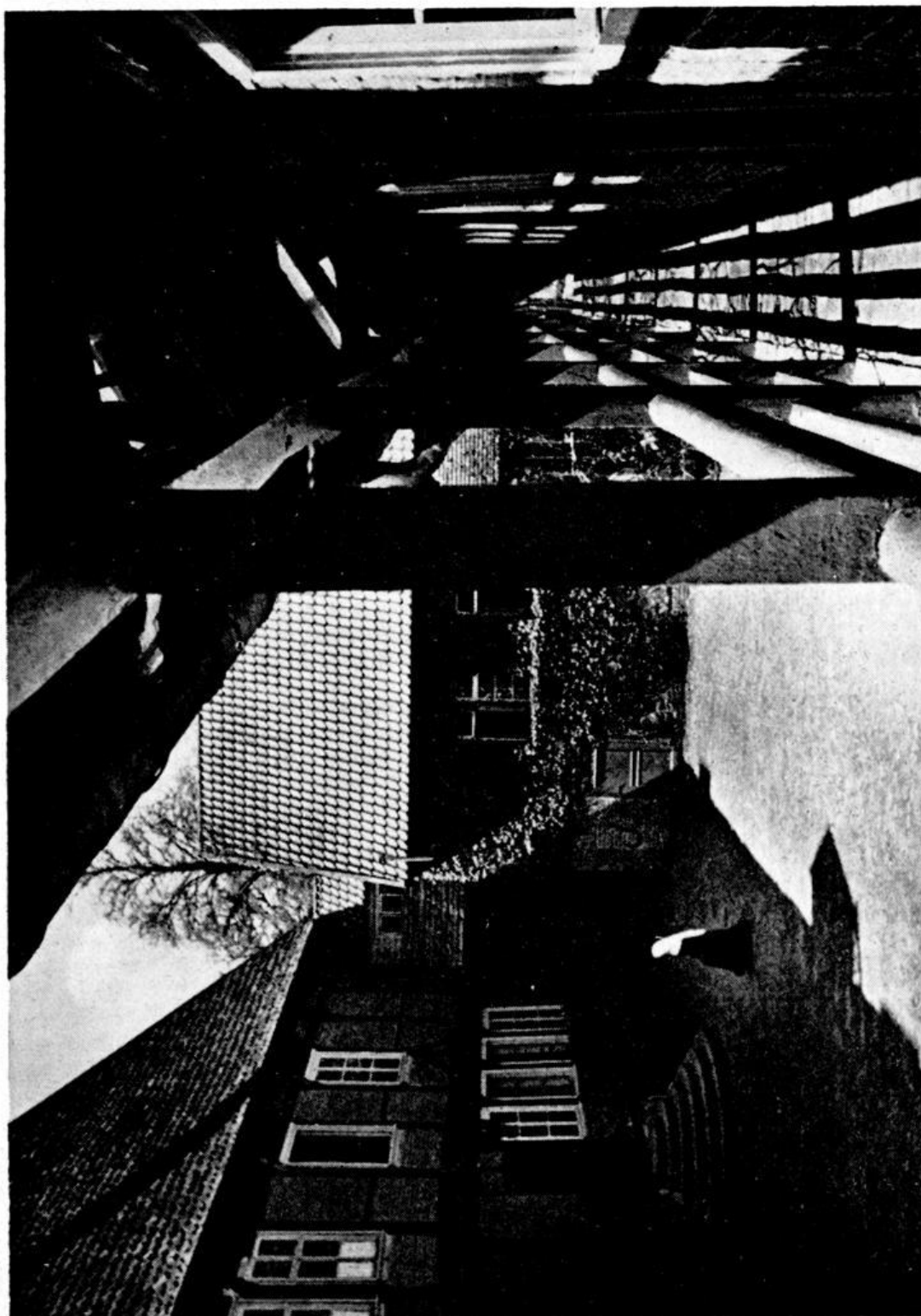
23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Cloppenburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in Lönigen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.

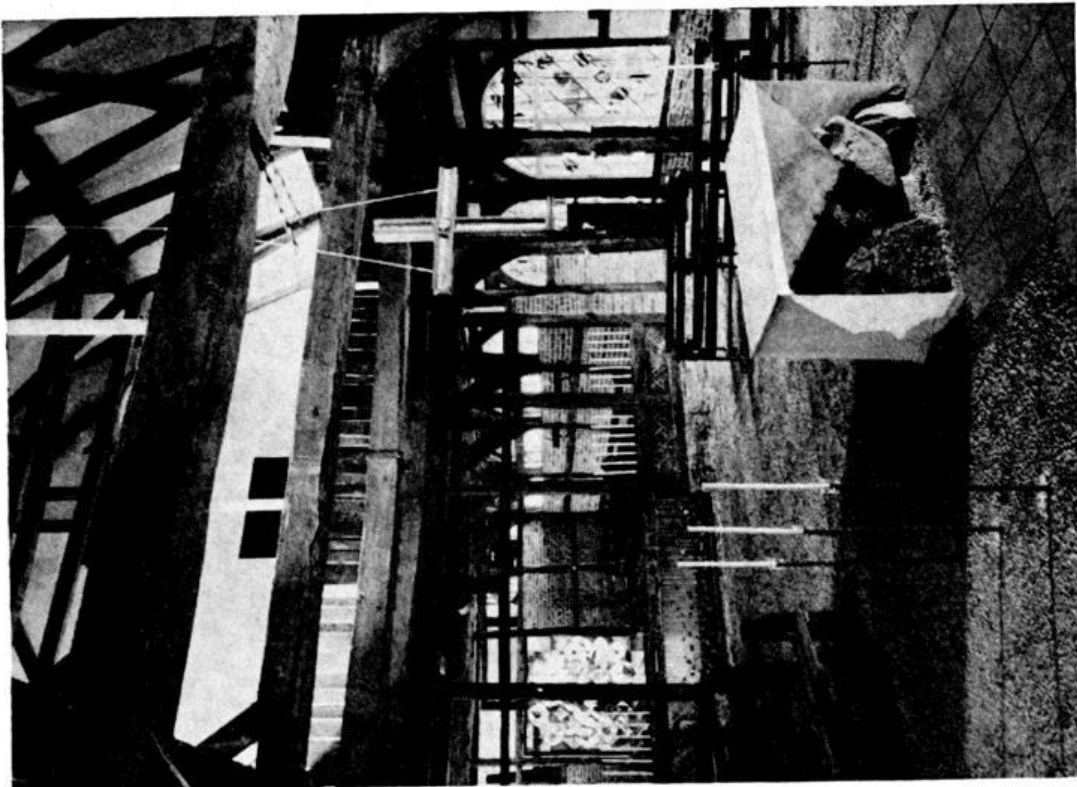
28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.





Frühlingsstimmung über dem Benediktinerinnenpriorat St. Scholastika, Burg Dinklage. Blick vom „Apostelgang“ in den Innenhof, der architektonisch fast noch ganz im alten Fachwerkgewand erscheint. Links der Schwesterntrakt, rechts der Gästeflügel. In der Ecke des Hintergrundes das Haupttor.

1. Sa.	Maifeier, Tag der Arbeit Philippus und Jakobus ●	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta - Delmenhorst.
19. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne - Hesepe und Holdorf - Damme.
2. So.	2. Sonntag nach Ostern Luthard, Athanasius	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
3. Mo.	Kreuzauffindg., Alexander	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
4. Di.	Monika, Florian	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymnasial-Direktor.
5. Mi.	Pius V. Schutzfest des hl. Josephs	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
6. Do.	Joh. v. d. lat. Pforte	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
7. Fr.	Stanislaus, Gisela	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta - Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta - Cloppenburg)
8. Sa.	Erscheinung des Erzengels Michael ☾	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
20. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
9. So.	3. Sonntag nach Ostern Muttertag	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
10. Mo.	Isidor Bauer	15. 1962 Festliche Eröffnung des wiederhergestellten Quatmannshofes im Museumsdorf bei Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke.
11. Di.	Mamertus	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs- mark erstürmt.
12. Mi.	Pankratius	16. 1961 † Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer des Museumsdorfes in Cloppenburg, erster Herausgeber dieses Kalenders.
13. Do.	Servatius	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
14. Fr.	Pachomius	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
15. Sa.	Sophie, Johann Baptist ☼	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
21. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).
16. So.	4. Sonntag nach Ostern Johannes von Nepomuk	
17. Mo.	Dietmar, Paschalis	
18. Di.	Erich, Erika	
19. Mi.	Petrus, Cölestinus	
20. Do.	Barnardin v. Siena	
21. Fr.	Ehrenfried, Felix	
22. Sa.	Julia, Renate	
22. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	
23. So.	5. Sonntag nach Ostern Desiderius, Gisbert ☾	
24. Mo.	Johanna	
25. Di.	Gregor VII., Urban I.	
26. Mi.	Philippus Neri	
27. Do.	Christi Himmelfahrt Beda	
28. Fr.	Wilhelm	
29. Sa.	Maximin, Maria Magdalena	
23. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jünger- los, Joh. 15, 26—16. 4	
30. So.	6. Sonntag nach Ostern ●	
31. Mo.	Felix I., Papst, Ferdinand Angela Merici, Petronella	



Zwei Innenansichten der neuen Klosterkirche auf Burg Dinklage. Links: Blick auf den Altarraum mit Altarblock und Triumphkreuz; rechts: Blick vom Presbyterium (Altarraum) durch den Gemeinderaum zum Nonnenchor. Beide Bilder bringen die ganze Urtümlichkeit dieses einmaligen Kircheninneren in schönster Weise zum Ausdruck.

1. Di. Regina, Theobald
2. Mi. Erasmus, Marcellinus
3. Do. Klothilde
4. Fr. Franz Carraciolo
5. Sa. Bonifatius

24. Woche Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn
Joh. 14, 23—31

6. So. **Pfingstsonntag** ☾
Norbert
7. Mo. **Pfingstmontag**
Gisela, Robert
8. Di. Medardus
9. Mi. Primus und Felician
(Quatember)
10. Do. Margarete
11. Fr. Barnabas, Rembert
(Quatember)
12. Sa. Johannes von Fac
(Quatember)

25. Woche Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20

13. So. **Dreifaltigkeitssonntag**
Antonius von Padua
14. Mo. Basilius der Große ☼
15. Di. Vitus, Crescentia
16. Mi. Benno, Luitgart
17. Do. **Fronleichnam**
Tag d. nationalen Einheit
Rainer, Adolf
18. Fr. Markus und Marcellianus
19. Sa. **Gervasius, Protasius**

26. Woche Ev.: Vom großen Abendmahl
Luk. 14, 16—24

20. So. **2. Sonntag nach Pfingsten**
Adelgund, Silverius
21. Mo. Aloysius, Sommeranfang ☾
22. Di. Eberhard, Paulinus
23. Mi. Edeltraud
24. Do. Johannes der Täufer
25. Fr. Herz-Jesu-Fest
Prosper, Wilhelm, Helmut
26. Sa. Johannes und Paulus

27. Woche Ev.: Freund der Sünder und
Zöllner, Luk. 15, 1—10

27. So. **3. Sonntag nach Pfingsten**
Ladislaus, Siebenschläfer
28. Mo. Leo II., Irenäus
29. Di. **Peter und Paul** ●
30. Mi. Pauli Gedächtnis

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-
schriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro-
fessor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden,
Prof. der Exegese in Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-
vorragender Kenner der saterländischen
Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be-
gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-
industrie.

6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver-
fasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis,
69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta
und deren Mutter Sophie traten alle ihre
Rechte in der Grafschaft Vechta an den
Bischof Otto II. von Münster ab.

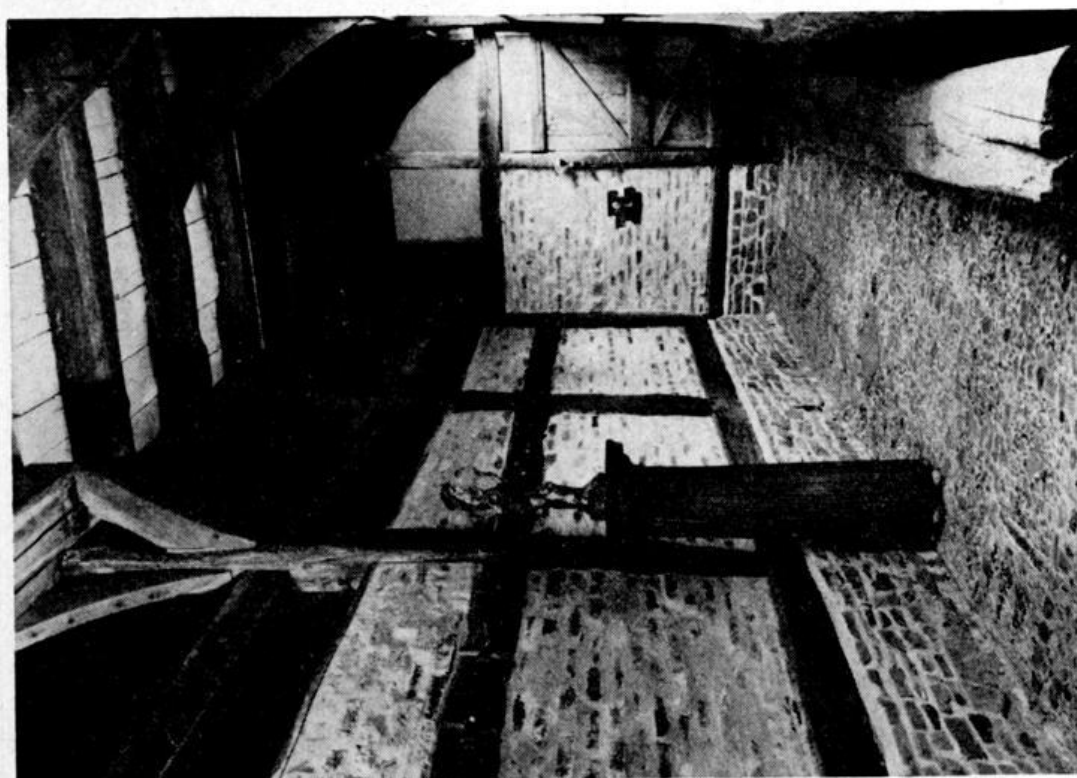
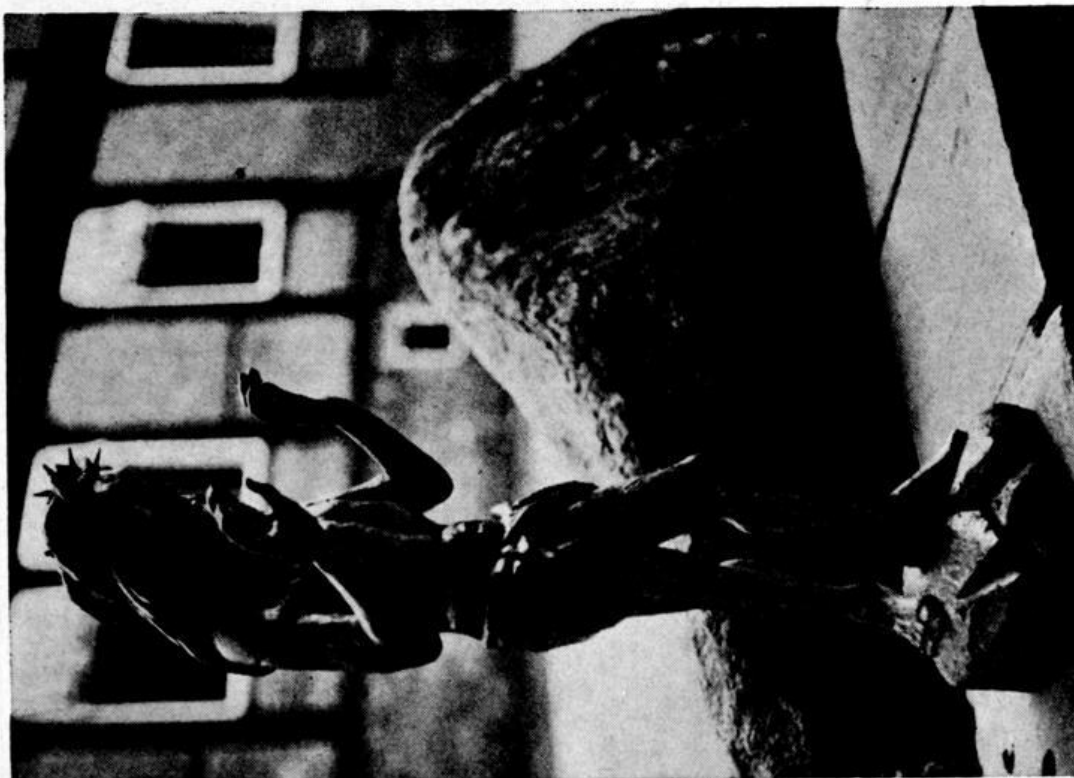
18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser
vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Hei-
matforscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer
und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-
logischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-
burg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernhard Mönnig-Essen, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.



Bilder von der Kreuzwegkapelle in der Klosterkirche des Benediktinerinnenpriorates Burg Dinklage. Links: der rustikale Innenraum, der wegen seiner herzbewegenden Schlichtheit jeden Besucher der Kapelle gleich in seinen Bann zieht; rechts: die erschütternde Figur des Schmerzensmannes, ein hervorragendes Schnitzwerk echter Volkskunst aus dem 14. Jahrhundert.

1. Do. Fest des kostbaren Blutes
Theobald, Dieter
2. Fr. Mariä Heimsuchung, Otto
3. Sa. Hyazinth, Bertram

28. Woche Ev.: Der reiche Fischfang
Luk. 5, 1—11

4. So. **4. Sonntag nach Pfingsten**
Berta, Ulrich
5. Mo. Antonius M. Zaccaria ☾
6. Di. Thomas Morus
7. Mi. Willibald, Cyrillus
8. Do. Kilian, Elis. v. Portugal
9. Fr. Dieter, Veronika
10. Sa. Hl. sieben Brüder

29. Woche Ev.: Gerechtigkeit des Neuen
Bundes. Matth. 5, 20—24

11. So. **5. Sonntag nach Pfingsten**
Pius I., Sigbert
12. Mo. Johannes Gualbert
13. Di. Margarethe ☾
14. Mi. Bonaventura
15. Do. Heinrich
16. Fr. Skapulierfest, Irmgard
17. Sa. Alexius

30. Woche Ev.: Zweite wunderbare Brot
vermehrung, Mark 8, 1—9

18. So. **6. Sonntag nach Pfingsten**
Arnold, Friedrich
19. Mo. Vincenz von Paul
20. Di. Hieronymus
21. Mi. Praxedis, Daniel ☾
22. Do. Maria Magdalena
23. Fr. Apollinaris, Liborius
24. Sa. Christina

31. Woche Ev.: Warnung vor den falschen
Propheten, Matth 7, 15—21

25. So. **7. Sonntag nach Pfingsten**
Jacobus
26. Mo. Anna
27. Di. Berthold, Pantaleon
28. Mi. Viktor I., Innozenz I. ●
29. Do. Martha, Beatrix
30. Fr. Wiltrud, Ingeborg
31. Sa. Ignatius von Loyola

6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser einer Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder - Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ökonomie-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

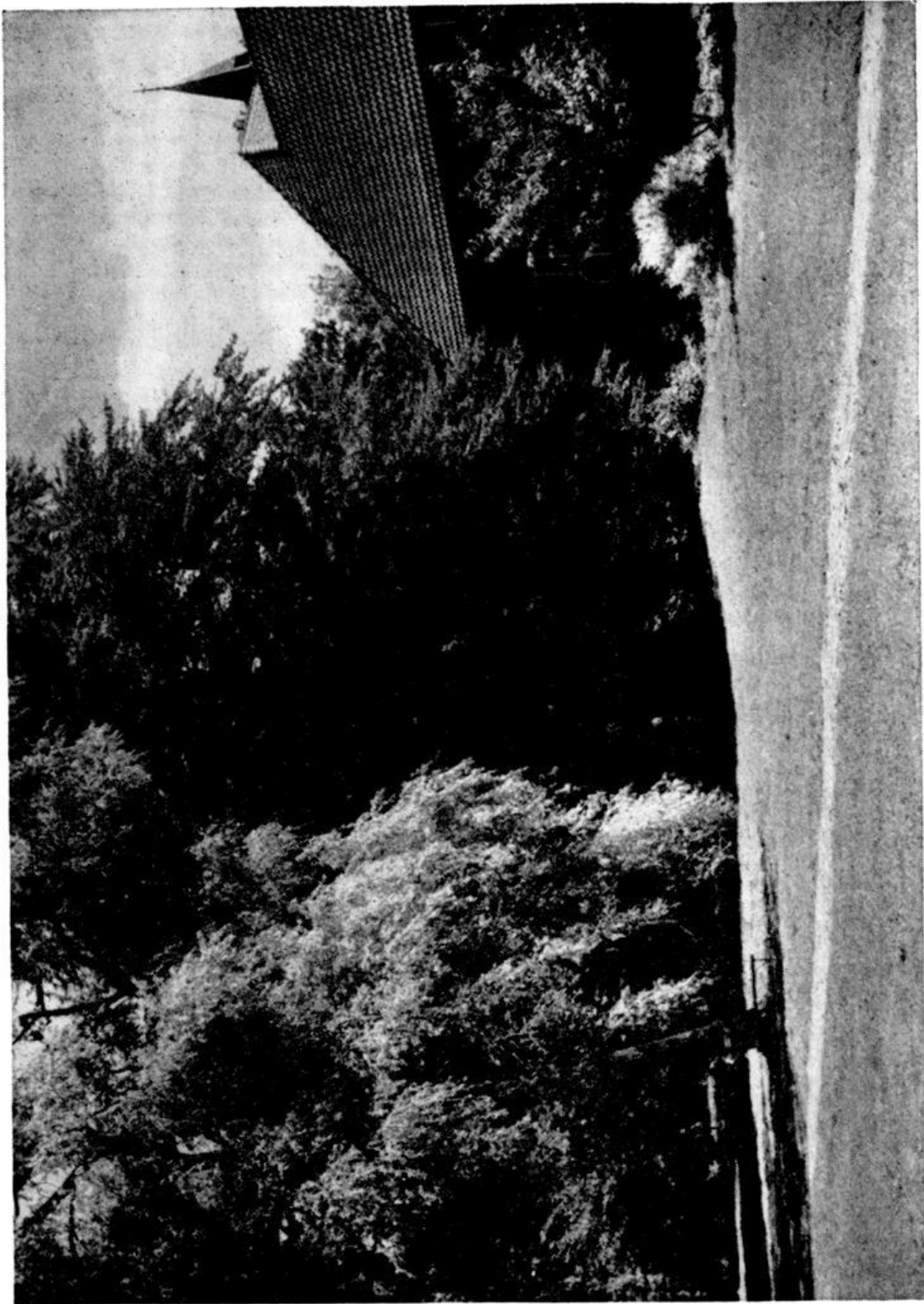
20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.

27. 1943 † Dr. Franz Driver (geb. 4. 1. 1863 in Friesoythe). Erster Oldenburgischer Staatsminister als Katholik und Münsterländer (1919/23, 1925/32).

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.





Sommerstimmung im Park von Burg Dinklage. Blick auf den Nordostteil der Gesamtanlage mit Dachreiter der „Scheunenkirche“. Mächtige Bäume umgürten die alte Burg, umgeben sie mit einladender Beschaulichkeit und natürlicher Stille, die nur vom Rauschen der Bäume oder vom Gesang der Vögel unterbrochen wird.

AUGUST

32. Woche Ev.: Der untreue Verwalter
Luk. 16, 1—9

- | | |
|---------------|---|
| 1. So. | 8. Sonntag nach Pfingsten
Petri Kettenfeier |
| 2. Mo. | Alfons v. Liguori, Elfriede |
| 3. Di. | Auffindg. d. hl. Stephanus |
| 4. Mi. | Dominikus |
| 5. Do. | Maria Schnee, Oswald |
| 6. Fr. | Verklärung Christi |
| 7. Sa. | Cajetan, Donatus |

33. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem
Luk. 19, 41—47

- | | |
|---------------|--|
| 8. So. | 9. Sonntag nach Pfingsten
Cyriakus |
| 9. Mo. | Petrus Faber |
| 10. Di. | Laurentius |
| 11. Mi. | Tiburtius, Susanna |
| 12. Do. | Klara, Hilarius |
| 13. Fr. | Hippolyt, Kassian |
| 14. Sa. | Eusebius, Meinhard |

34. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer
und Zöllner, Luk. 18, 9—14

- | | |
|----------------|---|
| 15. So. | 10. Sonntag nach Pfingsten
Fest Mariä Himmelfahrt |
| 16. Mo. | Joachim, Rochus |
| 17. Di. | Hyazinth, Emilie |
| 18. Mi. | Helena |
| 19. Do. | Johannes Eudes |
| 20. Fr. | Bernhard v. Clairvaux |
| 21. Sa. | Franziska von Chantal |

35. Woche Ev.: Heilung eines Taub-
stummen, Mark. 7, 31—37

- | | |
|----------------|--|
| 22. So. | 11. Sonntag nach Pfingsten
Fest d. Unbefl. Herz. Mariä |
| 23. Mo. | Philippus, Benitus |
| 24. Di. | Bartholomäus |
| 25. Mi. | Ludwig, Gregor |
| 26. Do. | Egbert |
| 27. Fr. | Gebhard,
Jos. v. Calasanza |
| 28. Sa. | Augustinus |

36. Woche Ev.: Gleichnis vom barmher-
zigen Samaritan, Luk. 10, 23—37

- | | |
|----------------|---|
| 29. So. | 12. Sonntag nach Pfingsten
Johannes Enthauptung |
| 30. Mo. | Rosa v. Lima, Irmgard |
| 31. Di. | Raimund, Isabella |

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums
in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter
Direktor des Vechtaer Burgmannskol-
legiums, Verfasser historischer Ab-
handlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer
in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer
des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Heinrich Ostendorf-Vechta, Justizrat
1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernard Romberg-Dinklage, Cellist,
zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und
Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Mu-
seumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent
am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgel-
virtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 † Gottfried Steding-Vechta, Kapitels-
direktor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg
(vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan,
Heimatschriftsteller.





Der eindrucksvolle Altarblock der Dinklager Klosterkirche. In Gestalt und Material verdichtet er gleichsam den urwüchsigsten Formwillen dieses sakralen Scheunenraumes. Es ist, als ob hier der Wesensgehalt der frühchristlichen Zeit unserer Heimat wieder eingefangen worden sei.

SEPTEMBER

1. Mi. Agidius, Ruth
2. Do. Stephan
3. Fr. Erasmus
4. Sa. Rosalie, Irmgard, Ida

37. Woche Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19

5. So. **13. Sonntag nach Pfingsten**
Laurentius Justiniani
6. Mo. Magnus
7. Di. Regina
8. Mi. Mariä Geburt, Hadrian
9. Do. Gorgonius, Korbinian
10. Fr. Nikolaus v. Tolentino
11. Sa. Helga, Protus u. Hyazinth

38. Woche Ev.: Gottes Vatergüte
Matth. 6, 24—33

12. So. **14. Sonntag nach Pfingsten**
Mariä Namensfest
13. Mo. Notburga
14. Di. Fest Kreuzerhöhung
15. Mi. Sieben Schmerzen Mariä
16. Do. Ludmilla, Edith
17. Fr. Hildegard, Lambertus
18. Sa. Richardis, Jos. v. Cup.

39. Woche Ev.: Jüngling von Naim
Luk. 7, 11—16

19. So. **15. Sonntag nach Pfingsten**
Januarius
20. Mo. Eustachius
21. Di. Matthäus
22. Mi. Mauritius, Emmeram
(Quatember)
23. Do. Linus, Thekla
(Herbstanfang)
24. Fr. Gerhard (Quatember)
25. Sa. Kleophas (Quatember)

40. Woche Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11

26. So. **16. Sonntag nach Pfingsten**
Cyprian, Justina
27. Mo. Kosmas und Damian
28. Di. Wenzel, Lioba
29. Mi. Michael
30. Do. Hieronymus, Ursus

1. 1834 † Franz Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Heinrich zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. Oldbg. Lehrervereins.

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Jos. Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.

22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.

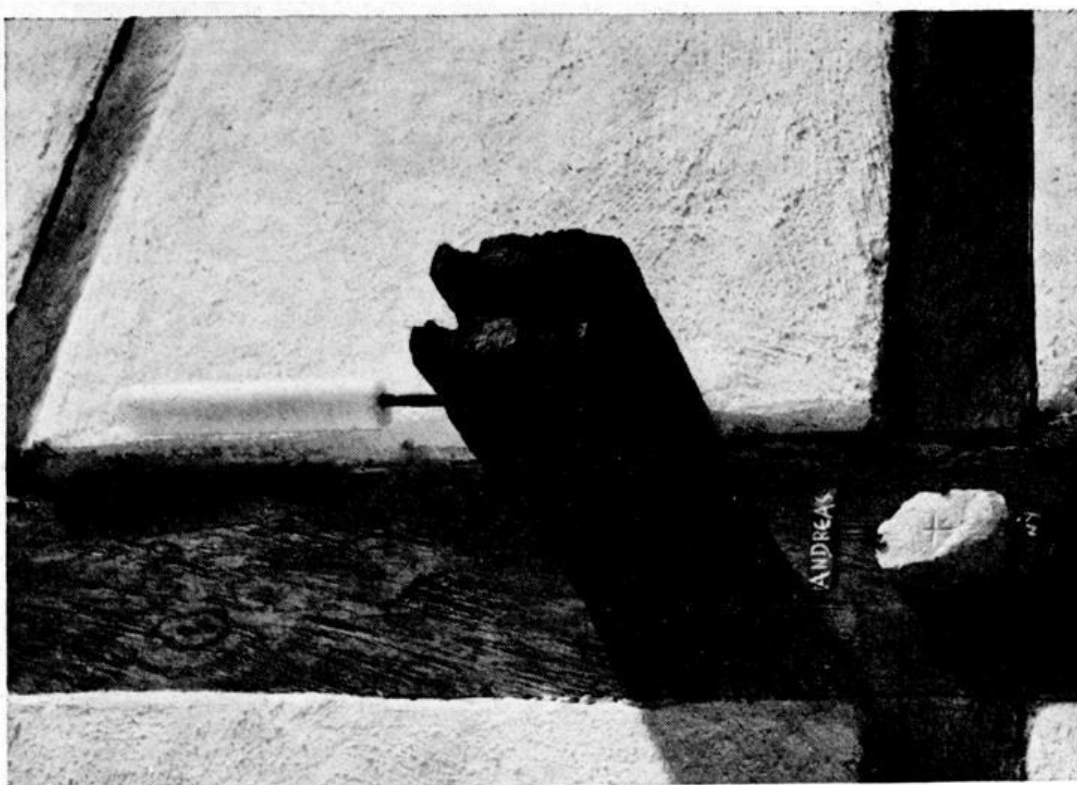
26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.

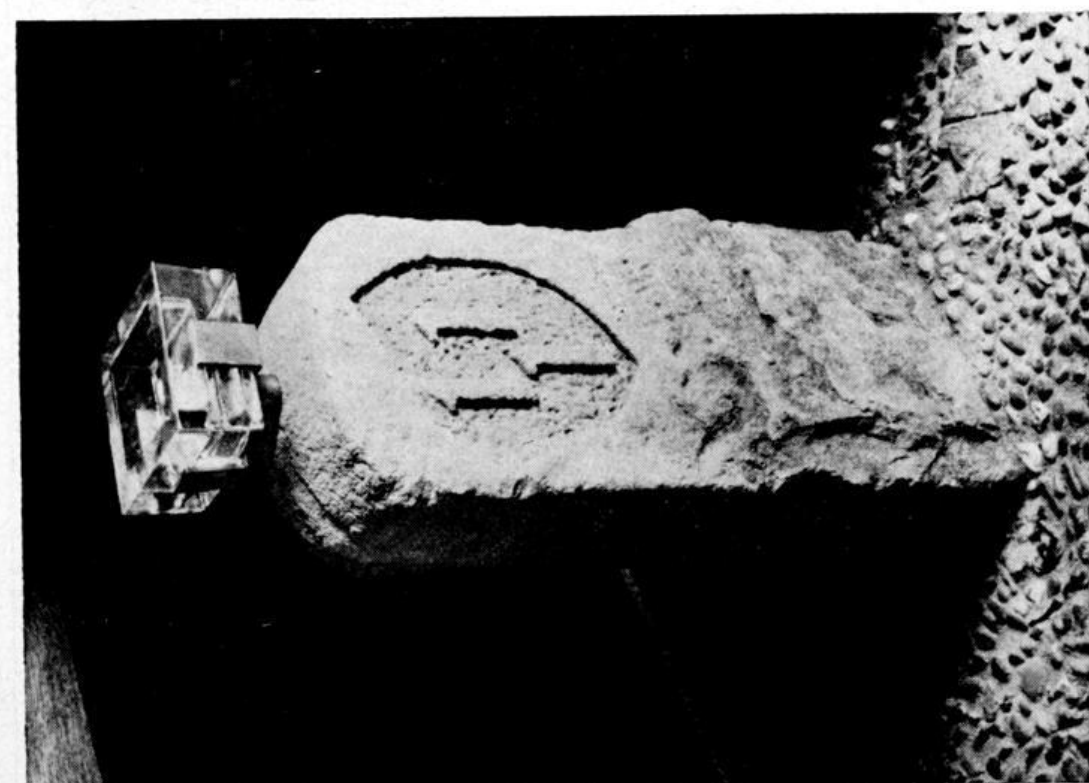
28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.





Charakteristische Einrichtungsgegenstände der „Scheunenkirche“ von St. Scholastika auf Burg Dinklage. Auch sie fügen sich un-
aufdringlich in den Grundstil dieser bemerkenswertesten Klosterkirche unserer Heimat ein. Das strenge Weihwasserbecken aus
Kristallglas im Atrium wird von einem alten Galen'schen Grenzstein getragen. Wandkerze und Apostelstein am Eichenfachwerk
des Kirchenraumes verbinden heimatlichen und weltweiten katholischen Geist.

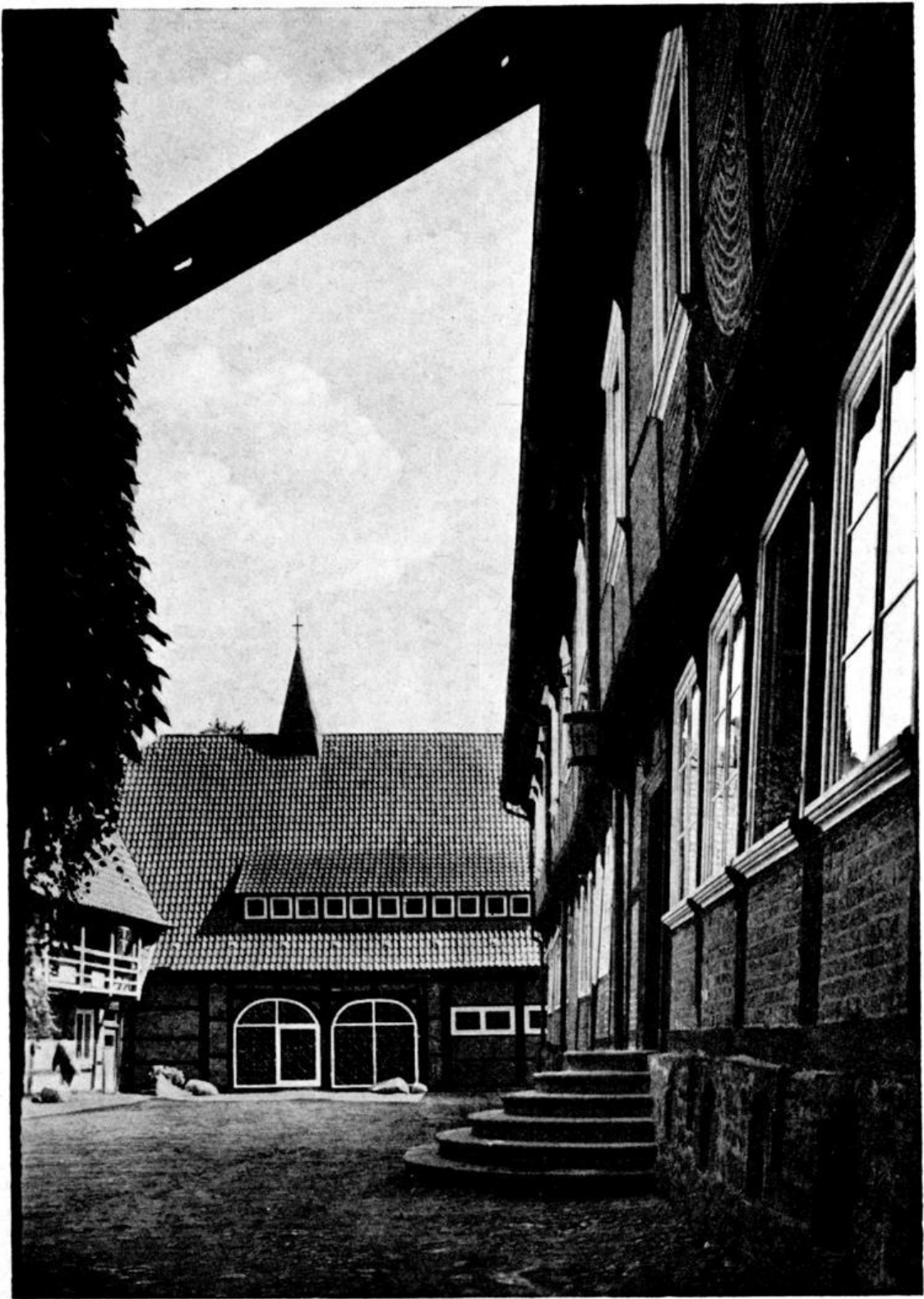


OKTOBER

1.	Fr.	Remigius, Giselbert	
2.	Sa.	Leodegar	☾
41. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46	
3.	So.	17. Sonntag nach Pfingsten Erntedankfest Theresia v. Kinde Jesu	
4.	Mo.	Franz von Assisi	
5.	Di.	Helmut, Meinolf	
6.	Mi.	Bruno	
7.	Do.	Sergius	
8.	Fr.	Brigitta	
9.	Sa.	Günther	
42. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	
10.	So.	18. Sonntag nach Pfingsten Viktor, Franz v. Borgia	☿
11.	Mo.	Bruno, Protus	
12.	Di.	Maximillian	
13.	Mi.	Eduard	
14.	Do.	Burkhard	
15.	Fr.	Theresia von Avila	
16.	Sa.	Hedwig, Gerhard	
43. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14	
17.	So.	19. Sonntag nach Pfingsten Kirchweihfest Margareta Alacoque	☾
18.	Mo.	Lukas	
19.	Di.	Frieda, Edwin	
20.	Mi.	Wendelin, Irene	
21.	Do.	Ursula, Meinhard	
22.	Fr.	Ingbert, Cordula	
23.	Sa.	Severin, Joh. v. Kapistran	
44. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46—53	
24.	So.	20. Sonntag nach Pfingsten Raphael, Erzengel	●
25.	Mo.	Crispin und Crispinian	
26.	Di.	Amandus, Siegebald	
27.	Mi.	Vincenz, Sabine	
28.	Do.	Alfred, Egbert	
29.	Fr.	Dorothea, Narzissus	
30.	Sa.	Serapion, Dietger	
45. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmher- zigen Knecht, Matth. 18, 23—35	
31.	So.	21. Sonntag nach Pfingsten Christkönigsfest Reformationsfest Wolfgang, Jutta	

1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes“.
1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.
1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.
1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.
1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.
3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.
3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe-Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.
5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.
16. 1899 † H. Mohlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.
17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.
19. 1945 † Franz Meyer-Holte bei Damme, Landtagsabgeordneter.
20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.
21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fernsehprediger.
25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.
26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.
29. 1938 † Karl Schönecker, Musiklehrer in Dinklage.
30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.





Der Innenhof der Dinklager Burg vom Haupteingang aus, mit Blick auf die hofseitige Ansicht der Klosterkirche des Benediktinerinnenpriorates, zwischen Schwesterntrakt (rechts) und Gästeflügel (links). Die früheren Scheunentore sind farbig verglast und lassen die Herbstsonne besonders warm in das Innere fluten.

NOVEMBER

1. Mo. **Allerheiligen**)
2. Di. Allerseelen
3. Mi. Hubert
4. Do. Karl Borromäus
5. Fr. Zacharias und Elisabeth
6. Sa. Leonhard

46. Woche Ev.: Der Zinsgroschen
Matth. 22, 15—21

7. So. **22. Sonntag nach Pfingsten**
Engelbert, Willibrord
8. Mo. Gottfried, Egbert
9. Di. Theodor ☸
10. Mi. Andreas Avellinus
11. Do. Martin, Bischof
12. Fr. Kunibert
13. Sa. Stanislaus Kostka

47. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter
des Jairus, Matth. 9, 18—26

14. So. **23. Sonntag nach Pfingsten**
Volkstrauertag
Alberich, Josaphat
15. Mo. Albertus Magnus
16. Di. Gertrud, Egmond ☾
17. Di. **Buß- und Bettag**
Hugo, Gregor
18. Do. Odo, Abt
19. Fr. Elisabeth v. Thüringen
20. Sa. Felix, Bernward

48. Woche Ev.: Das Ende der Welt
Matth. 24, 15—35

21. So. **Letzter So. nach Pfingsten**
Totensonntag
Mariä Opferung
22. Mo. Cäcilia
23. Di. Clemens, Felicitas ●
24. Mi. Johannes vom Kreuz
25. Do. Katharina
26. Fr. Konrad
27. Sa. Willehad

49. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum
Gericht, Luk. 21, 25—33

28. So. **1. Adventssonntag**
Anfang d. Kirchenjahres
(Geschlossene Zeit)
Günther, Rufus
29. Mo. Saturnin
30. Di. Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Cloppenburg.

4. 1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes
Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant
und Propst.

7. 1960 † Johannes Ostendorf-Lohne, Konrektor,
verdienter Heimatforscher und -schrift-
steller.

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in
Vechta, des ältesten Krankenhauses des
Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor-
mator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich Au-
gust, Verzicht auf die Thronfolge. Olden-
burg wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf von Galen-Dinklage,
Reichstagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage-
Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück-
Cloppenburg-Oldenburg (17. Oktober 1875
Oldenburg-Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg,
bedeutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der
Lohner Korkindustrie.

18. 1895 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma-
schinenfabrikant, Begründer der Holthaus-
schen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg)
wird auch kirchlich dem Bischof von Mün-
ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch-
lich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist,
zuletzt in Gotha.

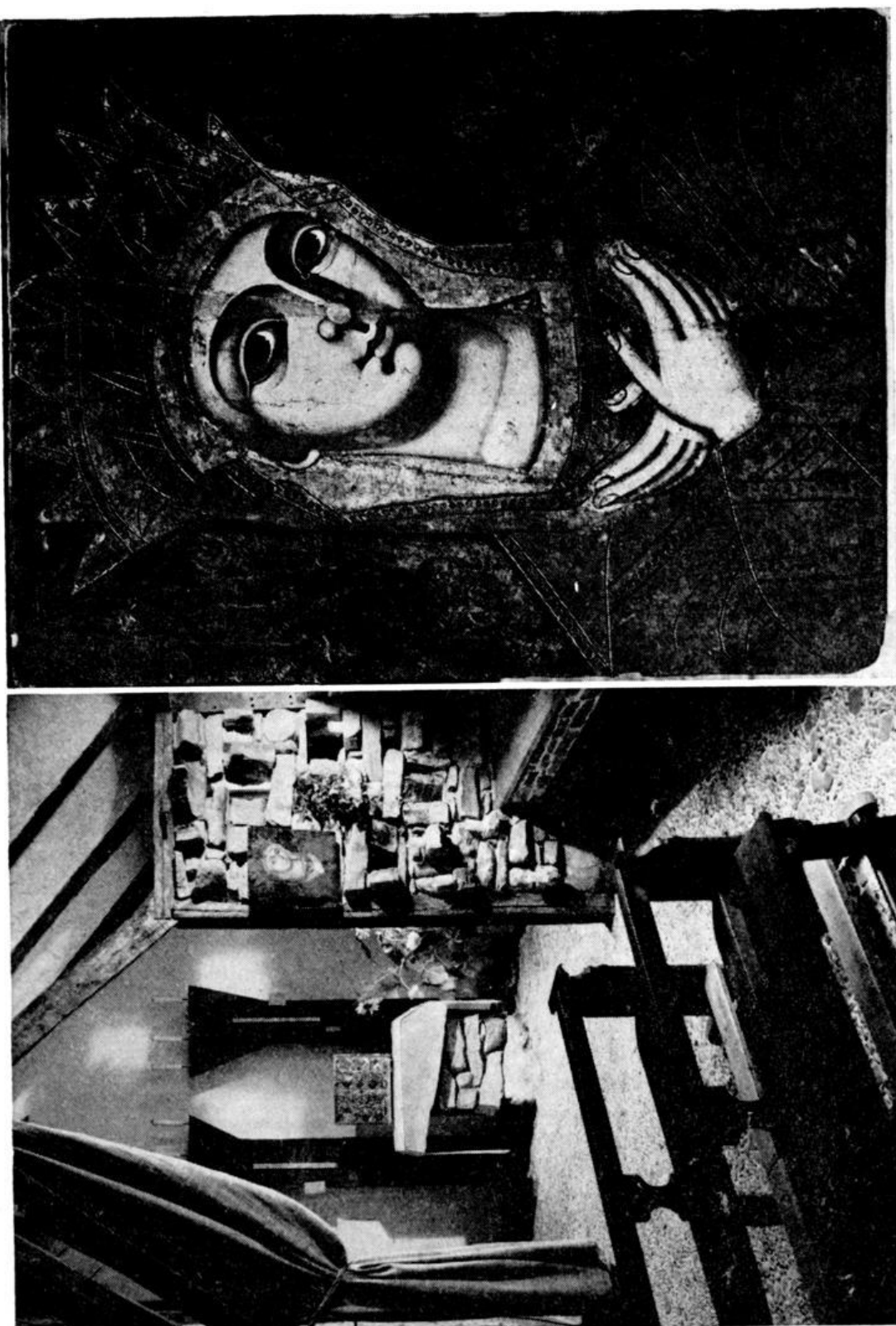
29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bild-
hauer.





Reliquiar aus der Klosterkirche St. Scholastika auf Burg Dinklage. Der aus wertvollem Material modern geformte Behälter birgt Reliquien des heiligen Papstes Pius X. und bietet sie von einem Wanddurchbruch aus den Andächtigen zur Verehrung dar. Solche neuzeitliche Form und einfache Darbietung des Reliquiars fügen sich dem Ganzen der „Scheunenkirche“ harmonisch ein.

1. Mi.	Arnold	☾
2. Do.	Blanka, Bibiana	
3. Fr.	Franz Xaver	
4. Sa.	Barbara	
50. Woche	Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10	
5. So.	2. Adventssonntag Reinhard	
6. Mo.	Nikolaus, Bischof	
7. Di.	Ambrosius	
8. Mi.	Mariä Unb. Empfänignis Elfriede	☼
9. Do.	Abel	
10. Fr.	Melchiades	
11. Sa.	Damasus	
51. Woche	Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28	
12. So.	3. Adventssonntag Justinus	
13. Mo.	Lucia	
14. Di.	Berthold, Franziska	
15. Mi.	Rainald, Christiana (Quatember)	☾
16. Do.	Adelheid, Eusebius	
17. Fr.	Begga, Lazarus (Quatember)	
18. Sa.	Wunibald, Christoph (Quatember)	
52. Woche	Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6	
19. So.	4. Adventssonntag Fausta, Friedbert	
20. Mo.	Christian	
21. Di.	Thomas	
22. Mi.	Beate (Winteranfang)	●
23. Do.	Dagobert	
24. Fr.	Adam und Eva	
25. Sa.	1. Weihnachtstag	
53. Woche	Ev.: Das Zeichen, dem wider- sprochen wird, Luk. 2, 33—40	
26. So.	2. Weihnachtstag Stephanus (Offene Zeit)	
27. Mo.	Johannes, Evangelist	
28. Di.	Fest. d. unschuld. Kinder	
29. Mi.	Thomas v. Canterbury, David, Lothar	
30. Do.	Amadeus	
31. Fr.	Silvester	☾
1. 1955 †	Reginald Weingärtner OP, anerkannter Heimat- und Naturforscher.	
2. 1895 †	Pfarrer Dr. C. L. Niemann - Cappeln, Heimatschriftsteller.	
3. 1946 †	Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.	
8. 1703	Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.	
8. 1919	Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.	
11. 1827	Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.	
11. 1837 †	Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.	
14. 1832 †	Bernard Bünge - Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.	
20. 1595	Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.	
20. 1933 †	Josef Meyer-Hemmelsbühen, Ökonome-rat.	
24. 1431 †	Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.	
25. 1932 †	Dr. Clemens Pagenstert - Vechta, Heimat-historiker.	
30. 1934 †	Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler	



Sakramentskapelle und Wand mit Ikone. Durchbrochene Wände umstellen diesen Raum mit seinem kostbaren Tabernakel, ohne ihn vom übrigen Kircheninnern zu trennen oder gar abzuschließen. Auf der Wand am Eingang das seltsam fromme Gnadenbild der Madonna. Fürwahr ein echt weihnachtliches Bild von fremdartigem Reiz in dieser denkwürdigen „Scheunenkirche“ des Benediktinerinnenpriorates auf Burg Dinklage.

Zu den Monatsbildern

Im Programm des Münsterlandtages 1962 erlebten viele Heimatfreunde zum ersten Male die kurz vorher vollendete Klosterkirche der Benediktinerinnen auf Burg Dinklage. Die neue Kirche fand bei allen Teilnehmern großes Interesse und hinterließ wegen ihrer einmaligen Gestalt bei den meisten einen nachhaltigen Eindruck. Tatsächlich nimmt dieses bemerkenswerte Gotteshaus im neueren Kirchenbau unserer Heimat eine Sonderstellung ein. So ist es wohl an der Zeit, darauf im Heimatkalender entsprechend einzugehen, zumal unter den Heimatfreunden immer wieder der Wunsch nach einer genaueren Beschreibung und Erklärung dieser „Scheunenkirche“ laut wurde. Es scheint auch durchaus berechtigt zu sein, das Werk in die dokumentarische Reihe der Monatsbilder des Kalenders aufzunehmen. Josef Hürkamp-Dinklage schrieb dankenswerterweise dazu die notwendigen Erläuterungen.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Eine Scheune wurde zum Gotteshaus

Im Jahre 1961 wurde auf Burg Dinklage, dem Geburtsort von Clemens August Kardinal von Galen, durch Weihbischof Tenhumberg aus Münster in Gegenwart des 1963 verstorbenen Abtes Eucharis von der Benediktinerabtei in Trier, des Domkapitulars Plump-Dinklage, des Erbkämmerers Christoph Bernhard Graf von Galen und vieler Oldenburger Priester die neue Klosterkirche eingeweiht, ein in seiner Bodenständigkeit und Einfachheit des Materials originelles Bauwerk. „Hier ist auf ganz neue Weise der Stall von Bethlehem wiedererstanden“, schrieb damals „Kirche und Leben“ (Nr. 2/1962).

Schon zu Beginn der Gründung des Benediktinerklosters St. Scholastika auf der Burg — die ersten Schwestern kamen 1949 — war es Wunsch des Grafen von Galen, daß aus

der Burgscheune einmal eine Klosterkirche werden möchte. Zwölf Jahre lang fehlte den Schwestern zunächst ein angemessenes Gotteshaus für die würdige Feier der Liturgie als Höhepunkt des kontemplativen benediktinischen Lebens. Die kleine Hauskapelle war wohl schön und geschmackvoll von L. Baur-Telgte gestaltet, reichte dazu aber kaum aus. Sie wurde von den Schwestern und auch von den Besuchern der Gottesdienste als eng und unzureichend empfunden. Die außerhalb der Klausur und weiter abseits gelegene Burgkapelle eignete sich noch weniger zur Klosterkirche.

Im Herbst 1960 fanden die Schwestern mit dem Architektenteam von Hausen-Rave aus Münster fähige Helfer. Diese verstanden es, mit ihren Entwürfen sowohl dem alten Haus, das unter Denkmalschutz steht, wie auch den Bedürfnissen des liturgischen Gebetes gerecht zu werden. Es handelt sich übrigens um das gleiche Architektenteam, das vor Jahren die Stadttheater in Gelsenkirchen und in Münster erbaute. Architekt Max-Clemens von Hausen aus Münster nahm sich mit viel Einfühlungsvermögen in die Verhältnisse der alten Burg des Projektes gern an. Er hatte erkannt, daß gerade die alte Scheune architektonische Möglichkeiten bot, die ein Neubau hier nicht besaß.

Was 1960 noch Scheune und Kuhstall war, birgt nun seit dem 3. September 1961 Altar und Tabernakel, und die jahrhundertealten Scheunenbalken sind eindrucksvolle Zeugen des Gottesdienstes. Anfang 1961 wurden in den Seitenräumen der Scheune sogar noch Schweine gefüttert. Dann begann ein eifriges Arbeiten unserer soliden heimischen Handwerker, und der Kirchenbau machte erstaunlich rasche Fortschritte. Während der ersten Wochen sah der Bau allerdings wüst und gefährlich aus. Fast alle Handwerker drohten beinahe, den Mut zu verlieren. Je mehr aber das Werk seiner Vollendung entgegenging, desto mehr er-



weckte es die Freude und Bewunderung aller, die es werden sahen.

Der ursprüngliche Charakter der Scheune — Grabungen beim Bau und pollenanalytische Untersuchungen vom Verfasser dieses Aufsatzes erwiesen drei Bauabschnitte (15., 16. und 17. Jahrhundert) — bzw. der Eindruck eines Bauernhauses blieb im Innern der neuen Klosterkirche dank dem alten Holzgerüst bewahrt. Das bewußte Festhalten an Herkunft und Vorgeschichte des Raumes ist ein Zeichen jener unbefangenen Geradheit und Ehrlichkeit, die nichts zu verbergen haben. Zudem ruft die Scheune alte christliche Wahrheiten neu ins Gedächtnis; z.B. das Bild des Matthäus-Evangeliums, wie Christus mit der Wurfschaufel in der Hand seine Tenne reinigt und die Spreu vom Weizen scheidet, d.h. das Gericht am Menschen vollzieht. „Man mag denken an das himmlische Jerusalem, in das Christus seinen Weizen einbringt“, sagte Abt Eucharis in seiner Festpredigt am Einweihungstage.

Der Altartisch, an dem der Priester die heilige Messe zum Volke gerichtet feiert, ruht auf großen, unbehauenen Findlingen und wirkt wie eine Opferstätte aus der Vorzeit. Über dem Altar hängt das Kreuz, vom Bildhauer Bucker aus Vellern in goldbelegter Mooreiche gefertigt. Der Korpus besteht aus Elfenbein.

Der etwas erhöhte Raum hinter dem Altar, das Presbyterium, bietet dem zelebrierenden Priester, der im Namen Christi Vorsteher und Leiter der heiligen Versammlung ist, mit den ihn umgebenden Klerikern und Ministranten ausreichend Platz. Oben im Gebälk des Altarraumes steht St. Benedikt, der Stifter des Ordens; eine spätgotische Arbeit, in Zirbelholz geschnitzt von einem unbekannten Meister aus dem Alpenländischen. An der Rückwand im Presbyterium finden sich vier der insgesamt zwölf bedeutsamen Apostelsteine. Die anderen Steine für die sogenannten Apostelkreuze wurden auf zwei Balken im Kirchenraum und an sechs weiteren Stellen im Nonnenchor angebracht.

Wie die zwölf Stämme Israels gemeinsam das ausgewählte Volk des Alten Bundes bildeten, so vertraten die zwölf Apostel gemeinsam das Gottesvolk im Neuen Bund.

Die Steine für die Apostelkreuze wurden sämtlich von großen Gebetsstätten aus aller Welt, und zwar aus folgenden Klöstern, zusammengebracht: einer aus Jerusalem, der Wiege des Christentums; zwei aus Rom, dem Mittelpunkt der Christenheit seit zwei Jahrtausenden, und zwar aus St. Johannes im Lateran und vom Vatikanischen Hügel; je einer aus Cluny, dem in Heiligkeit und Frömmigkeit durch die ganze mittelalterliche Kirche strahlenden Benediktinerkloster in Frankreich; aus Gerleve, Helfta und aus Alexanderdorf, einem märkischen Dorf, von wo die Klostergründung in Dinklage ausging; außerdem noch Steine aus Visbek, Taizé usw.

Den Fußboden des Inneren haben die Maurer und die Schwestern in gemeinsamer mühevoller Kleinarbeit aus Tausenden von bunten Natursteinchen (Rhein- und Weser kies) kunstvoll verlegt. Er ist herb wie alles andere und erinnert an gewisse Vorbilder im heimischen Bauernhause. Diese mosaikartige Arbeit zeigt besonders, wieviel Sorgfalt und Geduld auf die Herrichtung des Raumes zum Hause Gottes, zum Heiligtum für seine auf Erden wandelnden Kinder, verwendet wurde. Ebenso verstanden sich einige Schwestern des Konvents auf Zimmermannsarbeiten; überall halfen sie bei den Bauarbeiten mit.

Der kleine Seitenraum neben dem Presbyterium, das Sakramentskapellchen, ist durch eine aufgelockerte, perforierte Wand mehr mit dem Altarraum verbunden als von ihm abgetrennt. In ihm steht der Tabernakel, dessen steinerner Unterbau an das Opfer Melchisedechs erinnern mag, der Brot und Wein als Opfer des Friedens darbrachte. Rechts von der Sakramentskapelle entdeckt der Besucher vor der aus Natursteinen aufgeschichteten Wand ein frühbarockes Muttergottesbild. Diese Ikone stammt von Kreta und weist auf den größeren Raum der allumfassenden Kirche hin. Unweit davon liegt offen auf einer seitlich verlaufenden Bank die Bibel. Sie gibt Gelegenheit, Trost im Worte Gottes zu suchen und zu finden.

Rechts vom Schwesternchor führt eine rote Tür in die Kreuzwegkapelle; ein schmaler Seitenraum, der von einer Christustatue in

Gestalt des Schmerzensmannes beherrscht wird. Die Plastik stellt eine gute spätgotische Arbeit aus dem 14. Jahrhundert dar und lädt unübersehbar zu besonderer Betrachtung ein. Gerade diese Kreuzwegkapelle verleugnet am allerwenigsten die bauliche Herkunft aus einer Scheune. Für den Kreuzweg selbst sind 13 kleine, aus dem Holz der Scheune kunstvoll gestaltete Kreuze ausgewählt worden, die die Schwestern jeweils mit einem kleinen Stein vom Olberg zusammenfügten. Nur die letzte Station trägt ein Bild, die Grablegung. Es stammt aus der Bückerschen Werkstatt und ist die Arbeit eines begabten Vierzehnjährigen, der sie dem Kloster schenkte.

An die Stelle der alten Scheunentore sind mächtige, bleiverglaste Fenster nach Entwürfen von L. Baur-Telgte eingesetzt worden. Durch sie empfängt der Raum das Tageslicht. Während im vorderen Teil des Inneren, dem eigentlichen Kirchenraum, auch die Gläubigen beten können — jede Kirche ist ja Versammlungsraum einer bestimmten Gemeinde —, dient der rückwärtige Teil des Inneren als Nonnenchor den Tagesgebeten der Schwestern. Er ist durch das frühere Scheunengebälk und durch innerhalb der Balken locker bestickte Hanf-Fischnetze (mit Steinchenbeschwörungen), sowie durch eine Kerzenreihe vom vorderen Kirchenschiff abgegrenzt. Die Schwestern ziehen von ihrem „Statio-Gang“ her durch eine große Schiebetür paarweise zum Gottesdienst ein und nehmen im Chorgestühl zu beiden Seiten Platz. Im Nonnenchor sind einige Apostelsteine aus Frauenklöstern angebracht. Aber es begegnet uns hier auch der Apostelstein aus Visbek zur Erinnerung an das ursprünglich bedeutendste Kloster des heutigen Oldenburger Münsterlandes und an die ehemalige „cellula“ seiner Christianisierung; ferner der Stein aus Taizé, dem evangelischen Mönchskloster in Südfrankreich, das mit großer Liebe und großem Gebetseifer um die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen ringt; dann noch einer aus dem Zisterzienserkloster Hude und einer von den ökumenischen Marienschwestern in Darmstadt. An der linken Rückseite des Nonnenchores sind über die halbhohe Wand hinweg die Pfeifen einer kleinen Bachorgel sichtbar.

Wer in die Höhe des Kircheninnern blickt, der bemerkt unterhalb des reichen Scheunengebälks eine Balustrade. Sie ist mit alten Eichenbrettern abgekleidet, deren ungefüge Holznägel erkennbar gelassen wurden. Diese, nur von der Klausur aus zugängliche Empore ermöglicht kranken und betagten Schwestern die Teilnahme am Gottesdienst, ohne daß sie das Haus verlassen müssen. Sie fügt sich harmonisch in das ganze Bild ein.

Für das Mauerwerk wurden in Anknüpfung an die benediktinische Tradition unseres Raumes Handstrichziegel aus Hude und Visbek mitverwendet. Im Atrium trägt ein alter, am Wege entdeckter Grenzstein mit dem Galenschen Wappen das gläserne Weihwasserbecken. Anstatt draußen am Wege, steht der Grenzstein nun drinnen an der Grenze zwischen Alltagswelt und Heiligtum, zwischen profanem und sakralem Raum. Auch ist hier, von außen und innen sichtbar, der Grundstein der Kirche eingelassen, ein größerer Sandsteinblock aus dem alten Erker (1557) an der Südseite der Burg. Der Stein mußte bei Reparaturarbeiten entfernt werden und bekam so einen neuen sinnvollen Zweck. Innen schmückt den Grundstein eine Bronzeplatte mit der Jahreszahl der Grundsteinlegung und mit der Taube, dem Symbol von St. Scholastika (Arbeit von H. Bucker). Diese Heilige wurde nämlich die Herrin und Beschützerin des neuen Gotteshauses. Sie war die leibliche Schwester des Mönchsvaters Benedikt und wegen ihrer großen Liebe eine sehr verehrte Klosterfrau.

Als Graf von Galen Pfingsten 1961 im Vatikan zu Rom Erbkämmererdienste tat, bemühte er sich um Reliquien für die neue Kirche. Der Heilige Vater Johannes XXIII. schenkte ihm im Andenken an Kardinal von Galen, dem er in Paris auf der Durchreise einmal persönlich begegnet war, ein schlichtes, aber würdig kostbares Reliquiar von Papst Pius X. (geschaffen durch Bildhauer Bucker-Vellern im Stile unserer Zeit). Dieser heilige Papst wird von den Benediktinern besonders geschätzt und verehrt; an seinem Fest wurde auch die Kirche konsekriert. Allerdings konnte die Reliquie nicht in das Sepulcrum des Altares eingemauert werden, da Pius X. kein Märtyrer ist. So

schenkte für das Sepulcrum des Altares der General des Jesuitenordens eine Reliquie des heiligen Andreas Bobóla. Dieser Heilige und Märtyrer wurde vor 300 Jahren (1657) bei Minsk in Polen während einer Predigt ermordet und anläßlich seiner Heiligsprechung 1938 von Papst Pius XI. als Fürsprecher für die Wiedervereinigung der West- und Ostkirche angerufen. Damit ist den Schwestern gleichsam die besondere Aufgabe zugewiesen worden, für die Wiedervereinigung der Kirchen zu beten. Bischof Michael von Münster schenkte außerdem noch eine Reliquie der hl. Faustina, einer altchristlichen Märtyrin. Diese Reliquie wurde ebenfalls in das Sepulcrum des Altares eingemauert.

Den äußeren Abschluß der Kirche bildet das kupfergedeckte Glockentürmchen mit dem einfachen Eisenkreuz. Von ihm aus ruft die am Epiphaniestag geweihte kleine Glocke die Nonnen und Kloster Gäste zu den Gebetsstunden. Ihr Klang ist weich und dringt nicht weit hinaus. Jedoch möchte die Glocke bezeugen, daß das Gebet der kleinen Gemeinschaft in der Dinklager Burg sich mit dem Beten der ganzen Kirche und dem Lobpreis der gesamten erlösten Schöpfung vereinigen will. Darum trägt sie die Aufschrift: *Jubilare Deo omnis terra!*

Wenn die Gnadengeheimnisse Gottes hier auf Erden in einer Scheune ihre Stätte finden, so kommt darin überhaupt zum Ausdruck, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. In einem Stall wurde Christus geboren und hatte auch später oft nichts, wohin er sein Haupt legen konnte. Nicht Wohnhaus im irdischen Sinne ist diese

„Scheune“. Die ungetünchte Herbheit des Innern weist darauf hin, daß wir hier auf Erden Pilger und Gäste sind. Nur „vorübergehend“ ist unser ganzes Beheimatetsein auf der Erde. Die Klosterkirche auf Burg Dinklage kündigt sinnbildlich von diesem Pilgerstand. Deshalb wurde ja auch zufälliges Material verwendet: die Balken mit ihren Löchern, die schiefen Wände, die Findlinge aus dem Boden der Scheune zur Unterstützung der Balken und für den Altar, die Basaltsteine, die Balkenenden für die Apostelkerzen usw. . . . Alles will das Gleiche aussagen.

Der erste Teil der Kirchweihe, die, wie bereits erwähnt, am 3. September 1961 stattfand, erfolgte auf dem Burghof, weil wegen der Burggräfte ein Umschreiten der neuen Kirche nicht möglich war. Dann zog Weihbischof Tenhumberg in die neue Kirche ein. Den Höhepunkt erlebte die Feier beim Anzünden des Feuers auf der Altarplatte. Mit einem feierlichen Pontifikalamt wurden die heiligen Geheimnisse der Messe zum ersten Mal in den uralten Räumen vollzogen. Der Klang der neuen Orgel war auf dem ganzen Burghof und weit in den Park hinein zu vernehmen. Abt Eucharis erläuterte in der Festpredigt, wie die alte Scheune sich in ein Haus Gottes umwandelte. Möge die neue Kirche in ihrer herben Schlichtheit für alle, die aus nah und fern sie aufsuchen, ein Ort wahrhafter Gottesbegegnung im Gebet und eine Stätte werden, an der zwischen rohen Balken und unbehauenen Steinen schließlich alles Unehliche und alle Halbheit abfällt im wortlosen Akt der Anbetung und Hingabe!

Josef Hürkamp



Die Einweihung der erneuerten Schweger Windmühle am Fronleichnamstage 1964 gestaltete sich zu einer denkwürdigen Feier in der Geschichte des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland. Konnte hier doch eine Windmühlenrettung durch den (Münsterländer) Heimatverein Dinklage festlich begangen werden.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Die aktuelle Notwendigkeit der Heimatarbeit

Vorbemerkung: Anlässlich der Einweihung der renovierten Windmühle „Bäukens Möhlen“ in Schwege am 28. Mai 1964 hielt Verwaltungspräsident Robert Dannemann eine viel beachtete Grundsatzrede über die umfassende Bedeutung praktischer Heimatarbeit. Unmittelbar darauf bat ich ihn um diese Rede als Leitaufsatz für den Heimatkalender. Spontan und großzügig stellte der Verwaltungspräsident sein Manuskript zur Verfügung und gab mir volle Freiheit für eine Veröffentlichung im Ganzen oder in Teilen. So erscheinen hier in nahtlosem Zusammenhang Auszüge der wichtigsten und bedeutsamsten Stellen der Rede.

Alwin Schomaker, Langenteilen

Die heutige Veranstaltung zeigt wieder mit aller Deutlichkeit, wie stark die breite Öffentlichkeit teilnimmt und wie sehr jung und alt sich noch der Heimat, ihrer Eigenart und ihren Gebräuchen verbunden fühlt.

Das hat nichts mit Romantik zu tun, sondern ist der Ausdruck wahrer Volksverbundenheit. Wir sind in der heutigen Zeit des Materialismus so arm geworden an persönlichen Werten, daß man dankbar und froh sein kann, noch Menschen zu haben, die sich nicht von der Massenbewegung und der Massenspychose einfangen lassen, sondern die die hohen Werte der überlieferten Kultur erkannt haben und bestrebt sind, sie nicht einfach restaurativ zu erhalten, sondern sie einzubauen in den Fortschritt unserer Generation.

Leider müssen wir feststellen, daß die ländliche Lebensform in immer stärker werdendem Maße der industriellen Massengesellschaft zu erliegen droht. Mit zunehmender Industrialisierung hat auch das ganze Denken der Menschen sich gewandelt. Es vollzieht sich hier nicht nur ein Strukturwandel der Landschaft und der Wirtschaft, sondern in Verfolg dieser Entwicklung wird das persönliche und menschliche Zusammengehörigkeitsgefühl immer mehr verdrängt.

Wir wissen, daß die Zeit weiterschreitet und daß Wandlungen sich vollziehen, die auch das Gesicht des flachen Landes verändern. Wer mit offenen Augen durch unser Gebiet fährt, der wird feststellen, daß sich nach dem Kriege ein großer Strukturwandel vollzogen hat. Überall sind neue Industrien, Gewerbe- und Handelsbetriebe entstanden, und aus einer einseitigen Agrarlandschaft

ist längst ein Gebiet entstanden, in dem der immer noch dominierenden Landwirtschaft andere Wirtschaftszweige eine wohlthuende Ergänzung gebracht haben.

Diese Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Sie ist aber auch nicht abzulehnen. Im Gegenteil sind wir der Meinung, daß eine gute Mischung von Landwirtschaft mit Industrie, Handwerk und Handel auch wesentlich dazu beiträgt, den gesamten Lebensstandard der Bevölkerung zu heben, und über die bessere Beschäftigungsmöglichkeit auch den Gemeinden durch das höhere Steueraufkommen die Durchführung ihrer vielfältigen kommunalen Probleme erleichtert.

Der Verwaltungsbezirk Oldenburg ist nicht mehr Randgebiet des wirtschaftlichen Geschehens, sondern nimmt aktiven Anteil an der Entwicklung zum größeren europäischen Wirtschaftsraum. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß wir in jeder Hinsicht konkurrenzfähig werden. Das trifft für die Landwirtschaft ebenso zu wie für alle Zweige der Wirtschaft.

Wesentlich ist aber die verkehrliche Erschließung des ganzen Raumes. Wir sind der festen Überzeugung, daß nach Herstellung der Autobahn — der Hansalinie — auch für das Oldenburger Münsterland viele Vorteile entstehen werden. Um diese Autobahn hat es viele Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen wegen der Linienführung gegeben. Ich glaube aber, daß jetzt eine Lösung gefunden worden ist, die als allgemein tragbar angesehen werden muß. Ernstlich kann es sicher heute niemanden mehr geben, der eine Autobahn als Hauptverkehrsader für ein Gebiet ablehnt. Ärgerlich ist es natürlich immer für den, der für diesen Zweck Land abgeben muß und dessen Ländereien zerschnitten werden. Hier muß in Zusammenarbeit mit der Flurbereinigungsbehörde eine Lösung gesucht werden, die die entstehenden Schäden auf ein Mindestmaß herabdrückt.

Der Dinklager Heimatverein hat sich von Anfang an dafür eingesetzt, daß das herrliche Burggelände weitgehendst geschont wird. Sehr gerne habe ich mich zum Fürsprecher dieses berechtigten Wunsches gemacht und mich dafür eingesetzt, daß diesem Wunsche entsprochen wird.

Aber auch in industrieller und handwerklicher Hinsicht stehen zweifellos wichtige Projekte an. Sorgen wir dafür, daß die



Tüsken Wolken ün Wind

von Hubert Burwinkel

*Ick güng eis as Junge bergup un bergunner.
Do seeg ick up'n maol eine Windmöhlen
staohn.*

*Sofort hüllt ick an un bekeek mi dat Wunner,
Dat hoch sick dor riskede an miene Baohn.*

*Ick seeg, wo dei Flögel so drocke sick draihde,
Ick seeg up den Umgang den Möller ant Glind.
Lang bleef ick dor staohn un bekeek mit
Fraide*

Dat lustige Spill tüsken Wolken un Wind. —

Möhlensterben

von Hubert Burwinkel

*Dei Möhlenflögel braoken
un braoken Kranz un Glind,
Stünd hier un dor ein Staoken
in Rügen un in Wind.*

*Dann was ein Storm ant brusen,
reet in den Rump ein Lock
un leet dei Schindels susen
wiet öwer Stein un Stock.*

*Dei Rest fallt uck woneiher. —
So hart kummt mi dat vör,
as wenn dei Möhlen fröüher
mien eigen wäsen wör. —*

Brot van dei Möhlen

*As ick all so grot was, dat ick ein
twintigpündig Schwatbrot drägen kunn,
müss ick fökender nao dei Möhlen, ein Brot
tou haolen. Dat dö ick mit'n eigen lütken
Handwaogen. Dat Brot was meist noch
warm un smeckde so moje. Wenn ick bi
Hus anköm, har ick dei eine Kanten van
unnern bet baoben all upäten. Dei Weg
was uck ja wiet. Finao, dei ole, grote
Maogd, dei woll 35 Johr bi us was, bekeek
sick dat Brot un schüllt dann faoken: „Dei
Buck van Jungen, hei heff dat halwe Brot
all wedder upiräten.“ — —*

*Bi mienen Möhlenbesök leerde ick uck
den Möller kennen. Dei heff mi allerhand
wiest un bibrocht, wat hei ales mählen
kunn. Ick sä: „Dann is dat ja 'n Roggen-
möhlen, Weitenmöhlen und Gessenmöhlen.“
— „Un'n Jungmöhlen“, sä dei Möller. — Ick
frög: „Wat is dat dann?“ — „Ja“, sä dei
Möller, „dor werd baoben ole Wiewer in-
stäken, dei kaomt unnern as junge Wichter
wedder herut.“ — Dat behült ick, un as ick
wedder in Huse was, frög ick dei ole Finao:
„Finao, wus du wedder jung werden?“ —
„Junge, di is't woll in dei Plätten trocken?“
was dei Antwort. „Nä“, sä ick, „Möllers
Hinnik heff ne Jungmöhlen. Dor kumms du
baoben in den Rump, un unner langs du
as'n jung Wicht wedder an tou danzen.“ —
Do wörd dei fröndliche Finao gneisig un
haude mi mit den Schötteldouk üm dei
Ohren. — — —*

Hubert Burwinkel

Zubringerstraßen zur Autobahn so ausgebaut werden, daß noch zusätzliche Arbeitsplätze hier geschaffen werden. Das trifft nicht zuletzt auch für die große Zahl der kleinbäuerlichen Betriebe zu. Nach dieser Richtung befindet sich die Landwirtschaft mitten in einem großen Umwandlungsprozeß. Die immer weiter schreitende Technisierung und der Arbeitskräftemangel zwingt die Landwirtschaft zu entscheidenden Maßnahmen auf dem Gebiete der Produktion und der Verwertung. Das wird zwangsläufig dazu führen, daß in der Zukunft ein gewisser Prozentsatz von Arbeitskräften, selbst von Kindern der Bauern, in andere Berufe führen wird, die einen besseren Lebensstandard gewährleisten.

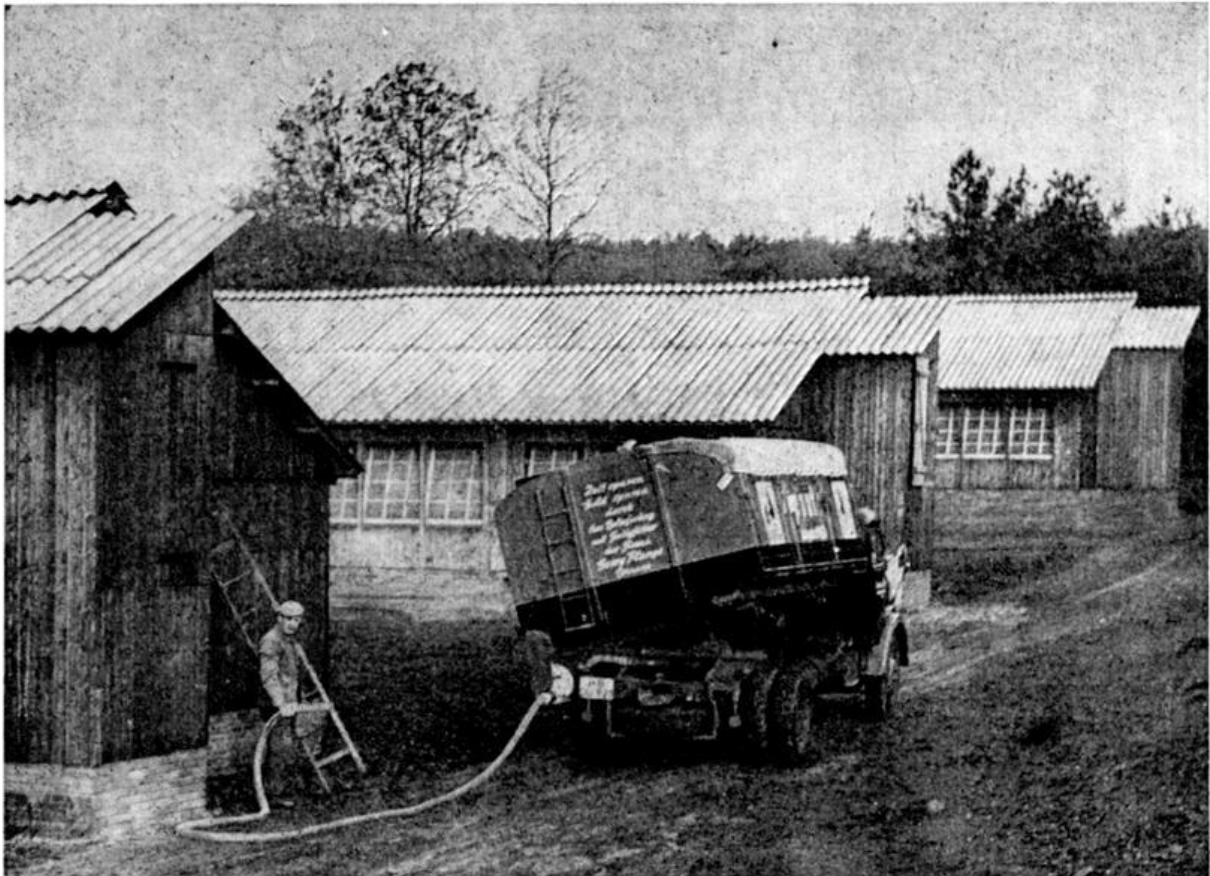
Es wäre falsch, vor dieser Entwicklung die Augen schließen zu wollen und so zu tun und zu handeln, als ob alles beim Alten bleiben müsse. Hier muß man ganz nüchtern die Dinge so sehen, wie sie sind, und danach handeln. Dann brauchen wir auch in der EWG um unsere Landwirtschaft nicht

banke zu sein. Erkennen wir aber nicht die Zeichen der Zeit, dann wird die Entwicklung über uns hinweggehen.

Bewußt habe ich diese Gedankengänge einmal herausgestellt. Das bedeutet aber keineswegs, daß deswegen unsere ländliche Kultur ein völlig anderes Gepräge bekommen muß. Hier wird es eine der vordringlichsten Aufgaben gerade der Heimatvereine sein, alles daranzusetzen, daß viele alte und schöne Sitten und Gebräuche nicht einfach über Bord geworfen werden, sondern gehegt und gepflegt werden. Einen ganz besonderen Wert möchte ich in diesem Zusammenhang der Pflege unserer plattdeutschen Sprache beimessen.

Es ist oftmals erschreckend, festzustellen, mit welcher Leichtfertigkeit oder Gedankenlosigkeit diese schöne Muttersprache aufgegeben oder vernachlässigt wird. Vielfach ist man der Meinung, sie sei nicht fein genug und passe nicht mehr in die neue Zeit. Gott sei Dank denkt man im südlichen Münsterland noch anders. Hier wird





Mischfutter-Tankwagen auf einem landwirtschaftlichen Veredlungsbetrieb unserer Heimat (Hühnerhaltung Krapp in Schemde bei Steinfeld). Weil unsere altüberlieferten Wind- und Wassermühlen durch neuzeitliche Motormühlen an Leistung bei weitem übertroffen wurden, gerieten sie nach der letzten Jahrhundertwende, hauptsächlich nach dem ersten Weltkrieg, unaufhaltsam ins Hintertreffen. Es war vor allem die moderne bäuerliche Veredlungswirtschaft in der Schweinemast und in der Hühnerhaltung, die eine solche Leistungssteigerung der Mühlen notwendig machte. Im letzten Jahrzehnt traten nun auch noch auf der Grundlage der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse über rationelle Tierfütterung und über deren Automatisierung Mischfutter- und Fertigfutterbetriebe auf den Plan. Diese liefern heute das lose Futter in der gewünschten Zusammensetzung über Tankwagen unmittelbar in die Silos der Futterautomaten. Da haben die alten Windmühlen hierzulande wahrlich keine Chance mehr.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

erfreulicherweise noch plattdeutsch gesprochen.

Mit ganz besonderer Freude habe ich die Anregung der Oldenburg-Stiftung im vorigen Jahr aufgegriffen, unter den Schülern unseres Landes einen Wettbewerb im Lesen plattdeutscher Stücke durchzuführen. Unser Appell an die Schulen, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen, fiel auf fruchtbaren Boden. Und so konnten wir im Winter in Oldenburg die besten Leser der einzelnen Kreise zum letzten Kampf antreten sehen. Es war für uns alle, die wir die Freude hatten, dieses Wettlesen mitzerleben, ein ganz besonderes Ereignis, die jungen, frischen Schüler und Schülerinnen ihre Stücke vortragen zu hören. So etwas ist Musik in den Ohren all derer, die sich noch den Sinn für Heimatliebe und Bodenverbundenheit bewahrt haben.

Genau so sollten wir aber auch die Sprache und die Bräuche der Heimatvertriebenen ehren und achten. Das hat nichts mit Schwärmerei und Romantik zu tun, sondern nur aus der Kraft der Heimat erwächst auch die Kraft zum größeren Vaterland. Deutschland befindet sich in einer äußerst schwierigen Situation. Blutenden Herzens müssen wir zusehen, wie mitten durch unser Vaterland ein Stacheldraht und eine Mauer gezogen sind und Deutsche diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges von einander trennen.

Wir wissen nicht, wann Deutschland wiedervereint sein wird. Wir wissen aber, daß es solange in der Welt keinen Frieden geben kann, solange dieses schreiende Unrecht nicht beseitigt ist. Wir in der Bundesrepublik sind in der glücklichen Lage, noch als freie Bürger ein demokratisches Leben füh-



Unsere heimischen Bauernhöfe sind durch den modernen Straßenverkehr und durch die modernen Nachrichtenmittel welt- und marktoffen geworden. Die landwirtschaftliche Erzeugung — und damit auch der ganze bäuerliche Lebensbereich — stehen heute enger und vielseitiger denn je in Wechselwirkung mit der gesamten Volkswirtschaft. Neben der Getreide- und Milchproduktion gibt im Oldenburger Münsterland gerade die tierische Veredlung über Huhn und Schwein in wachsendem Maße den Ausschlag. Hier wurden ganz neue Vermarktungseinrichtungen geschaffen, wie z. B. die Südoldenburger Frischei GmbH und verschiedene Versandschlachtereien, oder sie werden geplant und sind schon im Entstehen begriffen. Die menschlichen Rückwirkungen dieser umfassenden Wirtschaftsentwicklung müssen auch die praktische Heimatarbeit beschäftigen.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

ren zu können, das die Würde des Einzelmenschen noch achtet. Wie ganz anders liegen doch die Verhältnisse jenseits des Vorhanges.

Aber seien wir uns völlig darüber im klaren, daß allein die materiellen Dinge für ein Volk nicht ausschlaggebend sind. Genau so wichtig sind die kulturellen Fragen. Und in dieser Hinsicht besteht zweifellos noch eine Benachteiligung des flachen Landes. Wir müssen daher alles daransetzen, daß bereits bei unsern Schulen auf dem Lande eine hervorragende Ausbildung gewährleistet ist. Aus dieser Sicht heraus haben wir in den letzten Jahren bewußt auf dem Lande eine Reihe von guten und modernen Schulen geschaffen und bestehende ausgebaut.

Eine schwierige Aufgabe war zweifellos die Durchführung des 9. Schuljahres. Heute dürfen wir mit Befriedigung feststellen, daß dank dem hervorragenden Einsatz unserer Kommunalverwaltungen dieses schwierige und finanziell wirklich nicht einfache Problem gut gelöst worden ist.

Wir sollten uns immer von dem Gedanken leiten lassen, daß das Wertvollste, was wir unseren Kindern mitgeben können, eine gute Ausbildung ist. Alle irdischen Güter können über Nacht zunichte werden. Das hat die jüngste Vergangenheit zur Genüge gezeigt. Was man aber einem Menschen nicht nehmen kann, das ist sein Wissen und sein Können.

Aber auch auf andern kulturellen Gebieten gibt es viele Dinge, die gefördert und gepflegt sein sollten. Auf dem Dorf ist dabei besonders an die Erhaltung der Dorfgemeinschaft zu denken: Früher — zu Zeiten unserer Vorfahren — war es eine Selbstverständlichkeit, daß Taufen, Kommunionen, Konfirmationen, Hochzeiten und Beerdigungen eine Angelegenheit des ganzen Dorfes waren. Jeder nahm teil an den familiären Ereignissen im Dorfe. Dazu zählten auch die Erntefeste, Schützenfeste, Sänger- und Turnerfeste und manche anderen dörflichen Veranstaltungen. Hier gab es keinen Unterschied zwischen den Berufen und

Tüsken Wolken ün Wind

von Hubert Burwinkel

*Ick güng eis as Junge bergup un bergunner.
Do seeg ick up'n maol eine Windmöhlen
staohn.*

*Sofort hült ick an un bekeek mi dat Wunner,
Dat hoch sick dor riskede an miene Baohn.*

*Ick seeg, wo dei Flögel so drocke sick draihde,
Ick seeg up den Umgang den Möller ant Glind.
Lang bleef ick dor staohn un bekeek mit
Fraide*

Dat lustige Spill tüsken Wolken un Wind. —

Möhlensterben

von Hubert Burwinkel

*Dei Möhlenflögel braoken
un braoken Kranz un Glind,
Stünd hier un dor ein Staoken
in Rügen un in Wind.*

*Dann was ein Storm ant brusen,
reet in den Rump ein Lock
un leet dei Schindels susen
wiet öwer Stein un Stock.*

*Dei Rest fallt uck woneiher. —
So hart kummt mi dat vör,
as wenn dei Möhlen fröüher
mien eigen wäsen wör. —*

Brot van dei Möhlen

*As ick all so grot was, dat ick ein
twintigpündig Schwatbrot drägen kunn,
müss ick fökender nao dei Möhlen, ein Brot
tou haolen. Dat dö ick mit'n eigen lütken
Handwaogen. Dat Brot was meist noch
warm un smeckde so moje. Wenn ick bi
Hus anköm, har ick dei eine Kanten van
unnern bet baoben all upäten. Dei Weg
was uck ja wiet. Finao, dei ole, grote
Maogd, dei woll 35 Johr bi us was, bekeek
sick dat Brot un schüllt dann faoken: „Dei
Buck van Jungen, hei heff dat halwe Brot
all wedder upiräten.“ — —*

*Bi mienen Möhlenbesöök leerde ick uck
den Möller kennen. Dei heff mi allerhand
wiest un bibrocht, wat hei ales mählen
kunn. Ick sä: „Dann is dat ja 'n Roggen-
möhlen, Weitenmöhlen und Gessenmöhlen.“
— „Un'n Jungmöhlen“, sä dei Möller. — Ick
frög: „Wat is dat dann?“ — „Ja“, sä dei
Möller, „dor werd baoben ole Wiewer in-
stäken, dei kaomt unnern as junge Wichter
wedder herut.“ — Dat behült ick, un as ick
wedder in Huse was, frög ick dei ole Finao:
„Finao, wus du wedder jung werden?“ —
„Junge, di is't woll in dei Plätten trocken?“
was dei Antwort. „Nä“, sä ick, „Möllers
Hinnik heff ne Jungmöhlen. Dor kumms du
baoben in den Rump, un unner langs du
as'n jung Wicht wedder an tou danzen.“ —
Do wörd dei fröndliche Finao gneisig un
haude mi mit den Schötteldouk üm dei
Ohren. — — —*

Hubert Burwinkel

Zubringerstraßen zur Autobahn so ausgebaut werden, daß noch zusätzliche Arbeitsplätze hier geschaffen werden. Das trifft nicht zuletzt auch für die große Zahl der kleinbäuerlichen Betriebe zu. Nach dieser Richtung befindet sich die Landwirtschaft mitten in einem großen Umwandlungsprozeß. Die immer weiter schreitende Technisierung und der Arbeitskräftemangel zwingt die Landwirtschaft zu entscheidenden Maßnahmen auf dem Gebiete der Produktion und der Verwertung. Das wird zwangsläufig dazu führen, daß in der Zukunft ein gewisser Prozentsatz von Arbeitskräften, selbst von Kindern der Bauern, in andere Berufe führen wird, die einen besseren Lebensstandard gewährleisten.

Es wäre falsch, vor dieser Entwicklung die Augen schließen zu wollen und so zu tun und zu handeln, als ob alles beim Alten bleiben müsse. Hier muß man ganz nüchtern die Dinge so sehen, wie sie sind, und danach handeln. Dann brauchen wir auch in der EWG um unsere Landwirtschaft nicht

banke zu sein. Erkennen wir aber nicht die Zeichen der Zeit, dann wird die Entwicklung über uns hinweggehen.

Bewußt habe ich diese Gedankengänge einmal herausgestellt. Das bedeutet aber keineswegs, daß deswegen unsere ländliche Kultur ein völlig anderes Gepräge bekommen muß. Hier wird es eine der vordringlichsten Aufgaben gerade der Heimatvereine sein, alles daranzusetzen, daß viele alte und schöne Sitten und Gebräuche nicht einfach über Bord geworfen werden, sondern gehegt und gepflegt werden. Einen ganz besonderen Wert möchte ich in diesem Zusammenhang der Pflege unserer plattdeutschen Sprache beimessen.

Es ist oftmals erschreckend, festzustellen, mit welcher Leichtfertigkeit oder Gedankenlosigkeit diese schöne Muttersprache aufgegeben oder vernachlässigt wird. Vielfach ist man der Meinung, sie sei nicht fein genug und passe nicht mehr in die neue Zeit. Gott sei Dank denkt man im südlichen Münsterland noch anders. Hier wird



Konfessionen, zwischen arm und reich. Alle gehörten zusammen und teilten Freud und Leid mit einander. Leider bildet sich auch hier manchen Orts eine Klassen- und Cliquenwirtschaft.

Die zunehmende Spezialisierung im Beruf und die zunehmende Industrialisierung hat vielfach die menschlichen Berührungspunkte aufgelockert. Unser ganzes Leben steht im Begriff, unpersönlich zu werden. Nicht eindringlich genug kann vor dieser Verstärkung gewarnt werden. Seien wir froh, daß wir noch Menschen und Organisationen haben, die den Sinn behalten haben für die Gemeinschaft, und spüren, wie überaus wichtig die Pflege der Dorfgemeinschaft ist.

In der Wahrung unserer alten Sitten und Gebräuche offenbart sich zugleich eine tiefe religiöse Veranlagung und die Verbindung zu unserm Gott und Schöpfer aller Dinge. Wenn an Herbstabenden unsere Jugendlichen mit ihren Bummellaternen durch das Dorf ziehen und ihre alten, vertrauten Lieder singen, dann spürt man, daß noch der Geist unserer Vorfahren lebendig ist, und daß es nur der Pflege der älteren Generation bedarf, diesen Geist und diese Jugend sorgsam zu hegen. Auch müssen wir dafür sorgen, daß das Auge die Schönheiten der Natur erfaßt, und daß man nicht unbedingt ins Ausland zu reisen braucht, um sich zu erfreuen. Viele meinen, daß es zur Bildung gehöre, möglichs weit zu reisen, anstatt die eigene Heimat richtig kennenzulernen. Nicht eindringlich genug kann

das Wandern durch unsere eigene Heimat empfohlen werden. Dann wird man erkennen, wie reich wir an kulturellen Werten sind. Diese Werte zu sammeln und der Nachwelt zu erhalten, ist eine dankbare Aufgabe der Heimatverbände.

Die Haltung und die Lebensform der Menschen bestimmen im Endergebnis das Schicksal eines ganzen Volkes. Das ist eine Entscheidung von höchster politischer Bedeutung. Wenn keine Bindung mehr besteht zwischen Land und Menschen, wenn ein rein abstraktes Denken unser Leben erfüllt, dann haben wir den seelenlosen Menschen, der in den Strudel fremder Atmosphäre gezogen wird und hier zum Massendenken und zum Kollektiv wird. Dann ist der Mensch nicht mehr ein Einzelwesen, sondern ein Werkzeug in der Hand von Funktionären. Hüten wir uns vor einer solchen Entwicklung!

Deshalb können wir alle dankbar und froh sein, daß die alte Schweger Mühle nunmehr als Kulturstätte ersten Ranges erhalten und ausgestaltet worden ist. Dank gebührt all denen, die zur Verwirklichung dieser schönen Aufgabe beigetragen haben. Und so möchte ich zum Schluß dem Heimatverein Dinklage — besonders aber seinen eifrigen Wortführern, an der Spitze Herrn Hürkamp und seinen Mithelfern — von Herzen Dank sagen für die geleitete Arbeit, und hoffen, daß diese beispielhafte Leistung auch in Zukunft weiter reiche Früchte tragen möge.

Robert Dannemann

Wor is de Heimat - un wor is de Heimat nich?

Aöwer „Heimat“ ist woll inne ganzen Weltgeschichte noch nich so vâl rädht un schräwen woorn as in de leßden Jaohre, un nao den groten Krieg. Wi hebbt wunnerlike Saoken seihn un beläwt, so wunnerlik, dat us dat boll all 'ne richtige Fraoge woorn is: Wat is nu eegenlik Heimat, un wat is dat nich?

All Daoge hebt wi nu dat Spill vör Ogen, wo in den ganzen Gestrich van Holsteen bit nao Bayern de Minsken uppe Luer liggt, off seit't nich farig bringt, ut ehre Heimat uttokniepen, un wenn't up Läben un Dod geiht. Ehr Parole hett würlkik un wohrhaftig: „Allerwägens woll, bloß nich inne Heimat!“

Wat is dr denn los? Dat Land sütt in'n groten un ganzen noch ut als fröher, mit sien Barge un Bäkens, mit Wald un Acker.

Un so vâl Utkaoenen hebbt se uck, dat se kien Not to lien brukt. Un doch — se hollt dat einfach nich länger ut. Woran liggt dat?

Dat lett sick mit'n paor Wör seggen: Se föhlt all Daoge de Tyrannenrust in't Genick. Ständig weg möt se dormit raken, dat de Polizei ehr bie'n Hals krigg, uck wenn einer de redlickste Mann vanne Welt is. Regierungen sünd anners dorför dor, dat se Recht un Gerechtigkeit schützen möt. Un hier is't so, dat jüst de Regierung Recht und Gerechtigkeit mit Föute trett. Un gor kien Utsicht, wo disse jämmerlike Tostand sick einmaol ännern schall. Un wenn dat so is — dann leiwer uppe Landstraoten as inne Heimat!

Dat wett us klaor: Dat giff Saoken, de könt dat Läben inne Heimat so up'n Kopp



Landschaft aus den Dammer Bergen. Es handelt sich um jene Stelle bei Schemde rechts an der Straße nach Damme, wo das Wasser „zu Berge fließt“, wie der Volksmund sagt. Diese optische Täuschung, die auch noch anderswo zu beobachten sein soll, entsteht durch die besondere Wasserführung eines Baches, die zur Berieselung der buckligen Wiese dient.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

stellen, dat dat schöne Woort „Heimat“ för dissen neien Tostand einfach to schaad is.

Un nu eis'n Blick nao de annern Kante! Vör twintig Jaohr sünd Millionen van Minsken ut ehr Heimat rutjaogd woorn. Se kömen in Gestriche, de wörn ehr ganz un gor frömd. Un se bädelden: „Nu laot't us doch in use Heimat!“ Un wo is't vandaoge? Woväl Dusende föhlt sick dor nu richtig to Hus, wo ehr vör twintig Jaohr de düsterste Frömde inne Möte keek? Wi staoht hier vör 'ne ganz wunnerlike Fraoge, un de hett so: „Wer hett nu mehr Heimat, de dr wegjaogd is, off de annere, de dorbliewen kunn? Un wi könt dor nich länger an twieweln, dat

Heimat Frömde un Frömde Heimat weern kann.

Wor ist denn nu Heimat?

Dat lett sick ganz licht seggen, un in'n Grunne weit dat jederein ganz van sülsen: Heimat is dor, wor einer true, fröndlike Minsken üm sick to hett, Minsken, wor Verlaot up is un wor 'm sick zwaor van trennen kann. Dat is so un bliff so, un dorüm kann einer uck mehr as eine Heimat hebben, un dat is'n Glück, dat't so is.

As in't vörge Jaohrhunnert so väl Dütske nao Amerikao utwannerten, denn köm nao Jaohr un Dag doch de Naoricht:

„Gott sei Dank, nu is't so wiet. Nu hebbt wi 'n neie Heimat.“

So'n ollen Beamten, de mehr as veertig Jaohr in sien Amt is, hett in de langen Tied mehrmaols sien'n Platz wesseln möstd. Wo is üm nu to Moot, wenn he trüggedenken deit? In'n enkelten Fall mag dat woll eisen heiten: Dor, in de ein Stäe, dor kunn'k nich richtig warm weern. Aower so dörgaohns segg he doch: allerwägens was ick to Hus, dat Weggaohn is mi narns licht woorn, un an jeden Posten denk ich gern trügg.“

Un wo manche Deern kummt bi ehr Hochtied uck „inne Frömde"! Den Aowergang föhlt se dütlük noog; aower faoken duurt dat gor nich so lang, bit se dor „günn" so richtig mit tüssen is un van Heimweh gor kien Råde mehr wäsen kann.

Schön is't natürlük, wenn van de neien Heimat de Weg nao de Geburtsheimat free un nich verstellt is, dat 'm nich bi jeden Breif Angst hebben mot: Wett nu uck woll alls dörsnüffelt, dat de annern dor günn noch Last kriegt mit mien'n Breef?

Un je wieter de neie Heimat van de ollen affliggen deit, je mehr is't to wünsken, dat sick dor achtern so'n lüttken Trupp Landslue draopen deit, de dann gelägentlik eis in de ollen Moudersprook van der Kinnerheimat snacken un uck eis ein't van de ollen Heimatlieder singen könt. Wer maol nao Amerikao reist, de kann dat seihn un beläwen, wo wunnerschön dor an manche Stäe disse Landsmannschaften blaihen dout.

Wor is Heimat, un wor is se nich? Woheit de Antwort? Se is würlük nich swaor to finnen: Heimat maoken, dat könt nich de

Regierungen. Se könt Grenzzölle setten, se könt för Recht un Gerechtigkeit sorgen un de Ordnung hochhollen. Jeder weit hütigendaogs, wat dat bedütt. Dat aower würlük de heimatlike Geist regeert, de Geist, wo dat Hart bi warm wett un de Lue seggt: narns is't bäter as hier bi us — dat könt allein Minsken maoken, de dat Hart uppe richtigen Stäa sitten hebbt. Jeder kennt sücke Minsken: wenn 'm mit de tohope is, dann föhlt man sick as in'n Huse.

Wat süngen fröher de Kolpingbrüder?: „Wir wandern durch Deutschland und weiter hinaus; wir grüßen die Brüder und sind wie zu Haus.“ Jao, so is dat. Wor ein 'n Bröers upnähmt, dor is Heimat. Un so hadden de Kolpingsjungens so väl Heimaten, as dat inne ganzen Welt Gesellenhüser geef.

Man kann hütigendaogs Siedlungen finnen, wor de Siedlers ganz besünners eng un true tohopeholt. Jao, un wor dat so is, dor könt se uck boll ehr Lied singen up dat neie Heimatland.

Doran is gor kien Twiewel: Heimat is dor, wor dat Minskenhart up'n Thron sitt. Wor dat Minskenhart nich recht to Woort kummt, dor kann einfach kien Heimatglück tostannen kaomen.

Un jederein kann an dit Glück sien Stück mitbooen; jederein kann aower uck an dit Glück 'n ganzen Deil kaputtmaoken. Dat kummt dor up an, off sien Hart true un fröndlik is, oder off et frösterig is un föranner Lue kien'n Sinn hett.

Dat is'n Gesetz, wor sick bit an'n jüngsten Dag niks an ännern kann.

Franz Morthorst

Sinn und Aufgabe der Heimatverbundenheit

Es bereitet mir eine tiefe Freude, zu Freunden, in denen die warme Liebe zur Heimat noch lebt, in denen die Heimat selbst noch lebendig ist, einige Worte über den Sinn und die Aufgaben der Heimatverbundenheit sagen zu können. Beginnen wir mit einer Frage: Was bedeutet uns Heimat, was ist Heimat?

Was ist Heimat?

Die zeitlosen Worte der Dichter, die den Herzen entströmenden Lieder der Sänger künden von Heimat und Heimatland. Die Lehrer mühen sich ab, die Jugend zur Heimat zu führen und sie aus der Heimat für die Heimat zu erziehen. Viele namenlose Heimatfreunde arbeiten unentwegt daran,

die Schätze der Heimat einzufangen, darzulegen und zu erhalten. Männer und Frauen der Öffentlichkeit sind sich ihrer sozialen und wirtschaftlichen Verantwortung wohl bewußt, in sturmbewegter Stunde ihrem Volke die Heimat zu bewahren und den Entwurzelten, den Heimatlosen eine neue Heimat zu schenken oder doch wenigstens einen Zuweg zu einer neuen Heimat zu bahnen.

Und was meinen wir selbst, wenn wir ein kleines Fleckchen Erde „unsere Heimat“ nennen, — wenn wir aus der Ferne einen Gruß zur Heimat senden, — gerne zur Heimat zurückkehren oder nur mit schmerzlicher Sehnsucht an die verschlossene Heimat denken dürfen?

Alle Völker auf Gottes weiter Erde wissen um Heimat und reden von Heimat. Alle seelisch gesunden Menschen schätzen und lieben ihre Heimat. Wer tief drinnen keine Heimat hat, — wer nie Heimat erlebte und nach keiner Heimat sich sehnt, — er mag sein und haben, was er will — der ist ein armer Mensch.

Heimat-sein ist kein Privileg einer Bauerschaft, eines Dorfes. Auch Städte und Großstädte können Heimat sein und sind es. Die vielen Heimatlieder bezeugen es: das Oldenburg-Lied, das Westfalen-Lied, das Rhein-Lied, das Köln-Lied:

„Wenn ich so an ming Heimat denke,
un sao der Dom so für mich stonn,
möcht ich direk up hem anschwenke,
ich möch zu foos nao Kölle jonn.“

das Friesen-Lied:

„Waor de Möwen schrieen dör dat
Sturmgebruß,
Daor is miene Heimat, daor bin ick to
hus“,

das Schweizer-Lied:

„Dahinter liegt in wunderbarem Reiz,
mit seinen Bergen, seinen Höhn
mein Heimatland, die Schweiz.“

Heimatlieder singen die Schiffer auf der Wolga, die Farbigen an den Ufern des Sambesi und die Hullamädchen auf Hawaii. Ein Heimatlied sangen die verbannten Israeliten am Euphrat vor zweieinhalb Jahrtausenden (Psalm 136: An den Flüssen Babylons):

„Wenn ich dich vergäße, mag meine
rechte Hand vergessen werden; und
meine Zunge mag am Gaumen kleben,
wenn ich nicht dein gedenke, mein
Jerusalem“.

Heimat ist nicht nur das Geburtsland, Heimat sind auch nicht der vorübergehende Aufenthaltsort, nicht die Arbeitsstätte und nicht die Wohnung in der Fremde. Heimat geben erst recht nicht das Hotel, der Schlafwagen und die Schiffskabine einer Weltreise. Heimat ist viel, viel mehr.

Heimat ist die Stätte, die Landschaft, die den jungen, heranwachsenden Menschen außen und innen formt, — deren Sprache ihm Muttersprache wird, — deren Natur und Kultur ihm vertraut werden, — deren Denkart und Lebensform er teilt und mitvollzieht.

Heimat ist die Stätte, die Landschaft mit Gassen und Straßen, Feldern und Fluren, Schule und Gotteshaus, ist die Wirkkraft

des leiblichen und geistigen Erbes der Ahnen, die dadurch im Menschsein und im Menschenleben erst zur vollen Entfaltung kommt.

Diese der Jugend geschenkte Heimat findet ihre notwendige Ergänzung in der geschaffenen Heimat. „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen“. Heimat wird die Stätte, die Landschaft, die der reife Mensch durch die Arbeit seiner Hände und durch die Kraft seines Kopfes selbst mitformt und mitprägt, — der er sein eigenes Siegel aufprägt. Familie, Kinder, Haus und Garten, Acker und Beruf, Freude und Erfolg und die Gräber der Toten: das sind die Wurzeln, die er in den Boden schlägt. So ist er im Ablauf einiger schöpferischer Jahre fest in seiner Stätte, seiner Landschaft verwurzelt. Sie wird ihm notfalls zur zweiten Heimat.

Heimat ist so die Stätte, die Landschaft, mit der er seit Kindertagen vertraut ist, mit der er durch tausend Bande der Erinnerungen verbunden ist, die ihm ein Heim bietet, wo er daheim ist, wo er Geborgenheit erlebt, aus deren geheimnisvollen Brunnen er beste Kräfte schöpft.

Vom Sinn der Heimatverbundenheit

Von der Heimat her empfängt die Heimatverbundenheit ihren tiefen Sinn. Das Tier hat seine Umwelt; der Mensch empfängt seine Heimat in der geistigen Eroberung und schafft sich seine Heimat in der menschlichen Prägung. Wir sind deutsche Menschen und vom Gemüt her in besonderer Weise der Heimat verbunden.

Süddoldenburg ist uns Heimat, wird uns desto mehr Heimat, je tiefer wir unser Dorf, unsere Stadt, unsere Landschaft kennen und verstehen lernen in ihrer Enge und Weite, in ihrer Eigenart und Schönheit, — kennen und verstehen lernen in ihrer unendlichen Verflochtenheit und Vielfalt in Natur und Kultur, — kennen und verstehen lernen mit Auge und Ohr, mit Herz und Gemüt, in liebender, erlebender und dienender Hingabe.

Unser Heimatraum wird uns desto mehr Heimat, je stärker und leuchtender wir dem Raume das Siegel persönlicher, heimatverbundener Reife aufprägen. Dieses Kennen- und Verstehenlernen und Mitprägen, dieses geistige und schöpferische Erobern geschieht nicht von heute auf morgen. Dafür ist die Heimat viel zu groß und edel. Dafür ist die Welt der Heimat viel zu weit. Das braucht Jahre und Jahrzehnte.





Die Maschinenwelt von heute dringt immer tiefer in die überkommene bäuerliche Welt ein. Elektrizität und Öl spielen auch auf unseren Bauernhöfen eine immer größere Rolle. Wer die landwirtschaftlichen Ausstellungen der Gegenwart besucht, wird fast erschlagen von dem Umfang und der Vielfalt des Maschinenangebotes für die Landwirtschaft. Selbst auf unseren Jahrmärkten nehmen die Maschinen- und Geräteausstellungen bereits mehr Platz ein als die Stände für Pferde und Rindvieh. Natürlich kann niemand diese Entwicklung aufhalten, aber wir dürfen sie nicht einfach treiben lassen und ihr untätig zusehen. Seltsam berührt es, wenn auf Ausstellungen und Jahrmärkten alte Bauernhaustypen aus angemalten Preßplatten wie verloren in der supermodernen Maschinenwelt stehen und als Blickfang für die Firmenwerbung dienen.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Unser eigenes Bemühen um ein Verstehen der Heimat begegnet den vielfachen und jährlich wiederkehrenden Veranstaltungen der einzelnen Heimatvereine und des Gesamtheimatsbundes, die helfen möchten und auf die Teilnahme des Heimatvolkes, bes. der Jugend hoffen und warten. Eine ganze Schar von Fachleuten und kundigen Liebhabern bietet sich an, ihr Wissen auf den verschiedensten Gebieten der Heimatforschung gern zur Verfügung zu stellen.

Dieser Heimatraum Südoldenburg steht vor unseren leiblichen und geistigen Augen einmal in seiner gegenwärtigen Gestalt. Die Esche und Moore, die Fluren und Felder, die Bäche und Auen, die Hügel und Täler, Wind und Wetter, Wolken und Himmel im Rhythmus der Jahreszeiten. Da hinein das Bild des Dorfes, der Stadt, die Höfe und ihre Giebel, die Gassen und Wege und Straßen. Und die Bewohner, die Menschen der Heimat mit Sprache und Brauchtum, mit Denkart und Lebensgewohnheit, — die Menschen der Heimat mit ihrer Freude, ihrem Leid und ihrem Hoffen, mit ihren Sorgen und Nöten in den Wandlungen und Umbrüchen unserer wildbewegten Stunde.

Zugleich ist dieser Heimatraum im Schrittmaß langer Zeiten geworden und trägt die Spuren und Narben, die Marksteine und Früchte der Vergangenheit. Die Welt tief unter den Sohlen unserer Schuhe, wo ragende Berge sich türmen, wo Schätze von Öl und Gas verborgen ruhen, wo Versteinerungen von den Wogen der Meere erzählen, die einst hier fluteten. Dann das Relief der Landschaft seit der letzten großen Vereisung, als die Gletscher ihre Hobel über das Land zogen und ihren Moränenschutt zurückließen; und die im Klimawandel von rd. 20 000 Jahren zurückkehrende Pflanzen- und Tierwelt. Auf diesem Relief die geheimnisunwitterten Runen der Vorgeschichte von den Jagdstationen am Dümmerufer über die Denkmäler und Dörfer der Großsteinleute bis zu den Urnengräbern der Bronze- und Eisenzeit.

Und endlich — als wenn es erst vorgestern war — die eigentliche Geschichte, deren Urkunden lauter reden, deren Spuren so deutlich vor uns liegen: die Entstehung und Lage und Schicksale der Siedlungen und Dörfer, die Namen der Orte, der Fluren und Straßen, die alten Kultstätten und Kulturstätten, das Spiel der Mächtigen, der Wechsel der Gewaltigen mit Frieden und Krieg, mit Katastrophen und Aufbau; Geschlechter, die seit Jahrhunderten auf ihren

Höfen sitzen, und Fremdlinge, die hier eine Zuflucht und eine neue Heimat fanden.

Heimat steht nie für sich allein, sondern immer in Gemeinschaft mit der Fremde. Kennen- und Verstehenlernen der Heimat bedeutet auch: andere Menschen besuchen, andere Landschaften sehen, andere Sprachen hören, andere Sitten erfahren, anderes Brauchtum erleben. So groß und weit, so lieb uns die Heimat sein mag, sie hat auch ihre Grenzen. Sie ist schön, aber nicht die einzige Heimat, die schön ist. An fremder Schönheit und Besonderheit, an der Heimatliebe anderer Menschen muß sich die Verbundenheit mit der eigenen Heimat vertiefen zur geläuterten Reife.

Solch wissende und gereifte Liebe zur Heimat drängt uns, der Heimat in guten und in bösen Tagen treu verbunden zu bleiben, sie in allem Sturm und Wandel zu erhalten, und sie tapfer durch die Gegenwart in die Zukunft zu tragen.

Heimat, grandios ist deine Kulisse, gewaltig die Dramatik der Geschehnisse, die sich in dir abspielten; ehrfürchtig-alt ist deine Gewandung. Und doch schön bist du und mir lieb, den du hast mich geboren und genährt und mit deinen schützenden Armen getragen.

Aufgaben vor der Heimat

Aus dieser Heimatverbundenheit erwachsen unsere Aufgaben vor der Heimat und für die Heimat. Südoldenburg als Heimatraum ist uns in die Hände gegeben und hat ein Sich-wandelndes und ein Bleibendes. Das Sich-wandelnde wird den Weg alles Irdischen gehen; das Bleibende muß als wertvolles, kostbares Gut allen Wandel überdauern.

Wir müssen das Charakteristische, das Echte und Gediegene, das zeitlos Schöne und das allzeit Bereichernde schätzen und schützen; wir müssen es vor der Entleerung und dem Untergang bewahren. Wir müssen die heimatlichen Denkmäler der Vergangenheit — so gut es geht — pflegen und in Ehren halten. Denn sie sind die lebendigen Zeugen für uns und die nächste Generation, einmalig und unersetzbar.

Einen Teil dieser Aufgabe hinsichtlich der äußeren Güter übernimmt das Museumsdorf oder eine ähnliche Einrichtung. Vieles, sehr vieles kann der Einzelne, eine Einzelfamilie, ein Einzeldorf gar nicht erhalten. Die Mächte des Fortschrittes sind



Frauen am Steuer waren früher im Oldenburger Münsterlande selten. Es wurde weithin die Auffassung vertreten, daß eine Frau nicht an das Steuer eines Kraftwagens gehöre. Um 1900 hatte man übrigens ähnlich vom Radfahren der Frauen gedacht, ohne verhindern zu können, daß unsere Frauen dann doch radfahren lernten. Als mit dem Wirtschaftswunder um 1950 die heftige „Motorisierungswelle“ einsetzte, spülte diese mit vielem anderen die Abneigung gegen die Frau am Steuer hinweg. Heute ist die autofahrende Frau eine selbstverständliche und landläufige Erscheinung auf unseren heimischen Straßen. Hausfrauen aller sozialen Schichten benutzen das Kraftfahrzeug ebenso wie Frauen aller angestellten oder selbständigen Berufe. Und das Gute an der Sache: Auch im Oldenburger Münsterlande verursachen die autofahrenden Frauen bedeutend weniger Unfälle als die in diesem Punkte allzu selbstbewußten Männer. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

stärker als die Mittel und der gute Wille. Wir alle denken nur mit Freude und Stolz und Dank an den Quatmannshof in Cloppenburg.

Und doch bekennen wir in aller Ehrlichkeit: keine einzige bäuerliche Familie möchte heute noch in seinen Wänden wohnen; kein einziger Bauer möchte heute noch dort erfolgreich wirtschaften. Gut denn: was überholt ist, was wir nicht erhalten können, übergeben wir solchen Hütern des Alten. Vergessen wir aber nicht die bittere Wahrheit des umgekehrten Satzes: Was immer von uns als museumsreif erklärt wird und ins Museum wandert, hat kein Existenzrecht mehr im wirklichen Leben; es ist tot.

Anderes Äußere können wir sehr wohl erhalten und hüten, pflegen und in Ehren halten, und müssen es tun. Unsere Parklandschaft mit den vielen lebendigen Schönheiten der Pflanzen- und Tierwelt, ein Waldstück, eine Baumgruppe, ein knorriger „Wächter an des Hofes Saum“, eine Grab-

stätte, ein Heiligenhaus, einen Giebel, dieses und jenes Möbelstück usw., usw.

Aber hinter dem Äußeren steht das Innere, das Geistige. Und dieses kann überhaupt keinem Museum übergeben werden. Die Denkart, die Sprache, das Brauchtum, Lebenssinn und Lebensart, das feine Gespür für echte heimatliche Werte und alles das, was im Umgang von Mensch zu Mensch in Freud und Leid, bei Schicksalsschlägen und Unheil, zwischen Geburt und Tod sichtbar wird, Gestalt annimmt: das alles kann in seinem heimatlichen Gepräge nur erhalten bleiben und sich weiter entfalten, wenn es gelebt und geliebt wird.

Dem Heute folgt das Morgen; wir müssen aus der Heimat der Gegenwart die Heimat der Zukunft bauen. Und hier liegt die wichtigste und die schwerste Aufgabe der Heimatverbundenheit.

Der Quatmannshof diene mir für meine Darlegungen als Beispiel. Der Erbauer dieses Hofes stand ganz zweifellos mit beiden



Eine seltsame Begegnung. Die Schafherde war an einem frühen Märztag mit ihrem Schäfer unterwegs, um Weidegründe zu suchen. Über Nacht hatte es aber noch plötzlich wieder eine Lage Schnee gegeben. Dadurch wurde die Fahrbahn stark verengt. Auch die Schafe scheuten den hohen Schnee und drängten sich einfach um das Auto herum, so daß dieses halten mußte. Welch ein Wunder! Die altmodische Schafherde wurde zum Sieger über unseren modernsten Straßenschreck.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Füßen auf dem Boden der Heimat; sein Herz gehörte ganz zweifellos der Heimat. Und doch schuf er mit den damals modernsten Mitteln und Techniken etwas Neues. Das Ergebnis erweckt noch heute unsere volle Bewunderung: bei aller Zweckhaftigkeit für die bürgerlichen Belange der Familie, des Stalles und der Ernte ein vollendetes Niedersachsenhaus mit allem, was dazu gehört, bis zum Spruchband auf dem Giebelbalken, das uns seine religiöse Überzeugung als letzten Halt im Leben offenbart.

Ähnlich sollten und müßten wir verfahren. Tuen wir das? Tragen wir unter dem Überdruck der gewandelten bürgerlichen und bürgerlichen Wirtschaft mit modernsten Mitteln und Techniken das Heimatliche in die Zukunft?

Ein Schweizerhaus paßt wunderbar in die Landschaft der Berge und Almen; es wirkt — in unser Dorf versetzt — wie ein Fremdkörper, wirkt geradezu falsch und lächerlich. Ebenso paßt der stolze Quatmannshof in ein Alpendorf wie die Faust aufs Auge. Jedes, wie es ist; aber jedes dort, wo es hingehört und in seiner Struktur gewachsen ist.

Und was ist mit den Allerweltstypen unserer Kinos und Bahnhöfe, Amtsgebäuden und Bungalows, Tankstellen und Geschäftsfassaden — um von anderem zu schweigen? Sicher: uns sind neue Aufgaben gestellt, die unsere Väter nicht kannten. Neues hat zu geschehen in Büro und Werkstatt, in Küche und Keller, von dem Großvater und Großmutter keine Ahnung hatten. Wir verfügen über neueste und beste Baumaterialien, kennen beste Konstruktionstechniken. Alles gut und alles richtig. Aber von einer Durchformung der heutigen Zweckbauten von der Heimat her und von einer Formung für die Heimat kann wahrhaftig keine Rede sein.

Fast das Gleiche gilt von der Mode und der Frisur. Ein paar Große diktieren, und Millionen laufen hinterher. Die Möbel unserer heimatlichen Wohnung entnehmen wir einem x-beliebigen Katalog, der uns angepriesen wird, und den Rest besorgt der Werbefunk auf dem Fernsehschirm. Es sieht so aus, als wenn wir keine Kraft zur Eigenprägung mehr hätten. Es sieht so aus, als schwände gar das gesunde Gespür für Kunst und Kitsch, für Echtes und Firnis.

Und doch bleibt uns letztlich keine Wahl: wenn wir die Heimat erhalten wollen, dann nützen keine romantischen Worte und keine Museen und keine gelegentlichen Dinge, sondern wir stehen vor der unabdingbaren Aufgabe: mit Neuem aus echter Heimatverbundenheit Neues zu schaffen.

Tiefer als das Äußere greift das Innere: Ich nenne nur zwei — die Sprache und das Brauchtum. Was haben wir mit unserer Sprache gemacht? Kostüm einer Komödie, billiges Utensil einer Karnevals-Geckerei, gerade gut genug für Ulk und derben Spott. Aber des Lebens Ernst und Größe, des Heiligen Erhabenheit und Würde in plattdeutsch — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen: nein und nie. Warum schämen wir uns vor Fremden und gar vor uns selbst der ehrlichen und sauberen Sprache unserer Väter? Sie ist in ihrem reichen Wortgehalt und herben Klang, mit ihrem vollen Laut und ihrer geistigen Spannungsweite ebenso ernst und wahr, ebenso tief und wertvoll wie das Hochdeutsche, das nun einmal als Sprache der Kanzleien vergangener Jahrhunderte zur Wort- und Schriftsprache der Schriftgelehrten und Gebildeten geworden ist.

Und das Brauchtum? Hinter seiner Schale steckt ein wunderschöner Kern mit einem tiefen menschlichen Sinn. Wer immer sich ehrlich müht, den Sinn zu fassen, wird ihn finden und hoch in Ehren halten. Wir haben stattdessen die Schale entleert, den Kern zum Abfall, den Sinn zur Sinnlosigkeit, entwertet. Die Schale bietet weiterhin nur noch Gelegenheit zum Trinken und nochmals zum Trinken. Und sonst nichts mehr. Ich habe dies zu oft mit eigenen Augen gesehen, darf aber auch sagen, daß junge Menschen jeden Hinweis auf den wirklichen Sinn des alten Brauchtums dankbar begrüßen.

Doch wie dem auch sei: wenn das Alte nicht mehr trägt und an Gehalt und Wert nichts mehr gibt, warum haben wir für unsere Zeit, für unser Geschlecht aus dem alten Geist nicht neue Formen geschaffen und gelebt? Der Mensch hat sich in seiner Tiefe nicht gewandelt; er geht heute den gleichen schicksalhaften Weg wie unsere Ahnen durch Freud und Leid, durch Geburt, Krankheit und Tod, durch Ernte und Katastrophen. Es sieht abermals so aus, als wenn die Kraftquelle der heimatlichen Prägung versiegt sei, als wenn das innere Feuer lebendiger Heimatverbundenheit erloschen sei. Und wir stehen zum zweiten Male vor der unabdingbaren Aufgabe, wenn es uns

Neue Heimat

an Vechta

von Erika Täuber

*Ich liebe diese Stadt im Schmuck der Wälder,
die schönen Gärten und die Häuserzeilen.
Die grünen Wiesen, Bach und Felder,
sie laden freundlich zum Verweilen.
O Menschenkind, warum so eilen?*

*Wie schön ist so ein früher Gang
durch Welpen, Füchtel und das Moor entlang!
Und die Natur erzählt dir dies und das;
du hörst der Tannenmeise frohen Klang,
das Rascheln des Getiers im dürrn Gras.*

*Ich liebe diese Stadt im Schmuck der Felder,
die schönen Gärten und die Kirchenfahnen,
den dunklen Kranz der nahen Wälder.
Und auf dem Friedhof weiß ich viele Namen
von Menschen, die von ferne kamen.*

*Auch ich war fremd in jenen Tagen,
doch meine Kinder wurden hier geboren;
ihr erster Schultag war in Hagen . . .
Und fühlten wir uns damals wie verloren —
Die Fremde einst: zur Heimat nun erkoren.*

Ernst ist, die Heimat zu erhalten: Wir müssen in neuer Umwelt aus dem Geiste der Heimatverbundenheit und Heimattreue Neues formen und Neues leben, damit die nächste Generation im Erbe unserer Heimat ihre Heimat findet.

Wenn Sie mich nun fragen: „Wie denn?“ und „Was denn?“, dann muß ich in aller Bescheidenheit antworten: „Das weiß ich auch nicht.“ Dazu bedarf es begnadeter Menschen, eines ganzen begnadeten Heimatvolkes, das aus des Lebens reicher Fülle schöpft und schafft. Und das, was werden soll, muß langsam wachsen und langsam zum Stück der neuen Heimat werden.

Ausblick und Aufruf

Noch ist dieser Raum uns Heimat. Wohl ist manches verlorengegangen, manches verschüttet, manches gefährdet; aber vieles ist auch noch da und lebt im Verborgenen, in den Herzen heimatlicher und heimatliebender Menschen. Dieser Tag in Lönningen und Sie alle, die zu dieser Feierstunde kamen, sind Beweis dafür.

So kann ich Sie nur aufrufen, der Heimat, der ganzen Heimat von gestern und



heute für die Heimat von morgen die Treue zu halten und ihr verbunden zu bleiben. Ich kann Sie nur bitten, die Heimat kennen und verstehen zu lernen, das Gut der Heimat zu schätzen und zu schützen, die Denkmäler der heimatlichen Vergangenheit zu pflegen und in Ehren zu halten; kann Sie nur bitten, für die Heimat von morgen neue heimatliche Formen zu schaffen und zu leben, die auch die Jugend ansprechen und ihr Geborgenheit geben. Denn mehr als Reichtum, mehr als Träume von einem Paradies braucht sie Geborgenheit. Ist diese vorhanden, dann habe ich keine Sorge.

Wir kriechen heute Schritt um Schritt in europäische und überkontinentale Gemeinschaften hinein. Die alten dörflichen, wirtschaftlichen und politischen Grenzen und Schranken fallen. Der jäh ansteigende Kontaktreichtum zu anderen Menschen, Völkern und Rassen kann aber auch zu einer hochgefährlichen Nivellierung im Gesamt-

menschlichen führen, zum Verlust des eigenen Gesichtes, zur pädagogischen und industriellen Produktion von halbfertigen Normmenschen ohne Eigengepräge und ohne Reife.

In dieser Phase eines weltgeschichtlichen Vorganges stehen wir alle. Ihre Bewältigung ist uns aufgegeben. Ein Weg, und nicht der schlechteste, führt über die Heimat. Darum laßt uns, die wir auf Boden dieser Heimaterde gewachsen sind, in ihr festverwurzelt bleiben. Nur dann haben wir Halt in der menschlichen Verlorenheit und bleiben an Leib und Seele gesund. Nur dann können wir diese Heimat als kostbares und lebendiges Gut der nächsten Generation als Heimat, als Halt in ihrer menschlichen Verlorenheit, zu treuen Händen übergeben.

P. Oswald Rohling OP
auf dem Münsterlandtag 1963
in Lönningen

Gespräch der alten Männer über den Krieg

*„Darum, daß es Tote gab,
ging kein Krieg zu Ende.“*

Die beiden alten Männer, die sich schon seit ihren Kindertagen kannten und Freunde nannten, saßen in der Stille der Wohnstube beisammen und sprachen über das, was da wie ein Blitzstrahl in das Leben eines von ihnen hineingefahren war. Dieser war ein Reitersmann gewesen, hatte die Attacke von Mars la Tour mitgeritten und sich dabei ausgezeichnet.

Immer wieder war dieses Ereignis vor seinem inneren Auge aufgestanden und hatte ihn bewegt. Sohn und Enkel hatten davon erfahren. Nun aber war eben dieser Enkel, der einzige, auf den seine alten Augen mit Wohlgefallen geblickt hatten, von einer verirrten Granate zerfetzt worden.

Der alte Reiter, der es zum ersten Male in seinem Leben nicht vermocht hatte, dem Sohn, der selbst als Landsturmann noch Dienst tat, Trost zu schenken und ihm den Sinn des Geschehens zu deuten, haderte mit seinem Geschick. Er sagte: „Ich habe immer gemeint, Kriege seien wie Naturkatastrophen, die aus der Seele der Menschen hervordrängen und ihren Sinn darin haben, daß sie danach in einer neuen Kraftanstrengung zum Guten, Wahren und Echten hinführen müssen. Das Menschenleben müsse sich aus

Blut und Tränen geläutert erheben. Aber diese sinnlose Zerstörung! Das Land verbrennt, über das der Krieg hinwegstampft. Die Äcker liegen zerstört da. Die Wälder werden umgelegt. Das Vieh steht ohne Futter, die Häuser sind zerschlagen und die Menschen, die in seinen Bannkreis geraten sind, sind gemordet. Und doch muß Gott alles gewollt haben, denn ohne ihn könnte der Krieg ja nicht sein. Ich kann das alles nicht mehr begreifen, ich müßte denn Gott leugnen und damit mein eigenes Leben aus der Ordnung der Dinge stoßen, um ewig heimatlos zu werden“.

Der andere, der dem alten Reiter zuhörte, blickte ihn mit seinen stillen Augen an. Dann erwiderte er: „Der Krieg ist da, er war immer da und wird vielleicht immer sein. Aber es liegt nicht in der Sehnsucht des Menschen, in den Krieg hinauszuziehen und andere Menschen zu vernichten, die ihm nichts Böses zugefügt haben. — Heutzutage scheint mir auch der Krieg entartet zu sein. Oder ist es nicht sinnlos, daß sich Menschen den Tod geben, die sich nicht einmal von Ansehen her kennen? Ich bin Bauer. Niemals habe ich nach dem Kriege verlangt, denn sein Gesetz ist mir fremd. Wer Land besitzt, auf dem etwas gedeiht, wenn sich die Wälder aufgetan haben, in denen es tausendfältig lebt und singt und klingt, der





Die Gedenkstätte in Peheim gehört zu den eindrucksvollsten des Oldenburger Münsterlandes. Sie weicht von der üblichen Art solcher Kriegerdenkmale wohltuend ab und geht eigene Wege. Die ganze Anlage ist auf dem Platz und Grundriß der ehemaligen Peheimer Kirche errichtet, die im Frühjahr 1945 gegen Ende des Krieges zerstört wurde. Der alte Turm und ein Teil der früheren Umfassungsmauern konnten in die Gedenkstätte einbezogen werden. Mit dem Gedächtnis der Toten beider Weltkriege verbindet sich hier ein Mahnmal der großen Not unseres Volkes. Der Begriff „Kriegerehrenmal“ erscheint so auf einem neuen, umfassenderen Hintergrund.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

liebt das Leben. Nicht seines allein, sondern alles Leben, wie es ihm erschienen ist in der Frucht des Ackers und des Baumes, im ängstlichen kleinen Singvogel oder im stolzen Wild, das durch die Bäume bricht und den Menschen wittert, der auf der Lauer liegt. Dieses Leben aber ist ewig. Es ist mehr als das Menschensein, doch auch dieses gehört dazu. Wer will den Krieg begreifen, der solches tausendfältiges Leben zerstört? Wer will daran glauben, daß die vom Blut der erschlagenen Feinde geröteten Hände des Menschen besser geworden sind als vorher, wenn sie dieses Blut einmal wieder abgewaschen haben und man sie ihrer Siege wegen rühmt? Ich kann das alles nicht be-

greifen. Daß Gott Kriege geschehen läßt, das ist meine große Sorge. Ich bange nun immer darum, er möchte sich ganz von unserer Welt abwenden, denn wie sollte er noch in unseren friedlos gewordenen Herzen wohnen wollen? — Der Krieg hat einen schrecklichen Sinn, aber der heißt nicht Leben, sondern Tod, und die Kraft, ihn zu begreifen, geht über unseren Verstand hinaus!"

So sprachen die beiden alten Männer mit einander, und die Weisheit, die ihr langes Leben ihnen geschenkt hatte, vermochte dennoch nicht, ihnen Antwort auf ihre bangeren Fragen zu geben.

Hanke Bruns

Das letzte Haus auf der Kleihörn

Im südöstlichen Teil des Jadebusens ragt die „Kleihörn“ als kleine, durch eine Steinbank geschützte Landfläche sichelförmig in die Wattfläche hinein. Wie der Name bereits andeutet, springt sie aus der gleichmäßig verlaufenden Strandlinie hervor und besteht aus Klei, also aus Marschboden. Sie erlangte über die Grenzen Oldenburgs Berühmtheit durch das „Schwimmende Moor von Sehestedt“, jenes Hochmoor, das einst im Jahre 1721 bei der Eindeichung des „Ländleins Schweiburg“ von dem großen Schweier Moor abgetrennt und zu einem Außendeichsmoor wurde. Es ist vor vielen Jahren wegen seiner Eigenart zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Als einziges außendeichs gelegenes Hochmoorgebiet gehört es zu den geologischen und botanischen Seltenheiten und ist ein beliebtes Studienobjekt der Heimatforscher und Natur-

freunde. Das einst 4 m hohe über 75 ha große Hochmoor der Kleihörn ist jetzt auf wenige ha zusammengeschrumpft und droht allmählich ganz vernichtet zu werden. Dies wird um so mehr bedauert, als es neben seiner einzigartigen Struktur eine wichtige Funktion erfüllt, den Schutz des Sehestedter Deiches. Jedes Mal, wenn eine Sturmflut das Vorland überschwemmt, löst sich das Moor von seiner Kleiunterlage und treibt auf. Es schwimmt und dämmt dabei die anrollenden Wogen. Damit legt es sich schützend vor den Deich, der einst von dem dänischen Admiral Sehestedt unter unsagbaren Mühen gebaut wurde und wegen seines moorigen Untergrundes immer als ein Sorgenkind der Deichbauer galt.

Auf dieser Außendeichsmoorfläche standen einst mehrere kleine mit leichtem Flechtwerk gebaute Bauernhäuser, die sich



Das letzte Haus auf Kleihörn nach der Sturmflut. Die Moordargen des Außendeichsmoores in Sehestedt sind durch die Sturmflut vom 12. und 13. März 1906 bis an den Deich getrieben.

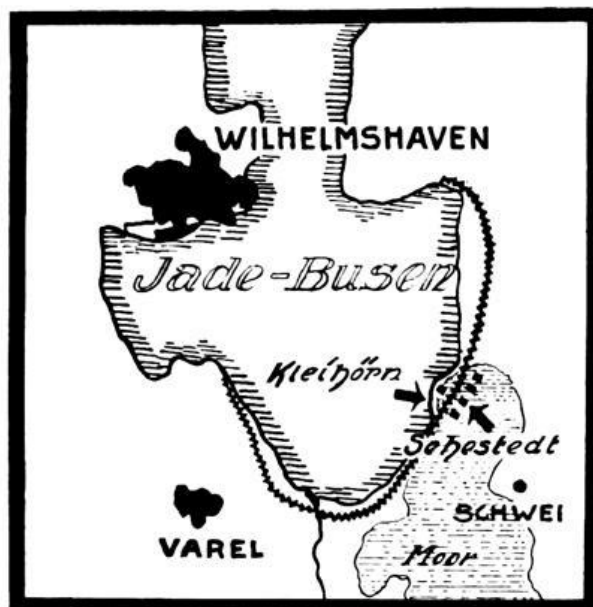
Aufn. Archiv Naturkundemuseum, Oldenburg

bei den Sturmfluten mit dem Hochmoor hoben und senkten. Sie wurden mit der Zeit aufgegeben und abgebrochen bis auf ein Haus, deren Bewohner die große Sturmflut vom 12. auf den 13. März 1906 miterlebten. Hauptlehrer Künnemann*), der verdiente Heimatforscher und langjährige Betreuer des Naturschutzgebietes, erzählt in einer kleinen Schrift vom Jadebusen von dem Schicksal dieses letzten Hauses auf der Kleihörn.

Das im niedersächsischen Stil erbaute Haus wurde von dem Fischer Büsing mit Frau drei Kindern bewohnt. Außerdem gehörten eine Kuh, ein Rind, drei Schafe und eine Sau zu dem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb.

Büsing hatte das Haus im Laufe der Zeit standfest gemacht, indem er es etwas erhöht auf festen Kleiboden gesetzt hatte. Es stand damit auf einer kleinen Wurt und die Flechtwände des Fachwerks waren durch Ziegelsteine ersetzt worden. Als Schutz gegen die Flut hatte er den Hofraum mit einem kleinen Deich umgeben. Er glaubte, nunmehr nach menschlichem Ermessen auch vor einer Sturmflut gesichert zu sein. Doch die Sturmflut von 1906 übertraf alle früheren an Höhe und brachte damit die Fischerfamilie in höchste Gefahr. Nach einem orkanartigen Sturm, der den ganzen Tag über tobte, war schon die Ebbe nicht mehr abgelaufen, als gegen Mitternacht die Wellen gegen das Haus schlugen. Büsing erkannte sofort die Gefahr. Er zog seine Seestiefel an und brachte seine Familie in Sicherheit, indem er Frau und Kinder in einen der beiden höher gelegenen Alkoven steckte. Als er im Begriff war, die Sau von der Diele hereinzuholen, strömte das Wasser nach, das bald kniehoch in der Stube stand. Die störrische Sau ließ sich nur mit großer Mühe vorwärts treiben. Sie tobte wild um sich und warf zu allem Unglück noch die Laterne um, so daß es stockfinster im Raum wurde. Als dieser Schaden behoben war, brachte Büsing die Sau in die Obhut seiner Frau in den Alkoven und versuchte, zunächst die anderen Tiere in Sicherheit zu bringen. Doch schon schlug eine vom Deich zurückrollende Woge gegen

*) Christian Künnemann, „Meer und Mensch am Jadebusen, 4. erweiterte Auflage, 1960, Verlag: Adolf Littmann, Oldenburg.



Lageskizze von Kleihörn am Jadebusen
Zeichn. Diekmann

die Einfahrtstür, während auf der Seeseite die Steinfüllung aus dem Fachwerk herausbrach, so daß die Wellen durchs ganze Haus fluteten, daß es in allen Fugen stöhnte und krachte. Schrank, Tische und Stühle wurden schwimmend hin und her geschleudert. Die Kinder schrieten vor Angst und Kälte. In größter Not warf Büsing die Sau, die ebenfalls unruhig wurde, ins Wasser. Sie schwamm mehrere Runden durch die Stube und zum Alkoven zurück, um wieder aufgenommen zu werden. Fortan verhielt sie sich ruhig, bis ganz allmählich der Sturm abflaute, das Wasser abebbte, und die Gefahr gebannt war. Als Büsing bei Tagesgrauen den Schaden untersuchen wollte, stellte er fest, daß die Kuh das Hochwasser lebend überstanden hatte, während Rind und Schafe ein Opfer der Flut geworden waren. Das Haus hatte nur geringe Schäden davongetragen. Aber wenige Jahre später ging es durch Blitzschlag in Flammen auf.

Seit dieser Zeit wurde die Kleihörn von mehreren Sturmfluten heimgesucht, die dem schwimmenden Moor schweren Schaden zufügten, ganz besonders die Februarflut des Jahres 1962. Es muß daher befürchtet werden, daß in nicht allzu ferner Zeit auch das Schicksal dieses Moores besiegelt sein wird, wie vor einem halben Jahrhundert das letzte Haus der Kleihörn.

Fritz Diekmann

Plattdütske Gratlatschon an Prof. Korl Jaspers

in Basel, to sien'n 80. Geburtstag

Korl Jaspers, gebürtig ut use Landeshauptstadt Ollenborg, bekannt inne ganzen Welt, fierde Ende 1963 sien'n 80. Geburtstag. Bi de Gelägenheit kreg he ut us' Münsterland 'ne Gratlatschon in Platt. (Van Kaplaon Morthorst).

De lutt so:

„Korl Jaspers is nu achzig Jaohr“,
So kling't van Blatt to Blatt.
Hört sick dor nich so'n Gratlatschon
In ollenbörgsket Platt?

Dat Land, dat mell't sick sicher an,
Dor is mi gor nich bang.
Man uck de Moderspraak mott her,
Mit ehr'n besünnern Klang.

Wi freit us, wenn't in't Volk wat giff,
Wat allerwäg'ns gelt.
Nu seht wir dor so'n Landsmann staohn,
Den ehrt de ganze Welt.

So dörgaohns is't dat „edle Roß“,
dat lockt de Lü heran.
Nu hört wi, dor is doch noch mehr,
Wor'm Staot mit maoken kann.

De Philosophen schriewt jo vull,
Dat ist för't Platt to swaor.
Doch bi Korl Jaspers giff't uck wat,
Dor wett et good mit klaor.

An „Chiffren“ *) un an „Transzendenz“ *)
Troot sick us' Spraok nich ran;
Wat aower Waohrheit — Freeheit is,
Dat stellt se baowen an.

Jüst dorför sett't us' Jubilaor
Sick in mit all sien Macht.
Is Waohrheit — Freeheit in Gefaohr,
Dann steiht he up de Wacht.

Nu kummt de Dank ut alle Welt;
Wi dankt in use Platt.
Un wenn dat enmaol 90 hett,
Maakt wi us wäer up'n Patt.

*) Kennworte der Jasperschen Philosophie



Blumen der Heimat

Aufn.: Walter Deeken

Und dit schrew Korl Jaspers trügg:
„Sehr verehrter Herr Kaplan!

Welche Freude haben Sie mir gemacht!
In der Sprache meines Vaters, die ich seit
früher Kindheit gehört habe (er sprach sie
mit seinen Geschwistern und mit den „Leu-
ten“, aber mit uns sprach er hochdeutsch)
senden Sie mir einen so schön und warm
verfaßten Glückwunsch.

Dat tat meinem Herzen wohl.
Haben Sie vielen herzlichen Dank!
Mit meinen guten Wünschen bin ich Ihr
Karl Jaspers.“

Pflege und Förderung der plattdeutschen Sprache

Unter dem Leitthema „Well kann't bäter?“ hat die Oldenburg-Stiftung Mitte Juli 1963 einen plattdeutschen Lesewettbewerb in allen Schulen des Oldenburger Landes ausgeschrieben. Sie konnte dabei auf die guten Erfahrungen verweisen, die man mit einem ähnlichen Wettstreit im ostfriesischen Raum gemacht hat. Die Arbeitsgemeinschaft „Niederdeutsche Sprache und Schrifttum“ in der Oldenburg-Stiftung unter der Leitung von Hein Bredendiek hat den Lesestoff für die einzelnen Gruppen ausgewählt, die die Jahrgänge vom 5. bis 10. Schuljahr der Volks-, Mittel- und höheren Schulen umfassen. Man hoffte, mit diesem Lesewettbewerb die Freude am plattdeutschen Lesen zu wecken.

Daß man mit einem Wettbewerb, bei dem es etwas zu gewinnen gibt, für eine Sache eintreten muß, erweckt zumindest den Anschein, daß es um sie nicht zum besten steht. Es existieren wohl kaum Zahlen, die Aufschluß darüber geben, wie viele Menschen im gesamten niederdeutschen Raum ein plattdeutsches Buch zur Hand nehmen oder auch nur eine plattdeutsche Geschichte lesen. Und wenn es sie gäbe, so könnten sie noch nicht unbedingt einen Maßstab dafür darstellen, wie viele Menschen hier plattdeutsch sprechen oder das Plattdeutsch als ihre Muttersprache ansehen. Aber auch ohne eine solche Untersuchung wissen wir, daß der Gebrauch der plattdeutschen Sprache allgemein im Rückgang begriffen ist. Das kann jeder Ältere aus seiner eigenen Lebenserfahrung bekräftigen, wenn er die Verhältnisse in seiner Jugendzeit mit denen in der Gegenwart vergleicht. Selbstverständlich gibt es von Ort zu Ort Unterschiede, die aber die allgemeine Tendenz nicht ändern. Diese rückläufige Entwicklung stimmt manch einen nachdenklich und wohl auch traurig, vor allem, wenn er bedenkt, daß dies in einem Raum geschieht, in dem die plattdeutsche Sprache seit jeher angestammtes Heimatrecht hat und im Verlauf der Geschichte großartige Leistungen vollbracht hat.

+

Im späten Mittelalter gab es im Norden Deutschlands eine niederdeutsche Hochsprache, die von allen sozialen Schichten — vom Dienstknecht über den Kaufherrn bis zum Fürsten — gesprochen und — soweit man des Schreibens kundig war — geschrieben wurde: Heute nennen wir diese Sprache das Mittelniederdeutsche, das auf dem Altsächsischen aufbaute, dessen be-

deutendstes Zeugnis der „Heliand“ ist, eine poetische Erzählung des Wirkens Jesu, die von einem unbekannten Mönch etwa um 830 im Kloster Fulda aufgeschrieben wurde.

Das Mittelniederdeutsche herrschte jahrhundertlang im deutschen Norden, mit dem Kaufmannsbund der Hanse drang es weit über seine Grenzen, z. B. nach Skandinavien, hinaus. Als erstes Geestzbuch in niederdeutscher, aber auch in deutscher Sprache überhaupt, entstand der „Sachsenspiegel“, verfaßt von Eike von Repgow etwa um 1230, der von größtem Einfluß auf die deutsche Rechtsprechung wurde. Eine kurze Probe aus diesem Werk (III, 42) möge uns einen Eindruck vermitteln von der Prosasprache, aber auch von der sozial-ethischen Einstellung des großen Niedersachsen: „Got hevet den man na yme selven gebeldet unde hevet yne mit siner martere geledet, den enen also den anderen; yme is die arme also besvas als die rike . . . Do man ok erst recht satte, do ne was nen dienstmann, unde waren al die lüde vri, do unsere vorderen her to lande quamen. (Gott hat den Menschen nach sich selbst gebildet und hat ihn durch seine Marter befreit, den einen wie den anderen; ihm ist der Arme so nahe wie der Reiche . . . Als man auch das Recht zuerst setzte, da war kein Unfreier, und all die Leute waren frei, als unsere Vorfahren hier ins Land kamen.)

Etwa ein Menschenalter nach Eike von Repgow schuf eine niedersächsische Beghine, Mechtild von Magdeburg, ein mystisches Werk von großer sprachlicher Schönheit: „Das fließende Licht der Gottheit“. Es ist das Tagebuch einer Gott suchenden Seele, in Niederdeutsch geschrieben. Leider ist das Original nicht erhalten.

Auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Dramatik hat Niederdeutschland hervorragende Leistungen aufzuweisen; erinnert sei an das Redentiner Osterspiel, 1464 von dem Zisterziensermönch Peter Kalff verfaßt und aus dem alten mecklenburgischen Kloster Doberan überliefert. Auch heute noch wird es im Rundfunk oder von Laienbühnen aufgeführt.

Die Bewegung des Humanismus am Beginn unserer Neuzeit fand ebenfalls ihren Niederschlag im niederdeutschen Sprachgebiet. Man achtete nun auf Eleganz und Schönheit der sprachlichen Ausdrucksmittel; und diese Liebe zum wohlgesetzten Wort



Dat grote Lüchten

van Hans Varnhorst

*Ein blanken Schien flütt üm de Strüker,
un Taug un Tacken hangt vull Gold,
un Schattens dwält up Muß un Spricker,
ein lechten Näwel stigg van't Holt.*

*Un gүн lücht't dör de Slöpp ein Striepen,
de Himmel brennt, ut Für ein Wand,
van baoben süht du düster griepen
in'n Busk ein grote Geisterhand.*

*Dör't gäle Loof stappt mine Fäute,
un Duben flutert up, ein Tucht,
ein kolen Wind strick mi taumeute,
speukhaftig kummt de Ulenflucht.*

kam nicht nur dem Latein, sondern auch dem Niederdeutschen zugute. Ein gutes Beispiel für die Aussagekraft dieses Prosastils sind die Predigten des münsterschen Fraterherrn Johannes Veghe, die um 1500 aufgezeichnet worden sind.

Überhaupt waren — entgegen manchen herrschenden Vorstellungen — die religiösen Erbauungs- und Gebetbücher, die Legenden, Plenarien und Katechismen in niederdeutscher Sprache nie so zahlreich wie in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation. Wer einmal Gelegenheit hatte, sich näher mit der wertvollen Urschrift solch eines Plenariums (einer Art Hauspostille) jener Epoche, beispielsweise dem Druck von 1492 aus dem Mohnkopfverlag zu Lübeck, zu befassen, ist erstaunt und überrascht nicht nur über die scharfgegliederte Komposition, die klare Ausdrucksform, sondern auch über die drucktechnische Vollendung und künstlerische Ausstattung dieser Inkunabeln.

Das 15. Jahrhundert war auch die Zeit der Hochblüte des niederdeutschen Liedes. Viele Gesänge geistlichen und weltlichen Charakters haben hier ihren Ursprung. — Damals entstand auch das vielleicht bekannteste Werk aller mittelniederdeutschen Schöpfungen, das Tierepos „Reinke de Vos“, von dem wohl jedes Kind aus den zahllosen Nacherzählungen einige Streiche kennt. Dabei ist das Epos selbst alles andere als eine Kindergeschichte, sondern eine stellenweise recht derbe Stände- und Zeitkritik, die auf einzelne französische Tiersagen zurückgeht. — Die Schwanksammlung „Ulen-spiegel“, die um 1515 erstmals in Straßburg gedruckt wurde und die in die Weltliteratur einging, beruht auf einem niederdeut-

schen Original, welches allerdings verloren ist. In dieser schalkhaften Posse, die von dem Mann berichtet, der alles falsch versteht oder allzu wörtlich auslegt, steckt manche tiefe Lebensweisheit.

So gab es kurz vor der Reformation in Deutschland zwei wohlausgebildete Kultur- und Schriftsprachen: die aus dem ostmittel-deutschen Gebiet entstandene hochdeutsche und die im norddeutschen Bereich gewachsene niederdeutsche.

Nicht die Reformation und ihre Folgen allein bewirkten den allmählichen Niedergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache: Auch die großen Umwälzungen in der politischen Struktur unseres Landes förderten diesen Prozeß, vor allem das Auseinanderfallen der Hanse und überhaupt der Zusammenbruch der städtischen Machtstellung durch den erstarkenden Absolutismus.

Seitdem vollzieht sich der Rückgang des Niederdeutschen auf drei Ebenen, soziologisch von den Oberschichten zu den Grundschichten des Volkes, geographisch vom Südosten zum Norden und siedlungsräumlich von den Städten zu den Dörfern.

Die hochdeutsche Sprache hatte in der überragenden Leistung der Lutherschen Bibelübersetzung eine starke Stütze und fand zunächst an den norddeutschen Fürstentümern, in den Gebildeten- und Gelehrtenkreisen der größeren Städte und dann in deren gehobenem Bürgertum Eingang, um später auch auf die mittleren bürgerlichen Schichten und auf die Arbeiter- und Handwerkerkreise in den kleineren Städten und Dörfern und auf die Bauernbevölkerung überzugreifen. In diesem letzten Stadium stehen wir jetzt. Die Wirkungen der neuzeitlichen Massenmedien und die Bewegungsbewegungen während und nach dem letzten Kriege sorgten und sorgen für eine Beschleunigung dieser Entwicklung. — Unbestritten ist indes, daß dieses seit langem währende Zurückgedrängtwerden nicht als ein Beweis für den geringeren Wert oder die mindere Lebenskraft der niederdeutschen Sprache gelten kann.

Eine literarische Neubelebung des Plattdeutschen setzte im 19. Jahrhundert ein. Sie ist mit den Namen zweier Dichter verbunden, des Holsteiners Klaus Groth (1819 bis 1899) und des Mecklenburgers Fritz Reuter (1810—1874). Mit Groths plattdeutscher Gedichtsammlung „Quickborn“ zog die Sprache, der die herkömmliche Ästhetik bisher nur die unteren Bereiche der Posse und des Schwanks konzidiert hatte, in die Kunstlyrik





Letzter Schnee und Vorfrühling über heimischen Äckern

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

ein. Reuter bewies in seinen langausgesponnenen Romanen „Ut mine Festungstid“, „Ut de Franzosentid“ und „Ut mine Stromtid“, daß es eine ursprünglich-kraftvolle Volkssprache gab, in der sich ein ländlich-bäuerlicher philosophischer Humor äußerte.

Die Arbeit dieser beiden Neuerer setzten andere fort. Genannt seien: John Brinckman aus Rostock, der Holsteiner Johann Hinrich Fehrs mit seinem Dorfroman

„Maren“, Gorch Fock aus Finkenwerder, Fritz Stavenhagen und Hermann Boßdorf. Ihnen hinzu gesellten sich zwei bedeutende Westfalen, die bis in unsere Zeit hineinreichen: Karl Wagenfeld (1869—1939) und Augustin Wibbelt (1862—1946). Während der erstere wortgewaltige Epen und Schauspiele schuf, erkennt man den zweiten, den Pfarrer aus Vorhelm, immer mehr als einen der besten Lyriker an, den die niederdeutsche

Dat grote Lüchten

van Hans Varnhorst

*Ein blanken Schien flütt üm de Strüker,
un Taug un Tacken hangt vull Gold,
un Schattens dwält up Muß un Spricker,
ein lechten Näwel stigg van't Holt.*

*Un gүн lücht't dör de Slöpp ein Striepen,
de Himmel brennt, ut Für ein Wand,
van baoben süht du düster griepen
in'n Busk ein grote Geisterhand.*

*Dör't gäle Loof stappt mine Fäute,
un Duben flutert up, ein Tucht,
ein kolen Wind strick mi taumeute,
speukhaftig kummt de Ulenflucht.*

kam nicht nur dem Latein, sondern auch dem Niederdeutschen zugute. Ein gutes Beispiel für die Aussagekraft dieses Prosastils sind die Predigten des münsterschen Fraterherrn Johannes Veghe, die um 1500 aufgezeichnet worden sind.

Überhaupt waren — entgegen manchen herrschenden Vorstellungen — die religiösen Erbauungs- und Gebetbücher, die Legenden, Plenarien und Katechismen in niederdeutscher Sprache nie so zahlreich wie in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation. Wer einmal Gelegenheit hatte, sich näher mit der wertvollen Urschrift solch eines Plenariums (einer Art Hauspostille) jener Epoche, beispielsweise dem Druck von 1492 aus dem Mohnkopfverlag zu Lübeck, zu befassen, ist erstaunt und überrascht nicht nur über die scharfgegliederte Komposition, die klare Ausdrucksform, sondern auch über die drucktechnische Vollendung und künstlerische Ausstattung dieser Inkunabeln.

Das 15. Jahrhundert war auch die Zeit der Hochblüte des niederdeutschen Liedes. Viele Gesänge geistlichen und weltlichen Charakters haben hier ihren Ursprung. — Damals entstand auch das vielleicht bekannteste Werk aller mittelniederdeutschen Schöpfungen, das Tierepos „Reinke de Vos“, von dem wohl jedes Kind aus den zahllosen Nacherzählungen einige Streiche kennt. Dabei ist das Epos selbst alles andere als eine Kindergeschichte, sondern eine stellenweise recht derbe Stände- und Zeitkritik, die auf einzelne französische Tiersagen zurückgeht. — Die Schwanksammlung „Ulen-spiegel“, die um 1515 erstmals in Straßburg gedruckt wurde und die in die Weltliteratur einging, beruht auf einem niederdeut-

schen Original, welches allerdings verloren ist. In dieser schalkhaften Posse, die von dem Mann berichtet, der alles falsch versteht oder allzu wörtlich auslegt, steckt manche tiefe Lebensweisheit.

So gab es kurz vor der Reformation in Deutschland zwei wohlausgebildete Kultur- und Schriftsprachen: die aus dem ostmitteldeutschen Gebiet entstandene hochdeutsche und die im norddeutschen Bereich gewachsene niederdeutsche.

Nicht die Reformation und ihre Folgen allein bewirkten den allmählichen Niedergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache: Auch die großen Umwälzungen in der politischen Struktur unseres Landes förderten diesen Prozeß, vor allem das Auseinanderfallen der Hanse und überhaupt der Zusammenbruch der städtischen Machtstellung durch den erstarkenden Absolutismus.

Seitdem vollzieht sich der Rückgang des Niederdeutschen auf drei Ebenen, soziologisch von den Oberschichten zu den Grundschichten des Volkes, geographisch vom Südosten zum Norden und siedlungsräumlich von den Städten zu den Dörfern.

Die hochdeutsche Sprache hatte in der überragenden Leistung der Lutherschen Bibelübersetzung eine starke Stütze und fand zunächst an den norddeutschen Fürstenhöfen, in den Gebildeten- und Gelehrtenkreisen der größeren Städte und dann in deren gehobenem Bürgertum Eingang, um später auch auf die mittleren bürgerlichen Schichten und auf die Arbeiter- und Handwerkerkreise in den kleineren Städten und Dörfern und auf die Bauernbevölkerung überzugreifen. In diesem letzten Stadium stehen wir jetzt. Die Wirkungen der neuzeitlichen Massenmedien und die Bewegungsbewegungen während und nach dem letzten Kriege sorgten und sorgen für eine Beschleunigung dieser Entwicklung. — Unbestritten ist indes, daß dieses seit langem währende Zurückgedrängtwerden nicht als ein Beweis für den geringeren Wert oder die mindere Lebenskraft der niederdeutschen Sprache gelten kann.

Eine literarische Neubelebung des Plattdeutschen setzte im 19. Jahrhundert ein. Sie ist mit den Namen zweier Dichter verbunden, des Holsteiners Klaus Groth (1819 bis 1899) und des Mecklenburgers Fritz Reuter (1810—1874). Mit Groths plattdeutscher Gedichtsammlung „Quickborn“ zog die Sprache, der die herkömmliche Ästhetik bisher nur die unteren Bereiche der Posse und des Schwanks konzidiert hatte, in die Kunstlyrik



Sprache aufzuweisen hat. Aus der jüngsten Generation sei auf Hinrich Kruse mit seinen modernen Kurzgeschichten („Weg un Umweg“) und auf den jetzt dreiunddreißigjährigen Münsteraner Norbert Johannimloh hingewiesen, dem für seine Gedichtsammlung „En Handvoll Rügen“ der Klaus-Groth-Preis 1963 zugesprochen wurde.

Dieser sehr geraffte Überblick über ein Jahrtausend plattdeutscher Dichtung, der nur einige Höhepunkte aufzeigen sollte, dürfte angedeutet haben, daß es durchaus unnötig ist, das niederdeutsche Schrifttum als zweitrangig zu betrachten, und daß es falsch ist, die plattdeutsche Sprache als eine Art von verdorbenem Hochdeutsch oder ein Idiom ohne Eigenleben anzusehen. Er soll im Gegenteil gezeigt haben, daß das Plattdeutsche es verdient, erhalten zu bleiben, nicht als ein Relikt vergangener Zeit, sondern als ein wesentlicher Bestandteil gegenwärtiger heimischer Kultur, der auch in die Zukunft hineinwirken sollte. Heinz von der Wall

Danzleed

van Hans Varnhorst

Wicht, wat hest du slacke Fäute,
kumm, wi danzt ümtau!
Un dien Mündken is so seute
un dien Händken gau.
Riep is nu dat Köörn,
Wicht, ik heff di geern!

Wi bruket kiene Musik maoken,
Takt sleit use Hart.
Väögel fleitet nette Saoken,
ik bin heel vernarrt!
Wi sind frisk un jung,
danzt un stappt mit Swung.

Ik mag niene Gaffeltangen,
blot een nüdlik Wicht.
Dor is wat mit antaufangen,
Dansen geiht so licht.
Treck de Näs nich kruus,
ik bring di nao Huus!

Use Pastor un de Hunnewupp

Use Pastor is ein gauden Mann. Hei is'n Fründ van dei Kinner, dei Blaumen, Väögels un alls, wormit dei Herrgott dei Welt so schön maakt heff. Sien Gaorden is dei feinste wiet un siet, väle Planten, Bläumkes un Böme staoht dorin, dei ick meist nich kenne un nich weit, wo sei heitet. Use Pastor kennt alls, wat dor waßt, krüpp un flügg, sogaor mit latinsken Naomen.

Aover, wiel't leider kien Paradies mehr giff up Erd'n, is in Pastors Gorden uck nich alls blot Glück un Freid.

Dat was in dissen Freuhjaohr. Dei Raosen vör Pastor sienen Huse leeg as en feinen grönen Teppich. Aover eines Morgens was hei vull van schwatte Placken, dei Hunnewupp har dorin sine Gänge und Höpe upschmäten. Dat was agerlick! Pastor har einen hillgen Zorn: Dat kann nich so wiedergaohn, dei Hunnewupp moss weg!

In dei Freuhe van'n annern Morgen stellde sick Pastor mit ein Schüppen up dei Luer. Hei seeg nich dei herrlike Pracht van sin Gorden, hei har blot sinen Raosen in't Oge un teuvede, dat sick dei Erden bewägen schull. Aover niks rögede sick.

Nao'n Freuhstück stellde hei sick wer ein paor Stunden achter dei Husecke un keek egaol weg up sinen Raosen, dei Schüppen fast in dei Hand.

Dei Hunnewupp aohnde woll Gefaohr, hei leet sick dissen Morgen nich seihn. Ein

bäten verdraoten güng Pastor middaogs ein lüttket Stündken tau Bedde. Dor har hei einen Drom: Hei luerde wedder up'n Hunnewupp. — Up einmaol bewägte sick dei Erd'n — dat was hei! Noch en Ogenblick, dann schull hei't hebban . . . Un nu köm dat swatte Beist sogaor noch ut dei Grund un löp lik vör Pastor sine Feute lang her. Pastor treet tau — dat küllt üm van Harten, aover dei Hunnewupp was sien Feind! Un hei treet noch maol tau, un immer noch maol . . ., bit hei upwaokede. In sien rechten Faut har hei eine schreckliche Pien. Dei grote Tehn was verstukt, un van dei annern wat dat Fell off. Dat kunn'n ja uck dei besten Tehn nich utholl'n, immer so mit Gewalt gägen dei Bettkante! —

Dei Hunnewupp kann van Glück schnacken, dat hei dat nich up'n Lieve krägen heff, anners was hei vandaoge nich mehr an't Läven.

Pastor sien Faut schwüllt mächtig an, un veerteihn Daoge laohmde us leive Her mit sien rechtet Bein. — Vandaoge is alls wer gaud. — Aover, wat heff dei Hunnewupp för ein Glück hat!

Dit Vertellsel is waohr, dei Schaulmester kann dat betügen.

Franz Werner, 9. Schuljahr
Kath. Volksschule Cappeln



Abendsonne über der Waldlichtung

Es ist Mitte Juni. Die Tage sind lang. Auch um 8 Uhr abends ist von Dämmerung noch kaum etwas zu spüren. Wir befinden uns, die Sonne im Rücken, am Rande eines Kiefernwaldes.

Vor uns erstreckt sich eine Schonung von 4 bis 5 ha. Vor einigen Jahren wurde hier Kahlschlag durchgeführt. Neupflanzung folgte auf dem Fuße. Überall ragen jetzt die anderthalb Fuß hohen Pflänzlinge mit ihrem grünen Gezweig aus dem dünnen Grase empor . . .

Die weite Fläche ist nach allen Seiten hin von hohen Kiefern umsäumt. Ihre rötlichen Stämme leuchten in der Abendsonne. Das Bild war von jeher ein Lieblingsmotiv der Maler.

Überhaupt die Kiefer! Einem Schwarzwaldreisenden aus Norddeutschland kann es passieren, daß ihm dort unten ein alter Forstmann erklärt: „Ja, ich verbringe mein Leben hier zwischen den riesigen Fichten und Tannen; aber, ehrlich gesagt, mein liebster Nadelbaum ist doch die Kiefer. Sie ist nicht so schablonenhaft wie Fichte und Tanne. Ihre Wipfel zeigen mehr Einzelcharakter.“ Darin mag der alte Schwarzwälder wohl recht haben.

Unsere schön umrahmte Lichtung bietet in der Abendsonne fast das Bild einer beleuchteten Bühne. Was aber spielt sich nun auf dieser Bühne alles ab?

Von Westen her dringt ein Paar Waldtauben in den freien Raum. Sie haben keinerlei Furcht. Auf dem anderthalb Meter hohen Wall, der sich durch die ganze Schonung erstreckt, halten sie arglos Rast und setzen dann den Flug nach Osten fort. Das Gefieder wird im Augenblick des Auffluges von der Sonne hell angestrahlt. Für ein Weibchen stellt es seine ganze Pracht zur Schau.

Andere Durchzügler folgen zwanglos. Ein Eichelhäher überfliegt im bekannten Schmetterlingsstil den Raum. Er läßt dabei auch nicht eine Silbe seines Rätschrufes hören. Darauf zeigt sich ein Schwarzspecht. Von seiner üblichen Scheu ist ihm nichts anzu merken. Es fällt auf, wie sehr seine Flugart der des Hähers verwandt ist.

Misteldrosseln kommen, ein Trüppchen nach dem andern. Die helle Belichtung macht deutlich, wie sehr diese Drossel alle anderen an Größe überragt.

In einiger Entfernung ertönt vom blauen Abendhimmel herab ein lautes Miauen. Es kommt näher und näher, und schon erscheint, hoch über der Lichtung, als Urheber des markanten Rufes, der Bussard. Er zieht ein paar Kreise und fällt in den Wald zurück. Offenbar hat er an dieser Waldecke besonderes Interesse. Ganz in der Nähe machen sich nämlich durch hartnäckiges Piepen junge Bussarde bemerkbar.

Zu unserem besonderen Vergnügen führt auch ein Mitspieler von kleinerer Gestalt auf der großen Bühne sein Stückchen auf, der Baumpieper. Die mit vollendeter Kunst dargebotenen schrägen Gleitflüge macht ihm keiner aus der gesamten Vogelschar nach. Wie freut man sich alljährlich Mitte April über das erste Wiedersehen mit dem Baumpieper!

Nach neun Uhr wächst die Dämmerung allmählich über unsere Lichtung. Statt des Auges übernimmt mehr das Ohr den Beobachtungsdienst. Was gibt es nun alles zu hören in dieser Dämmerstunde?

Zunächst klingt das Amsellied auf. Im Wald ist es wie in den Gärten: die Amsel singt früh und spät. Bei der Vogelmusik gibt es Spezialitäten wie Flöten, Schlagen, Trillern, Dudeln u. a. Im Flöten ist die Amsel unerreichte Meisterin.

Ganz anders ertönt jetzt das Lied der Singdrossel aus allen Richtungen. Sie führt den mit vollem Recht verdienten Titel: Königin der Wälder und verfügt über den größten Formenreichtum. Sie wird auch von keiner Konkurrenz nur annähernd erreicht und sie ist es, die dem Waldkonzert den Charakter der immerwährenden Frische verleiht.

Als besonders dankenswerten Abendgruß empfinden wir dann die edlen Darbietungen der beiden besten Sängerinnen aus der Familie der Grasmücken, des „Mönches“ und der Gartengrasmücke.

Wer möchte an dieser Stelle und zu dieser Stunde das innige Liedlein des Rotkehlchens entbehren? Es liebt den Abend und liebt die Stille. Hermann Löns schrieb über dieses Lied einmal schwärmerische Sätze.

Und noch ein Gruß aus der Höhe: die Heidelerche gliedert sich in das Abendkonzert ein. Sie versteht als einzige Sängerin wirklich die Kunst des Dudelns und verfügt über eine unglaubliche Lungenkraft. Wer die Uhr zu Rate zieht, kann sich gelegentlich



Plattdeutsch und Polnisch

Wohl jeder Leser wird denken: Was haben diese beiden Sprachen mit einander zu tun? Nun, hier wird nicht der schwierige Versuch gemacht, Sprachcharaktere zu vergleichen. Hier wird nur auf die Tatsache hingewiesen, daß gegenwärtig im Lande Oldenburg ein Autor lebt, der Werke polnischer Klassiker ins Plattdeutsche übertragen hat. Er heißt C. v. Pentz und wohnt in Wilhelmshaven. Er stammt aus dem mecklenburgischen Adel und ist bereits 80 Jahre alt. Früher war er neben dem bekannten Professor Benedikt Schmittmann, der von den Nazis so barbarisch ermordet wurde, ein konsequenter Vertreter der föderalistischen Staatsordnung und stand, wie es nahelag, in engster Beziehung zu der bekannten Wochenschrift „Schönere Zukunft“. Einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Schöneren Zukunft“, der Volkstums- und Sprachforscher Prof. Gilkmann, unterhält heute noch lebhaften Kontakt mit C. v. Pentz.

Unser Autor ist ein hervorragender Kenner der polnischen Sprache. Ein Zeugnis dafür: Das bekannteste Werk der polnischen Nationalliteratur, den „Pan Tadeusz“ von Adam Mickiewicz, hat er in jahrzehntelanger Arbeit im Versmaß des Originals ins Deutsche übertragen (Rowohlt-Verlag). Wer

überzeugen, daß der zarte Vogel sein Lied eine volle Stunde im Fliegen durchzuhalten vermag. Das Gelände, wie es sich hier zwischen den Wäldern ausbreitet, ist ein Lieblingsrevier der Heidelerche.

Die Dämmerung verdichtet sich. Eine Stimme nach der anderen schläft ein. Zu allerletzt meldet sich noch eine Kehle. Aber sie kann kein Lied hervorbringen: Es ist die Nachtschwalbe. Sie hat das Wort bald völlig allein. Ihr Vortrag ist ein dürres, eintöniges Schnarren, wie aus einem Mechanismus hervorkommend. Irgendwie aber paßt seltsamerweise die Äußerung des grauen Sonderlings durchaus in dieses Gelände und in diese Tageszeit hinein.

Begleitet vom Schnarren der Nachtschwalbe treten wir den Heimweg durch den lauen Juniabend an. Franz Morthorst

die farbenreichen, oft genug hinreißenden Schilderungen des gewaltigen Epos liest, der wird es aufrichtig bedauern, daß Adam Mickiewicz in Deutschland, auch in den höheren Schulen, so wenig bekannt ist. Hier eine Probe aus „Pan Tadeusz“ in „mäkelnbörgsch Platt“, für jeden Oldenburger ohne weiteres zu verstehen. Es ist ja Fritz Reuters Platt. Mickiewicz schrieb diese Strophen 1833 in Paris, als er nach einem mißglückten Polen-Aufstand vor den Zarentruppen geflüchtet war:

Mien Heimatland, an di blot denk ick
üümmer,

Bi Dag un Nacht, sogor hier in Paris,
Bi all den Larm, den Striet, dat
Lichtgeflimmer.

„Hier“ — seggen se „hier is dat Paradies
För us Ort Lüd.“ — Doch ick seh kienen
Schimmer

Dorvan. Blindwütig schellen lut un lies
Se all up’n anner, staats sick to
verdraogen.

Dorbie hett se de Düwel all bie’n Kraogen.
Süht denn de Welt dat nich, wat wi hier
lieden?

Un alle Daog kümmt wedder mehr dorto.
De Klocken gaohn so as in ollen Tieden,
Us klingt dat as de Dodenklock genau.
De Kuhlengröwers — och, wer will dat
strieden? —

Sünd all bestellt: „Na, Fründ, man tau,
man tau!

Hier kanns du nich good bliewen, kratz
man aff!

Un all dien Elend nimms du mit in’t
Graff.“ —

Ick bin nu mäud, un laohm weert mi de
Flüchten.

Stigg dat Gewitter up, slut ick de Puurt,
Sitt denn to Hus mit Frün’n un
wi berichten

Een jeder, wat he weet. Un männig Wuurt
Ward spraoken: Off de Tieden woll, de
slichten,

Voröwer gaohn? Off dat noch lang so duurt?



Der „Zägenbaort“

Wie das „Sugetittken“ hat auch unsere Wiesen- und Bachkönigin, *Filipendula ulmaria* oder Mädesüß als altbekanntes Heilkraut eine ganze Reihe Namen: Rüsterstaude, Wiesengeißbart, St.-Johannes-Wedel, wilde Spierje, Miegbloumen, Jserrad. Anderenorts heißt sie „Brantwiensbloume“ oder auch — vielleicht mit bestem Namen — „Zägenbaort“.

Die fünf Blütenblätter sind etwas zurückgeschlagen, wodurch die langen Staubgefäße stärker hervortreten und den weißen Trugdolden das Aussehen von Silberbärten oder Ziegenbärten geben. Den Blüten entströmt ein bittermandelähnlichen Geruch, der im allgemeinen als angenehm empfunden wird. Deswegen auch der weitere Name: „Ruukbloume“ oder Geruchblume.

De Dörn is tau, un uck de Finsterlaoden.
Nu mag gescheihn, wat will! Wat kann't us
schaoden?
Dit is dat eenzig Glück, dat us noch
noch bläwen:
Wi sittet still tau Hus, un jedwerein
Weit, wat de anner denkt. Herr Gott in'n
Häwen,
Laot us nao Hus doch wedder, laot't
gescheihn!
Un sülln wi dat uck sülwst nich mehr
beläwen,
Dat wi us leiwe Heimat wedderseihn:
Eenst ward de Heimat friel! Un dissen
Glowen,
Den kann kien Minsk up disse Ierd us
rowen.

Man sieht, wie die großen Menschheitsmotive in allen Nationalliteraturen wiederkehren. — Adam Mickiewicz hat seine Heimat nicht wiedergesehen. Sein Lebensweg mußte noch manche Station berühren: Paris, Lausanne, Rom, Konstantinopel; hier starb er 1855 an der Cholera.

Franz Morthorst



Blühender „Zägenbaort“ Aufn.: Franz Enneking

In früheren Zeiten hat man sie auch dem Wein zugesetzt, um ihm einen dem Malvasier ähnlichen Geschmack zu geben.

Bei Damme, wie an vielen Orten des Münsterlandes, findet man Mädesüß oftmals an Gräben wachsend, zusammen mit dem Katzenbaldrian (und Blutweiderich oder Kattstert bzw. dem Gemeinen Gilbweiderich oder *Lysimachia vulgaris*). Der „vermischte“ Duft von Baldrian und Bittermandel wird aber, besonders wenn er über enige Zeit in die Nase steigt, weniger begeistert registriert.

Doch freuen wir uns, daß wir sie noch häufig in unseren Heimatfluren vorfinden: dat Kattenkrut oder den Ballerjan . . . den Kattstert . . . un den Zägenbaort.

Gregor Mohr



Ein Frühlingsstag im Hopener Burgwald bei Lohne

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

IM HINTERLAND

Die Nachfahren uralter Bauerngeschlechter kommen manchmal vor lauter ererbter Weisheit und Bedenklichkeit nicht mehr zum Heiraten. So ging es auch den Nordhoffs. In ihrer Chronik, die wohlverwahrt im Geldschrank lag, spiegelte sich das Geschehen der Jahrhunderte ab, wenn auch nur an ihrem dörflichen Horizont.

Willem und Harm Nordhoff waren kräftige, kerngesunde Männer. Willem hatte die Maße der 1. Kompanie der Oldenburger 91er-Infanterie und hatte zwei Jahre beim Militär gedient. Harm war kleiner und gedrungener. Er war drei Jahre bei den 19. Dragonern in Osternburg. Warum sie Jungesellen geblieben waren, ist nie einwandfrei geklärt worden. Das Heiraten war ihnen wohl einfach zu riskant gewesen.

Sie waren schon über die Kriegsdienstjahre hinaus, als am 1. August 1914 Briefträger Lücken mit der Zeitung und einigen Postsachen in Nordhoffs Küche kam, aufgeregt rufend: „Es geht los!“

Willem, Harm und ihre Gefolgschaft sprangen am Frühstückstisch auf und blickten von weitem mit in die Zeitung: „Also doch Krieg!“ Da stand es ja in fetten Lettern: „Krieg!“

„Donnerwetter, also nun geht's los“, rief der Großknecht. Und Briefträger Lücken: „Ich muß morgen schon in Oldenburg antreten!“

Die Menschen waren bis ins Innerste erregt, vor allem die Jugend. Sie war vor Heldenmut außer Rand und Band. Viele junge Leute meldeten sich begeistert freiwillig zu den Fahnen. Von einem Krieg hatten sie kaum einen Begriff. Der letzte war 44 Jahre zurück gegen Frankreich gewonnen worden. Wer hatte da denn schon einen erlebt?

Deutschland hatte eine lange, gut Zeit gehabt. Aber es war nicht genug Aufregendes passiert. Das Leben war manchen langweilig geworden. Sie murrten vor Reichsverdrossenheit und Lebensüberdruß; andere verrotteten in Morillosigkeit. Das Wort eines Dichters war wahr geworden: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.“

Und nun versetzte dieses Volk das Schreckenswort Krieg — wer hätte das für möglich gehalten — in rasende Begeisterung. Endlich mal was anderes.

Die schnell eingekleideten Reservisten zogen mit Juchhe und Hurra ins Feld. Die

Freiwilligen wurden oberflächlich in ihre Aufgabe eingewiesen und fuhren dann singend all den andern nach. Ältere, verheiratete Männer, die sich jäh aus ihrem Beruf und ihrer Familie gerissen sahen, saßen allerdings wohl still grübelnd in den lauten Zügen, die unaufhörlich gen Osten und Westen rollten.

Willem und Harm lasen täglich in ihrer Zeitung die Berichte vom lauten, fröhlichen Aufbruch der Armee und von den ersten Siegen, die errungen wurden. Sie schüttelten die Köpfe. Sie hatten einst das grausige Kriegshandwerk gründlich genug erlernt. Sie wußten, was an den Fronten des Krieges geschehen würde und bald schon geschah. Sie hörten vom Lied: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held.“

Willem wurde grantig: „Diese Grünschnäbel! Sie wissen ja vorne gar nicht, daß sie hinten leben!“ Harm nickte zustimmend: „Für die ist die Fahrt zum grausamen Schlachten ein fideler Ausflug.“

Tief beunruhigt verfolgten die beiden Brüder den Gang der Ereignisse. Deutschland, Österreich, Italien, ein Dreibund, nun im großen Streit mit dem endlos weiten, volkreichen Rußland und Frankreich. Würden wir das Nach-zwei-Seiten-kämpfen lange aushalten?

Am 5. August kam die Kriegserklärung von England. Willem wurde fahl vor Schreck, als er das las: „Harm, nun ist der Krieg verloren. Viele Hunde sind des Hasen Tod! Der Kaiser und seine Ratgeber haben wenig Voraussicht. Dieser Krieg, — der ist ein leichtfertiges Unternehmen. Das kam mir gleich so vor.“

„Ja, Willem, und nun halten wir damit! Sollst sehen, keiner will nachgeben. Das kann wohl dreißig Jahre dauern. Und dann wird das ein Elend!“ Harm las oft in der Familienchronik. Er dachte an das, was damals, vor 300 Jahren, auf dem Hofe geschehen war.

+

Bald wurde Willem und Harm das Leben sauer gemacht durch die Kriegsnotgesetze und Zwangslieferungen von Vieh und Getreide, wie auch durch die Lebensmittelkarten. Jan Snieders, ihr Heuermann, plagte sich ab, drei ganz junge Burschen an die Leine zu bekommen. Aber diese pfften und





Kapelle in Holtrup bei Langförden. Gedenkstätte an die Übertragung der Gebeine des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen im Jahre 851. Hier wie in Wallenhorst bei Osnabrück und in Bokern bei Damme rasteten die Mönche, die unter Führung des Grafen Waltbert, eines Enkels von Widukind, das Unternehmen feierlich gestalteten. Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

trällerten im Hause und auf dem Felde, munter wie Vögel im Mai. Eines Morgens kam Jan Snieders in die Küche, als Willem zur Stadt fahren und Harm auf dem Acker nach dem Rechten sehen wollte. Er könne mit den Jökels nicht fertig werden, klagte er: „Sie machen den ganzen Tag Konzert, und Arbeit ist Spielerei.“

Als die drei Männer eben am Überlegen waren, was dagegen zu machen sei, ging die Küchentür langsam auf. Vor ihnen stand eine völlig unterkühlte Gestalt, ein Bild von Zerknirschung. Joop, einer der drei, stand da mit zu Boden geschlagenen Augen. Die Haushälterin Lise rief von der Diele her: „De Peere sünd üm flück loopen!“

Nun kam Leben in die Runde: „Wor sünd de Peere?“

Die Pferde hatte Joop noch wieder eingefangen, aber alles Ubrige lag auf der Straße vom Bahnhof bis zum Hofe zerstreut. Die Pferde standen vorm Hause und zitterten noch vom überstandenen Abenteuer. Alles Zaumzeug war vertakelt und zerrissen.

Snieders schimpfte: „Konntest du Lümmel nicht aufpassen? Hattest du die Gerste schon aufgeladen?“

„Ja.“

„Junge, Junge, auch das noch! Dieser verdammte Krieg!“

„Dieser verdammte Unfug“, schimpfte auch Wilhelm, und er meinte ebenfalls den Krieg. Harm äußerte nachdenklich: „Diese Flüschlauferei ist so richtig ein Gleichnis

zu diesem Krieg. Alles rast wie verrückt weiter, aber der Jan geht zum Brunnen, bis er bricht.“

„Hätten wir das Geschirr man wieder heil“, murrte Jan ohne Verständnis für geistvolle Vergleiche.

Nun fuhr Willem zur Stadt und bestellte drei Kriegsgefangene beim Amt; denn zuvor hatte Jan verlangt, daß die „snötterigen Bengels“ fort sollten. Es kamen bald drei deftige Leute aus Flandern.

Im vierten Kriegsjahr fanden die Bauern sonntags nach der Kirchzeit in der Wirtschaft dünnes Bier, faden Schnaps und strohige Zigarren vor. Willem und Harm stiegen gewaltig in ihrer Achtung. Beide hatten fast von Anfang an prophezeit, daß der Krieg nicht zu gewinnen sei. Aber die anderen hatten sich über diese Neunmalklugen ent-rüstet. Nun wurde es allmählich jedem klar, daß Willem und Harm es besser gewußt hatten.

Alle waren bereits vom Wege des Gehorsams gegen den Staat abgewichen. Die Notverordnungen hatten dazu gezwungen. Wenn die Bauern sich auf die schmale Ernährung eingelassen hätten, hätten sie ihre schwere Arbeit bald nicht mehr verrichten können. Die Felder hätten vernachlässigt werden, das Vieh alsdann verhungern müssen. Trotzdem lieferten die Bauern durchweg ihren Anteil zur Ernährung des Volkes ab.

Heimlich zwar — sehr heimlich — wurde zusätzlich geschlachtet, gewurstet, gebuttert, gegessen und gefüttert. Diese heimlich erarbeiteten Lebensmittel retteten auch manchem Stadtmenschen das Leben. Denn wie sie in den Städten hungerten, das erzählten die Hamsterscharen, die täglich in allen Dörfern auftauchten. Solch munteres Leben und Treiben hinter der Weltbühne stieg den Behörden schließlich in die Nase.

+

An einem wunderschönen Frühlingsmorgen des Jahres 1918 kam ein uniformierter Mann auf Nordhoffs Diele. Nero, der stattliche Wächter, stand bei Jan Snieders, der die Pferde zur Feldarbeit anspannte. Er musterte den Fremden und begrüßte ihn: „Wau — wau!“ — Jan pffte ihn zurück. Der Fremde schlug die Hand an die Mütze und ging in Richtung Küche. Er fand sie menschenleer und blickte sich neugierig um. Als er zum Wiemen hinauf sah, lief ihm das Wasser um die Zähne.

Lise war gerade nebenan in der Milchkammer am Buttern. Sie hörte, daß jemand durch die große Glastüre gekommen war, schaute nach, wer es sei, und erstarrte.

„Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“

„Wo ist der Bauer?“

Lise ging, im Gehen die Hände in der Schürze trocknend nach der Alltagsstube. Sie machte die Tür hinter sich dicht und flüsterte den beiden Junggesellen heiser zu: „Oje — oje — de Schandarm is dor!“

Willem und Harm waren gerade von einem Morgengange ins Haus gekommen. Bei dem ängstlichen Wispern kamen beide eilig hoch und warfen die Zeitungsblätter auf den Tisch. „Wat will de Keer!“, knurrte Willem unwillig und ging Harm voran dem unbeliebten Mann entgegen. Lise folgte zitternd vor Unruhe.

„Guten Morgen, Herr Nordhoff“, sagte der Polizist, etwas vergnüglich triumphierend.

„Guten Morgen“, antworteten die drei und dachten heimlich: von wegen guten Morgen!

„Na, was wünschen Se?“, ließ Willem, sich zur Gelassenheit zwingend, vernehmen.

„Ich habe den Auftrag, hier zu revidieren.“

Revidieren? Bei diesem Wort fiel Harm etwas ein. Er wußte besonders gut in ihrer Hofchronik Bescheid. Und er sagte: „Mit Revidieren, damit wissen wir Bauern gut Bescheid. Das haben wir schon vor Jahrhunderten erlebt. Da hieß das aber Plündern. Seit 1623 ist bei uns nicht mehr revidiert, ich wollte sagen, geplündert worden. Ist der Feind schon im Dorf?“

Der Gendarm steckte sich rot an. War das, was er da gehört hatte, auf ihn gezielt? Es hatte ihn ein wenig aus dem Geleise gebracht, und er äußerte ziemlich unsicher: „Was Sie da gesagt haben, das verstehe ich nicht.“ Dann straffte er seine Figur zum Mut: „Aber Sie haben ja wohl gehört, daß ich im Auftrage des Amtes gekommen bin.“

Darauf Willem: „Ich merk's wohl. Sie wollen uns durchsuchen wie diebstahlverdächtige Leute.“

Darauf schüttelte der Revisor sein Haupt: „Reden Sie doch nicht lange drum herum!“ Zugleich zeigte er mit der Rechten, die schon einen Bleistift hielt, zum Wiemen hinauf. Ein schwarzes Büchlein zum Notieren hielt seine Linke bereit: „Na, nun sagen Sie mal, wieviele Kühe und Schweine haben Sie in diesem Winter geschlachtet?“



Ein sommerlicher Regentag auf der Terrasse des Dorfkruges im Museumsdorf zu Cloppenburg
Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

Willem tat erstaunt: „Wir? — Wieso? — Genau so viele, als wie wir für uns alle im Hause gebrauchten. Und da sind ja auch noch die hungrigen Stadtleute, die hier alle Tage laufen.“

„Aha — soso! Daher all die Schinken, die Würste, der Speck und das Rauchfleisch. Sie treiben also auch noch flotten Schwarzhandel?“

„So was zu behaupten, das verbitte ich mir!“, zürnte Willem. Was war Schwarzhandel? Überhöhte Preise nehmen? Städter ausbeuten?

Der Revisor warf einen abschätzenden Blick nach oben und stöhnte: „Ich soll doch wohl nicht glauben, daß Sie von dem Fethimmel über uns etwas verschenken?“

Willem blieb kaltblütig. „Ich treibe hin und wieder einen ehrlichen Tauschhandel. Ware gegen Ware, die wir hier brauchen. Das gebe ich zu.“

„Geld — dieses Staatspapier, das wollen wir gar nicht haben“, meldete sich Harm.

„Eine Million! So steht drauf. Papier ist geduldig und nicht mehr wert als trockenes Laub. Kommt der Wind durchs Fenster, fliegt es vom Tische.“

Nun wagte Lise auch ein Wort: „Der Bauer hat mir gesagt, ich soll jedem Hamster etwas geben. Nie nich dürfte ich Soldaten ohne ‚Natt of Drög‘ weglassen.“

„Soldaten?“, sagte der Gendarm nachdenklich.

„Jawohl, Soldaten“, beteuerte Harm, „die sind dann eben aus dem Lazarett entlassen. Dann stehen sie hier in lehmiger, schlotteriger Uniform und möchten denen zu Hause etwas mitbringen. Sie schwächen ja alle.“

Schnell besann sich der Revisor auf seinen Auftrag. „Zeigen Sie mir Ihre Milchkammer“, kommandierte er und öffnete schon die Tür, aus der Lise ihm vorhin entgegengetreten war.

Aha, da stand das altmodische Gerät, das die Bauern wieder in Betrieb setzten, die Butterkerne. Es roch nach Molkerei im

Raum. Der Stiel des Stampfers kuckte aus dem Stoßkernendeckel. Der Revisor hob ihn hoch. Drinnen schwamm ein gelber Butterkloß in der Molke. — Setten voll Schmand und ein Napf für's Butterkneten standen auf einer Bank. Da war viel zu notieren. „Verfüttern Sie auch Vollmilch?“

Alle Vollmilch mußte zur Molkerei geliefert werden. Die Magermilch kam zurück.

„Wir verfüttern die Magermilch“, sagte Lise.

„Ferkel und Kälber brauchen etwas Vollmilch“, ergänzte Willem.

„Ist verboten, Vollmilch zu verfüttern. Das wissen Sie doch.“

„Danach können wir uns nicht richten. Mit schlechter Nahrung kriegen wir die Tiere nicht groß.“

„Geht mich nichts an. Ich habe meine Anweisungen.“

Dieser Unfug, dachte Harm und sagte: „Wie kann man so dumme Gesetze machen? Können die da oben denn wirklich nicht 'n bißchen vernünftig nachdenken?“

„Ich melde jede Beleidigung der Gesetzgeber. Hier ist Widerstand gegen die Staatsgewalt.“

„Nu man sachte an“, fiel Willem ein, „was mein Bruder sagte, das ist keine Beamtenbeleidigung sondern eine zutreffende Feststellung. Die Gesetzgeber wollen auch gern sich satt essen können. Das können sie aber keinesfalls, wenn sie uns Bauern nicht zuerst satt werden lassen, wenn sie uns nicht frei schaffen lassen.“

Der Revisor lief rot an wie ein Ziegelstein. „Das ist Ihre persönliche Ansicht“, schnauzte er. „Wo ist die Futterkammer?“

Dort weiteten sich seine Augen dann erst recht vor Empörung. Er entdeckte Roggen in Säcken. Geweichter Roggen dampfte im Futterkessel. An den Eimern klebten Reste von verbotenen Viehmahlzeiten. Was er in diesem Hause an Eigenmächtigkeiten entdeckte, das war ihm einfach horrend! Solche renitenten Miesmacher waren ihm noch nicht begegnet! Zornig sprach er: „Wo käme das Reich hin, wenn alle so handeln wollten wie Sie! — Ich nehme nun auch ohne weiteres an, daß Sie Ihr Gold nicht abgegeben haben. ‚Gold gab ich für Eisen‘, heißt es doch!“ Er sah nämlich keine eisernen Uhrenketten, sondern goldene vor den Bäuchen dieser beiden Strammköpfe.

Harm schnauzte verächtlich und Willem spottete: „Mann, was geht Sie unser Gold

an? Den Sieg rettet kein Gold und kein Eisen mehr.“ — Und Harm bekräftigte: „Wenn wir hören oder lesen, daß auch der Kaiser seine goldene Uhrkette abgegeben hat, dann tun wir's auch.“

Der Uniformierte schlug schockiert die Hand an seine Mütze. War das nicht Majestätsbeleidigung? Für alle Fälle notierte er den Satz und drohte dabei: „Was Sie man so einfach machen, das wird Ihnen teuer zu stehen kommen.“

Willem sagte: „Wir tun nur das, was wir notwendig tun müssen.“

Harm sagte: „Die Notgesetze werden dem Staat schlecht bekommen!“

Der Revisor ging über die Diele davon, und Nero schaute ihm knurrend nach.

Die Leute waren nicht aufs Feld gegangen. Snieders, die Flamen, Anna, die Kleinmagd, alle kamen in die Küche und wollten wissen, was geschehen war.

„Wir lassen uns von denen da oben den Brotkorb nicht höher hängen“, beruhigte sie Willem.

Als die Leute am Abend schlafen gegangen waren, nahm Willem die langgestielte Gaffel aus ihrer Ecke auf der Diele und holte mit ihr die Schnesen mit den beanstandeten Fettigkeiten aus dem Wiemen. Harm stand schweigend bereit. Sie trugen die Schätze über den Weg ihrer Vorfahren zum Lehms, ihrer kleinen Hoffestung, die von einer Gräfte umschlossen war. Hernach riegelten sie die dicke Bohlentür ab und zogen das Gangbrett von dem Graben.

Wieder im Hause, in der Alltagsstube, sagte Harm das erste Wort: „So, das hätten wir sicher! Die laß uns bloß kommen. Die Freibeuter im Dreißigjährigen Kriege haben da nicht mal herangekonnt.“

Willem antwortete gar nicht. Er setzte sich seinem Bruder gegenüber in die Sofaecke und zündete die Pfeife an. Harm las noch mal mit ungläubigem Kopfschütteln die Zeitung durch. Willem sinnierte sorgenvoll vor sich hin.

+

Freibeuter kamen nun allerdings nicht. Anstatt dessen überfluteten jeden Tag größere Hamsterscharen die Gegend. Immer, wenn Nero seine Pfoten auf die Fensterbank des Küchenfensters setzte, um die vermeintlichen Landstreicher, die auf die Seitentür zukamen, bellend und zähnefletschend zu verscheuchen, wie er es gewohnt gewesen war, kam Lise gelaufen:





Winter über den Äckern des Oldenburger Münsterlandes

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

„Nero, gute Leutel!“ Sie nahm den zuerst widerstrebenden Bernhardiner fest am Halsband und gab ihm nachher ein Stück Wurst.

Wenn Nero die armen, hungrigen Menschen, die alle etwas in ihre Taschen bekamen und zum Trinken ein Glas Milch erhielten, in Ruhe ließ, bekam er sein Stück Wurst. Sobald er aber auch nur ganz leise knurrte, bekam er nichts. Er war ein richtiger Überhund an Verstand und begriff Lise's Erziehung sehr schnell.

Des nachts aber hatte kein Fremder auf dem Hofe etwas zu suchen. Da paßte Nero scharf auf.

Eines späten Abends suchte ein Soldat das Fenster, hinter dem Anna schlief. Ganz unhörbar schlich Nero herbei, und schnapp, griff er dem unversehens in die Hand: „Au - au — du verflixter Köter!“

Welch ein gemeines Schimpfwort gegen so einen vornehmen Hund! „Wau, wau“, antwortete er empört.

„Kennst du mi dann nich wedder?“, zischte Hinnerk.

Nero schwänzelte. Er kannte nun den Freier seiner Anna wieder. Der wollte sich

verabschieden, weil sein Urlaub aus war. Anna war ans Fenster gekommen.

Nero hatte aber störend gewirkt. Schon rief drinnen wer: „Wat is dor buten los?“

Klapp ging ein Fenster zu, und es ward Stille — — —

Einige Wochen nach dem Besuch des Revisors bekam Willem eine Vorladung zum Amtsgericht. Sie waren ihnen also nun doch gekommen; allerdings ganz anders, als einst ihren Vorfahren. Beide fanden sich still und erbittert mit dieser sie empörenden Tatsache ab. Harm spannte an und fuhr seinen Bruder mit der Kutsche in die Stadt.

Willem saß auf der Anklagebank, Harm im Zuschauerraum, als das Gericht erschien. Das Sündenregister, das der Herr Amtsgerichtsrat vorlas, war lang. Willem stand dem Richter und den Schöffen ganz allein gegenüber. Er hatte sich nicht um einen Verteidiger bemüht. Er war gekommen in sicherem Gefühl und in fester Überzeugung von der Richtigkeit seines Handelns.

Als er aufgefordert worden war, sich dazu zu äußern, machte er stehend eine Bewegung mit der Hand. Nun gut, hieß das,

ihr wollt meine Meinung hören: „Herr Amtsgerichtsrat, getan habe ich das alles! Und das war notwendig! Dieser Krieg mit seinen unbedachten Notgesetzen verordnet uns den Tod im Felde und im Lande den Hungertod.“

Einer der Schöffen kannte die Nordhoffs. Er warnte Willem mit Kopfschütteln und Augenzwinkern. Der Richter bemerkte: „Nordhoff, wenn Sie unser deutsches Schicksal so sehen, dann sehen Sie es falsch.“

„Ich kann keinen Sinn noch Verstand in unserem deutschen Schicksal finden. So wie die Dinge sich gewendet haben, muß nun ein jeder sich helfen, so wie er es am besten kann. Not kennt eben kein Gebot!“

„Herr Nordhoff, sehen Sie nach Ihren Worten!“

„Ich möchte aber doch mal zu unserem Schicksal etwas sagen. Wir Bauern haben zur Ernährung des Volkes so gut und so viel beigetragen, als wir nur konnten. Und das tun wir weiter auf unsere vernünftige Weise. Was soll aber noch dieser Krieg? Diese Kriecherei in den Schützengräben? Mal geht's zehn Meter vorwärts unter schweren Verlusten, mal kriegen unsere das Zurückkriechen. Mit diesem Kaninchenleben muß Schluß gemacht werden! Bald wird es hierzulande drunter und drüber gehen, das sage ich!“

Der Richter hörte geduldig zu. Dieser da war ein aufrechter Mann, aber so unvorsichtig gewesen, daß er sich in den Maschen des Gesetzes verfangen hatte. Er glaubte an sein gerechtes Handeln. Aber die Paragraphen!

„Herr Nordhoff, ich muß Ihnen leider sagen, daß Ihr Standpunkt zur Zeit unhaltbar ist. In Kriegszeiten werden wohl stets Ausnahmegesetze geschaffen, um der Ordnung im Lande zu dienen. Dagegen haben Sie sich durch Ihr Verhalten ganz erheblich vergangen.“

Willem schüttelte nur den Kopf. Harm im Hintergrund tat ebenso. Was hieß dies nun? Die mit ihren Gesetzen! Wo war denn noch Ordnung?

Weitere Worte zur Verteidigung konnten nichts mehr nützen. Nachdem alles geklärt war, und niemand mehr etwas sagen wollte, zog das Gericht sich zur Beratung zurück. Aber was war da noch viel zu beraten? Richter und Schöffen mußten ihr Urteil fällen, wie das Gesetz es befahl.

Als Richter und Schöffen wieder hinterm grünen Tisch standen, und alle Anwesenden

De Fiensmecker

„Segg eis, Jan, worüm hollst du di dei Näsén tou, wenn du Sluck drinkst?“ — „Jao, wäiß du, dat is so: Wenn ik den Sluck ansetten dou, un ik ruk üm, denn löpp mi dat Waoter in'n Mund tousaomen, süh, un ik mag'n doch so bedröiwt geern schier.“

Hermann Bitter

sich erhoben hatten, setzte der Herr Amtsgerichtsrat sein Barett auf, um das Urteil im Namen des Kaisers zu sprechen: Der Angeklagte wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Willem — Willem! Drei Monate Kittchen! Geschlagen, entrechtet in dieser verruchten Zeit! Zornbebend verließen Willem und Harm den Gerichtssaal.

+

Bald darauf fuhr Harm seinen Bruder nochmals in die Stadt. Willem besah sich zuerst die Front des Klosters, das ihn erwartete. Eine recht einfache Architektur, egale Fensterchen in Reihen übereinander, die Fenster mit den weitmaschigen schwedischen Gardinen geschmückt.

Dahinter sollte er sitzen, wohlverwahrt. Drinnen war Sitzgelegenheit für alle Fälle, für leichtere, für schwerere, hier nur für Männer. Er hatte sich nie für dieses Gebäude interessiert. Nun stand er, unschlüssig in seinem von Menschen ungerecht beurteilten Sinnen und Trachten, vor der festen Tür mit dem kräftigen Schloß. Aber, es mußte sein, er zog die Schelle.

Es öffnete ein gar nicht befremdet oder unfreundlich blickender Mann in mittleren Jahren mit Aufseheruniform. Er las Willems Einlaßkarte und nickte: „Aha, Sie, Herr Nordhoff, na, nun kommen Sie mal mit.“

Das soll ich wohl müssen, dachte Willem grantig. Als der Mann ihm seine Zelle öffnete, bekam er einen Schock, daß er auf der Stelle stehen blieb.

Der Aufseher schien gemütvoll zu sein. Er suchte seinen Ankömmling zu beschwichtigen: „Leider haben wir keinen Komfort zu bieten, aber es fällt jedenfalls genügend Tageslicht in Ihr Stübchen.“

Willem stand wie eine Salzsäule und starrte in das Loch. Der Aufseher hatte Verständnis für Willems Verhalten. Er konnte



ein ganz flüchtigies Schmunzeln nicht unterdrücken und fragte: „Haben Sie nicht irgendetwas zu Ihrer Bequemlichkeit mitgebracht?“ — „Was — Bequemlichkeit? Wenn's so was hier gibt, dann hat sie mir diese verückte Regierung zu bieten, die mich mit ihren irrsinnigen Gesetzen verfolgt“, brauste Willem auf.

Der Aufseher fuhr förmlich zurück. So ein Tollkopf war ihm noch nicht vorgekommen unter denen, die zur Zeit das Hotel bevölkerten: „Pst — etwas leiser, Herr Nordhoff! Machen Sie nun mal erst etwas Bekanntschaft mit Ihrer Umgebung, dann gewöhnen Sie sich schon ein. Dort hängt Ihr Anzug. Würden Sie sich wohl bis zum Abend umkleiden?“

Und nun geschah etwas: Ein Schlüssel knirschte im deftigen Schloß, und Willem konnte nun für drei Monate nicht mehr tun und lassen, nicht mehr gehen, wohin er wollte. Weder Baum noch Büsche sehen, nicht Felder, Weiden und Vieh. Tief Atem holend sackte er auf den hölzernen Schemel, sprach zu sich selber: „Harm, dat is dat Leßte! Wenn ich dies überlebe, kannst du mich nach Wehnen bringen! Kaputt — kaputt!“

Willem zuckte nervös zusammen, als dieser anmaßende Schlüssel sich wieder hören ließ. Ein Schließer brachte ihm die Abendkost, etwas Brot auf blechener Schüssel und einen Krug mit Wasser. Die Zeremonie ging wortlos vonstatten.

Nachher musterte Willem die Bescherung. Für's erste hatte er noch keinen starken Hunger. In der langen Nacht, die er schlaflos auf der harten Pritsche verbrachte, überdachte er die trostlose Zukunft. Er war zum Tode verurteilt, zu einem hinterlistigen Tode durch langsames Verhungern.

Am nächsten Morgen wieder dieses aufregende Schlüsselknirschen. Der Schließer brachte das Frühstück. Er überlegte einen Augenblick, dann wechselte er die Platten, die sich auf ein Haar glichen, aus. Nur der Wasserkrug war eine Kanne.

Der Schließer hatte wohl etwas gemeldet, denn bald kam der Aufseher vom Abend zuvor und trat stumm nickend ein. Die rosige Begrüßung „guten Morgen“ war bei den derzeitigen Insassen der staatlichen Verwahranstalt unbeliebt. Der Aufseher bemerkte die unberührte Mahlzeit: „Aber, Herr Nordhoff, Sie haben gestern abend nichts gegessen, und jetzt wollen Sie anscheinend auch nicht?“

„Ich werde krank von dem Kleister, den Sie Brot nennen.“

Der Aufseher stand da, als wolle er noch etwas sagen. Aber dann verschwand er nachdenklich.

Willem aber hatte nun einen leeren Magen. So aß er etwas Brot und trank den Cichorienkaffee, oder was es sein mochte.

Dieser gräßliche Schlüssel, diese gesperrte Tür! Sie waren ein Symbol von Willems katastrophaler Lage. Wieder stand der Aufseher da. Er machte eine aufmunternde Geste und sagte: „Sie können jetzt mal hinausgehen zu den anderen.“

Willem zuckte zusammen. „Wie? Was? Ich soll mich mit euren Spitzbuben befassen?“

Diese Empörung brachte den Aufseher zum Lächeln: „Aber, ich bitte Sie, Nordhoff! Wir haben hier nur anständige Leute. Die Spitzbuben laufen frei herum.“

Willem verstand das nicht, ging aber doch ins Freie auf den breiten Gang. Dort standen Leute herum, stämmige Gestalten, gebräunte Gesichter. Gekleidet in Anstaltskleidern wie er. Sie drehten sich nach ihm um: „Halloh, all wedder eenel Keerl, wor kummst du her?“

Aha — das waren sämtlich Landwirte. Er kannte keinen, sie waren aus weitem Umkreis zusammengelesen worden.

Die Kolonne stellte sich in Reihen zum Marsch ins Moor. Willem schloß sich an. Die frische Luft war ihm noch nie im Leben so erquickend vorgekommen. Aber Torfgraben und Torfringen sind schwere Arbeiten. Er bekam quälenden Hunger, und bald mußte er sich auf seine Karre setzen. Eine so schwere Anstrengung war er seit langem nicht mehr gewohnt.

Nach einigen Tagen machte er völlig schlapp. Nun versuchte er, sich mit Tütenkleben die Zeit zu vertreiben. Aber bei dieser Anstaltskost reichten auch dazu seine Kräfte nicht mehr aus.

Wie konnten die anderen das aushalten? Wie war das möglich, daß alle Männer, Gefangene wie Aufseher, frisch und gesund aussahen? Er begann vor sich hin zu seufzen.

„Will's nicht mehr?“ fragte ihn ein Sitzkamerad mitleidig.

Da klagte Willem dem sein Elend. „Ich bin kaputt. Was gibt das hier denn? Man kriggt ja nichts vor's Messer.“

Auf's Höchste erstaunt, erwiderte der: „Mensch, Nordhoff, du willst hier doch wohl nicht Kurgast werden? Dies Hotel ist da nicht nach. Wir sind hier Selbstversorger. Laß dir dein Essen kommen. Tun wir alle! Den Aufsehern ist ihr Leben just so lieb als wie uns, weißte wohl. Du siehst das doch, daß hier im Bau noch keiner aus dem Zeug gefallen ist, die Aufseher nicht und wir nicht.“

So war das also! Das war mit der Bequemlichkeit gemeint, die ihm anfangs angeboten worden war. Willem dachte aber in seinem geraden Sinn anders. Wenn die Regierung ihn hier infolge ihrer völlig sinnlos gewordenen Paragraphen festhielt, dann hatte sie gefälligst für seine Beköstigung zu sorgen. Willem bekam auch weiterhin kein Paket von zu Hause. Harm dachte ganz genau wie sein Bruder. Und Lise? Wie sollte die vom Leben im Kittchen etwas wissen!

Tütenkleben konnte Willem nur noch eine kurze Stunde, so hinfällig war er geworden. Und bald durfte er als kranker, wenn auch nicht bettlägeriger Mann, auf dem Gefängnishofe in der Sonne sitzen. Es gab ein allgemeines Kopfschütteln über diesen heldischen Mann der Vernunft und Gerechtigkeit.

Die Kameraden retteten ihn vom Tode durch kleine Geschenke: „Komm, Willem, iß mal'n Butterbrot!“ — „Hier, ein bißchen Tabak!“

Willem nahm die Spenden mit grantigem Danke an im Übermaß seines Hungers und Elendes. Er sagte sich aber hartnäckig vor, daß er das nur tue, um seine Kameraden nicht zu beleidigen. Die Rationen der Lebensmittel wurden indessen so knapp im Reich, daß die Menschen sich zuflüsterten: „Der Kaiser hält die Notgesetze auch nicht; denn er lebt.“

Nach drei Monaten fand Harm einen bis zur Unkenntlichkeit abgemagerten Bruder vor. Er führte ihn hinaus zur Kutsche und half ihm einsteigen. Erst als sie die Stadt hinter sich hatten, fand er Worte: „Um Gottes willen, Willem, wie haben sie dich zugerichtet!“

Willem stöhnte. „De Hunger is 'n scharpen Vaogel.“

„So is't“, betonte Harm. „De Hunger maket ganz Düütschland kaputt!“

Auf dem Hofe bekamen die Leute das Gruseln, als der Bauer der Kutsche entstieg.

Use Prälaot

Stünd dor doch nülük maol so'n Keerl up dei Straoten bi dei Groten Karken un wör ant Schellen un Fleuken: „Dei Düwel schall di haolen, du verdammte Satan, töiw, ik krieg di noch . . .“ Un dorbi tred hei mit Gewalt up sin Motorrad, dat partu nich anspringen wull: „Dunnerslag noch maol, Himmel, Düwel un Blixum, du Sagebock, du Himmelhund, du Buck van Satan . . .“ So güng dat in äine Tur wieder, man mag't un kann't gor nich seggen, wat hei dor alle herfleukede.

Unnerdes köm use Prälaot van de Fröihmisse ut dei Karken un hörde den Spektaokel: „Nee, Korl, dat olle Fleuken an'n fröihen Morgen, dat mag'k doch gor nich hören. Worüm seggst du nich maol: Heergott, help mi?“

Korl keek üm an, as wenn hei nicht ganz wiese wör: „Den Dunner noch maol . . .“ Doch hei bedachde sik, un sä denn ut däipe Bost: „Heergott, help mi!“

Un wat meent ji woll? De Kaore sprüng an, un Korl susede hendaol. Erst sä use Prälaot nix, rein nix, un denn: „Den Deubel uk, dat har'k nich dacht!“

Hermann Bitter

Nero erkannte seinen Herrn sofort. Er kam mit freudigen Sprüngen heran und setzte ihm die Pfoten auf die Brust. Harm griff nach seinem Bruder, sonst wäre er von dem Anprall umgesackt. Lise schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Wie sollte sie diese Hinfälligkeit wieder kurieren!

Am 9. November 1918 geschah das, was die Nordhoffs Söhne vorhergesagt hatten. Die Fronten zerbrachen, der Kaiser floh nach Holland, Matrosen und anderes Revolutionsvolk, das sich Spartakus nannte, kehrten im Reich das Unterste zu oberst. — Die beiden Brüder blickten aus dem Hinterland ins Getümmel der deutschen Ferne. Und Harm bemerkte grantig dazu: „Wenn de Pracher sick as König bärde, dann is dat Riek kienen Deit mehr wert!“

Elisabeth Reinke



ihr wollt meine Meinung hören: „Herr Amtsgerichtsrat, getan habe ich das alles! Und das war notwendig! Dieser Krieg mit seinen unbedachten Notgesetzen verordnet uns den Tod im Felde und im Lande den Hungertod.“

Einer der Schöffen kannte die Nordhoffs. Er warnte Willem mit Kopfschütteln und Augenzwinkern. Der Richter bemerkte: „Nordhoff, wenn Sie unser deutsches Schicksal so sehen, dann sehen Sie es falsch.“

„Ich kann keinen Sinn noch Verstand in unserem deutschen Schicksal finden. So wie die Dinge sich gewendet haben, muß nun ein jeder sich helfen, so wie er es am besten kann. Not kennt eben kein Gebot!“

„Herr Nordhoff, sehen Sie nach Ihren Worten!“

„Ich möchte aber doch mal zu unserem Schicksal etwas sagen. Wir Bauern haben zur Ernährung des Volkes so gut und so viel beigetragen, als wir nur konnten. Und das tun wir weiter auf unsere vernünftige Weise. Was soll aber noch dieser Krieg? Diese Kriecherei in den Schützengräben? Mal geht's zehn Meter vorwärts unter schweren Verlusten, mal kriegen unsere das Zurückkriechen. Mit diesem Kaninchenleben muß Schluß gemacht werden! Bald wird es hierzulande drunter und drüber gehen, das sage ich!“

Der Richter hörte geduldig zu. Dieser da war ein aufrechter Mann, aber so unvorsichtig gewesen, daß er sich in den Maschen des Gesetzes verfangen hatte. Er glaubte an sein gerechtes Handeln. Aber die Paragraphen!

„Herr Nordhoff, ich muß Ihnen leider sagen, daß Ihr Standpunkt zur Zeit unhaltbar ist. In Kriegszeiten werden wohl stets Ausnahmegesetze geschaffen, um der Ordnung im Lande zu dienen. Dagegen haben Sie sich durch Ihr Verhalten ganz erheblich vergangen.“

Willem schüttelte nur den Kopf. Harm im Hintergrund tat ebenso. Was hieß dies nun? Die mit ihren Gesetzen! Wo war denn noch Ordnung?

Weitere Worte zur Verteidigung konnten nichts mehr nützen. Nachdem alles geklärt war, und niemand mehr etwas sagen wollte, zog das Gericht sich zur Beratung zurück. Aber was war da noch viel zu beraten? Richter und Schöffen mußten ihr Urteil fällen, wie das Gesetz es befahl.

Als Richter und Schöffen wieder hinterm grünen Tisch standen, und alle Anwesenden

De Fiensmecker

„Segg eis, Jan, worüm hollst du di dei Näsén tou, wenn du Sluck drinkst?“ — „Jao, wäiß du, dat is so: Wenn ik den Sluck ansetten dou, un ik ruk üm, denn löpp mi dat Waoter in'n Mund tousaomen, süh, un ik mag'n doch so bedröiwt geern schier.“

Hermann Bitter

sich erhoben hatten, setzte der Herr Amtsgerichtsrat sein Barett auf, um das Urteil im Namen des Kaisers zu sprechen: Der Angeklagte wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Willem — Willem! Drei Monate Kittchen! Geschlagen, entrechtet in dieser verruchten Zeit! Zornbebend verließen Willem und Harm den Gerichtssaal.

+

Bald darauf fuhr Harm seinen Bruder nochmals in die Stadt. Willem besah sich zuerst die Front des Klosters, das ihn erwartete. Eine recht einfache Architektur, egale Fensterchen in Reihen übereinander, die Fenster mit den weitmaschigen schwedischen Gardinen geschmückt.

Dahinter sollte er sitzen, wohlverwahrt. Drinnen war Sitzgelegenheit für alle Fälle, für leichtere, für schwerere, hier nur für Männer. Er hatte sich nie für dieses Gebäude interessiert. Nun stand er, unschlüssig in seinem von Menschen ungerecht beurteilten Sinnen und Trachten, vor der festen Tür mit dem kräftigen Schloß. Aber, es mußte sein, er zog die Schelle.

Es öffnete ein gar nicht befremdet oder unfreundlich blickender Mann in mittleren Jahren mit Aufseheruniform. Er las Willems Einlaßkarte und nickte: „Aha, Sie, Herr Nordhoff, na, nun kommen Sie mal mit.“

Das soll ich wohl müssen, dachte Willem grantig. Als der Mann ihm seine Zelle öffnete, bekam er einen Schock, daß er auf der Stelle stehen blieb.

Der Aufseher schien gemütvoll zu sein. Er suchte seinen Ankömmling zu beschwichtigen: „Leider haben wir keinen Komfort zu bieten, aber es fällt jedenfalls genügend Tageslicht in Ihr Stübchen.“

Willem stand wie eine Salzsäule und starrte in das Loch. Der Aufseher hatte Verständnis für Willems Verhalten. Er konnte



Auf's Höchste erstaunt, erwiderte der: „Mensch, Nordhoff, du willst hier doch wohl nicht Kurgast werden? Dies Hotel ist da nicht nach. Wir sind hier Selbstversorger. Laß dir dein Essen kommen. Tun wir alle! Den Aufsehern ist ihr Leben just so lieb als wie uns, weißte wohl. Du siehst das doch, daß hier im Bau noch keiner aus dem Zeug gefallen ist, die Aufseher nicht und wir nicht.“

So war das also! Das war mit der Bequemlichkeit gemeint, die ihm anfangs angeboten worden war. Willem dachte aber in seinem geraden Sinn anders. Wenn die Regierung ihn hier infolge ihrer völlig sinnlos gewordenen Paragraphen festhielt, dann hatte sie gefälligst für seine Beköstigung zu sorgen. Willem bekam auch weiterhin kein Paket von zu Hause. Harm dachte ganz genau wie sein Bruder. Und Lise? Wie sollte die vom Leben im Kittchen etwas wissen!

Tütenkleben konnte Willem nur noch eine kurze Stunde, so hinfällig war er geworden. Und bald durfte er als kranker, wenn auch nicht bettlägeriger Mann, auf dem Gefängnishofe in der Sonne sitzen. Es gab ein allgemeines Kopfschütteln über diesen heldischen Mann der Vernunft und Gerechtigkeit.

Die Kameraden retteten ihn vom Tode durch kleine Geschenke: „Komm, Willem, iß mal'n Butterbrot!“ — „Hier, ein bißchen Tabak!“

Willem nahm die Spenden mit grantigem Danke an im Übermaß seines Hungers und Elendes. Er sagte sich aber hartnäckig vor, daß er das nur tue, um seine Kameraden nicht zu beleidigen. Die Rationen der Lebensmittel wurden indessen so knapp im Reich, daß die Menschen sich zuflüsterten: „Der Kaiser hält die Notgesetze auch nicht; denn er lebt.“

Nach drei Monaten fand Harm einen bis zur Unkenntlichkeit abgemagerten Bruder vor. Er führte ihn hinaus zur Kutsche und half ihm einsteigen. Erst als sie die Stadt hinter sich hatten, fand er Worte: „Um Gottes willen, Willem, wie haben sie dich zugerichtet!“

Willem stöhnte. „De Hunger is 'n scharpen Vaogel.“

„So is't“, betonte Harm. „De Hunger maket ganz Düütschland kaputt!“

Auf dem Hofe bekamen die Leute das Gruseln, als der Bauer der Kutsche entstieg.

Use Prälaot

Stünd dor doch nülük maol so'n Keerl up dei Straoten bi dei Groten Karken un wör ant Schellen un Fleuken: „Dei Düwel schall di haolen, du verdammte Satan, töiw, ik krieg di noch . . .“ Un dorbi tred hei mit Gewalt up sin Motorrad, dat partu nich anspringen wull: „Dunnerslag noch maol, Himmel, Düwel un Blixum, du Sagebock, du Himmelhund, du Buck van Satan . . .“ So güng dat in äine Tur wieder, man mag't un kann't gor nich seggen, wat hei dor alle herfleukede.

Unnerdes köm use Prälaot van de Fröihmisse ut dei Karken un hörde den Spektaokel: „Nee, Korl, dat olle Fleuken an'n fröihen Morgen, dat mag'k doch gor nich hören. Worüm seggst du nich maol: Heergott, help mi?“

Korl keek üm an, as wenn hei nicht ganz wiese wör: „Den Dunner noch maol . . .“ Doch hei bedachde sik, un sä denn ut däipe Bost: „Heergott, help mi!“

Un wat meent ji woll? De Kaore sprüng an, un Korl susede hendaol. Erst sä use Prälaot nix, rein nix, un denn: „Den Deubel uk, dat har'k nich dacht!“

Hermann Bitter

Nero erkannte seinen Herrn sofort. Er kam mit freudigen Sprüngen heran und setzte ihm die Pfoten auf die Brust. Harm griff nach seinem Bruder, sonst wäre er von dem Anprall umgesackt. Lise schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Wie sollte sie diese Hinfälligkeit wieder kurieren!

Am 9. November 1918 geschah das, was die Nordhoffs Söhne vorhergesagt hatten. Die Fronten zerbrachen, der Kaiser floh nach Holland, Matrosen und anderes Revolutionsvolk, das sich Spartakus nannte, kehrten im Reich das Unterste zu oberst. — Die beiden Brüder blickten aus dem Hinterland ins Getümmel der deutschen Ferne. Und Harm bemerkte grantig dazu: „Wenn de Pracher sick as König bärđ, dann is dat Riek kienen Deit mehr wert!“

Elisabeth Reinke



DAT POSTGEHEIMNIS

Domaols, inne leipen Tied, forts naoh den ersten Weltkrieg, at ale Lääbensmiddel up Kortén utdeilt wudden, kreg'n Postinspekter in Wilhelmshaoven van sine Ollern ein schlachtet Swin läwert. Dat Swin was in twei Hälften updeilt un dicke in Sacklinnen inneihet. Et schull bi 12 Uhr schnachens in Wilhelmshaoven ankaomen.

Domaols was't geföhrlik, sik Lääbensmiddel, besünners Fleisk, eigenmächtig tau besörge. Dat Lääbensmiddelamt waokede mit Argusoogen, of uk wel mehr kreeg at üm taustünd. Dei Arbeiter- un Soldaotenraot revideierde dei Isenbaohnen, un dei Polizei was scharp up Schwatschlächten. Et hörde all vull Maud un Overlägenheit dortau, dei Behörden achtet Lucht tau führen. Dei Postinspekter was aober schlauer at all dei amtlikken Stähen tauhope.

Hei köm up den klüftiggen Gedanken, dat Swin mit'n gäle Postkorn van dei Baohn aftauhaolen. Twei fixe Postboten in Uniform schullen mitgaohn. Dei beiden Boten

kregen vör'n Baohnhof van üm dei Instruksjonen: „Jungs“, säg hei, „ik krieg'n schlachtet Swin mit dei Baohn, dat mit'n Postkaorn naoh mine Waohnunk an dei Kieler Straoten brocht werden mot. Ji mötet mi dorbi helpen! Ji möt'n suret und sturet Nachnaohmegesicht dorbi upstellen, un wieder nix daun at dei Korn schuwen. Ik gaoh mit'n Postmüssen up'n Kopp kägen dei Korn an. Vör allen dröwet ji nix segenen, wenn wir eis mit dei Draguners tausaoenen stötet. Un wenn wir dat Swin glücklik in dei Waohnunk brocht hebbt, möt ji gaue dei Kaorn in den Gank, lünks van min Hus, schuwen un dann dei Gankdörn schluten!“

Nu, at välet all rägelt was, kömen den Inspekter noch grote Bedenken. Was dei Saake mit dei Postkaorn nich ungefähr so at dei Geschichte van dat trojaonske Perd? Könn sei nich öwer sine Familge grotet Unglück bringen? Wenn dei Draguners eis dat Swin entdekkeden, wüdde hei dann nich wägen Swattschlächtere verklaogt? Kömen



Schlachtfeste sind auch hierzulande heute nicht mehr so reizvoll wie früher. Im Zeitalter der Kühlschränke und Kühltruhen oder der gemeinschaftlichen Kühlhäuser kommt fast überall jeden Tag schlachtfisches Fleisch in den Kochtopf unserer Hausfrauen. Die Seltenheit, die früher alles Schlachten im Winter zu einem Ereignis für jung und alt machte, ist dahin. Trotzdem geht immer noch nichts über das gute „Hausgemachte“.

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

dann sine Ollern nich in't Kitken? Wüdde dat Swin nich beschlagnaohmt werden? Hei wudde a al wankelmäudig. At hei dann aober an all den Hunger un al dei Last dachte, dei sine Familge in dei lesten Jaohrn utstaohn har, do stünd sin Plaon faste. Hei wull den Transport up jeden Fall waogen.

So at dei Zug schnachens inlopen was, schöwen sei dei Postkaorn up den Baohnstiege. Dei Inspekter besörgede sik nu gaue dei Popieren. Dorup wudden dei beiden Swinehälften in'e Kaorn leggt, dei Deckel tauschlaon un ofschlaoten.

Nu günk dei Reise dör dei Stadt los, bit tau dei Waohnunk. Dei drei Postlüe stellten ehre amtlikken Gesichter up. Dei Inspekter günk at son upblaosen Truthaohn, mit'n rohen Kopp, kägen dei Kaorn an. Dei Postboten müssen schwor schuwen, denn dat Swin wög wenigstens 300 Pund. Ale Lüe güngen ehr ut'n Wäge, sei glöweden, et handele sik üm'n groten Geldtransport.

Blot dei Draguners dochten ganz anners. Up dei verkehrsrieke Marktstraoten stödden plötzlich at son Haobikke twei up den Waogen los. Sei bölkeden: „Was haben Sie da drin?“

Mit funkelndene Ogen anterde dei Inspekter: „Das geht Sie gar nichts an! Sehen Sie nicht, daß dies eine Postkarre ist? Haben Sie noch nie etwas vom Postgeheimnis gehört?“

Dei Fraogen van den Inspekter döen Wunner. Schliepsterts, at begaotene Pudels, güngen dei Draguners weg un kümmerden sik nich mehr üm den Transport. Dei In-

spekter glurde nu unner sinen Müssenschirm weg, of uk neie Gefaahren upkömen. Et günk allet gaut. Dei drei Stephansjünger kunnen den „Schwinetransport“ glücklik tou enne bringen.

Dei Husdör günk al vansülwst aopen, dei Frau van den Inspekter har upgerägt dor achter staohn. Alle legden gaue Hand an, in'n Ogenblick was dat Swin in dei Waohnunk un dann in'n Keller verschwunnen. Allen füllt nu en Stein van't Harte, un bolle köm grote Freide up. Dei Inspekter haolde gaue'n Geneverbuddel her, schenkede veier in, un saig mit'n straohlend Gesicht: „Mine leiwen Frönde van dei Post! Jeder schall so räden, at üm dei Schnaobel wassen is. Dorüm wenne ik mi mit'n plattdütsken Tungenschlag an jau. Mit jaue Hülpe is us dei Saoke glückket, wi danket jau van ganzen Harten. Ji sünt van aobend use Gäste. Dei Schnurrebraon smort al in'n Braotpott, un dei Tüwwelken sünt glik gaor. Ji hebbt jau tapfer hullen, nu möt ji glieks uk bi Disk jau'n Mann staohn. Wi willt erst maol usen Hunger mit'n gauen Genever anrägen, dorüm prosit . . . ! Aben up dei Marktstraoten, at ik dor in dat fraogende Muulwark van dei Draguners keek, wudde et mi benauet. Ik leet mi aober nix anmaaken un schmeet dei Kerls gaue den harten Brokken ‚Postgeheimnis‘ tau. Ji hebbt jo seihn, dat sei den nich verdrägen können. Sei möken'n Gesicht at'n Hund, dei Gräss frät, un schlögen sik gaue sietwerts in't Gebüsk . . . Allein dat Postgeheimnis hef us rettet, wi willt et alltied hoch un hillig hollen!“ Fritz Bitter

Freudentränen . . .

„Herzlich willkommen“, prangte in goldenen Lettern über der großen Dielentür, die heute mit einer mächtigen Girlande geschmückt war. Im 1. Schuljahr konnte ich diese beiden fettgedruckten Worte gerade mit Mühe buchstabieren.

Ach ja, was war es für ein riesiger Aufwand, als Onkel Hugo und Tante Kitty aus Amerika kommen sollten! Alles „stand förmlich kopf“. Jeder war gespannt und erfreut, weil Onkel und Tante aus dem fernen Kontinent uns nach so vielen Jahren besuchten. Ich kannte die beiden nur vom Hörensagen; denn sie waren schon zwölf Jahre fort. Nun war endlich der große Tag des Wiedersehens gekommen!

Stolz hielt ich die aufgetakelte Puppe im Arm, die mir soeben als Mitbringsel geschenkt worden war. Aber — wieso denn das? Jetzt, da der ersehnte Augenblick endlich herangenah war? — Nein, das konnte doch nicht wahr sein! Statt sich wirklich zu freuen, spiegelte sich in aller Augen jener seltsame Schein, der Tränen aufkommen läßt . . .

Die weinten ja alle! Warum denn? — „Jörn, warum?“ Mein ältester Vetter schaute mich ruhig an. Er war offenbar der einzige, der sich mit mir freute, während alle anderen tränenüberströmt dastanden.

„Mach dir nichts daraus“, flüsterte er, „das sind nur Freudentränen.“



„Was sind Freudentränen?“ wollte ich wissen.

„Ach, weißt du, das ist in diesem Falle die Wiedersehensfreude; wenn man sich lange nicht gesehen hat, dann ist man so glücklich, daß man vor Freude weint.“

Ja, ehrlich gesagt, ich begriff das damals nicht so ganz und gar. „Nimm dich zusammen und heul' nicht gleich los!“ Wie oft hatte ich das schon zu hören bekommen! „Sei tapfer, das sind die Erwachsenen auch“, klang es in meinen Ohren . . .

Oh, diese Erwachsenen! —

+

„Dem jungen Brautpaar zur Ehr' und Zier bringen tausend Grüße wir; Glück, Gesundheit, Sonnenschein kehre allzeit bei euch ein!“ Dieser Spruch schmückte im darauffolgenden Jahr die alte Dielentür, umrahmt vom saftigen, frischen Grün des „Jungfernkranzes“. Lina, meine große Cousine, heiratete heute ihren August.

Da stand natürlich wieder einmal alles kreuz und quer „über Kopf“.

Endlich war es soweit! Als wir aus der Kirche kamen, die Schar der Gratulanten herbeiströmte und ich mein Gedicht aufgesagte hatte, neigte sich Lina zu mir herab und sagte: „Du hast deine Sache gut gemacht.“

Aber was war das? Sie lächelte mir ja unter Tränen zu.

Ich war wieder erschrocken in diesem Moment; doch Jörn (er war heute Trauzeuge) flüsterte mir zu: „Mach dir nichts daraus, es sind nur Freudentränen. Lina ist so glücklich, daß sie eben weinen muß.“ —

+

Zwei Jahre vergingen; da mußte Thalke, meine beste Schulfreundin, plötzlich ins Krankenhaus. Sie hatte Blinddarmentzündung. Am Tag nach der Operation ging ich zu ihr.

„Du darfst nur zehn Minuten bleiben“, sagte die Schwester.

Auf Zehenspitzen schlich ich an ihr Bettchen. Thalke schlug die Augen auf und lächelte matt. Ihr Gesicht war weiß wie Wachs, ihr blauen Augen schimmerten klar wie Eiskristall: „Schön, daß du da bist, ich bin so müde.“ Schon schlief sie wieder ein.

Ich eilte aus dem Zimmer. Auf dem Flur konnte ich nicht mehr . . .

„Warum weinst du, Kleine?“ Das war wieder die Schwester von eben.

„Thalke; ist es schlimm mit ihr?“ schluchzte ich.

„Hab nur keine Sorgen! Das macht nur die Narkose. Übermorgen wird es ihr bestimmt besser gehen.“

Ich fieberte dem Sonntag entgegen. Thalke ging es wirklich besser. Sie erzählte und lachte. Am Mittwoch hatten wir beide Geburtstag. Wie in jedem Jahr, so wollten wir auch jetzt unsere Geburtstage am darauffolgenden Sonntag feiern. Donnerstag würde Thalke aus dem Hospital entlassen werden. Da sie eine glänzende Chorsängerin war, hatte unser Lehrer vorgeschlagen, ihr zum Geburtstag ein Ständchen zu bringen.

Hell klang unser „Ich freue mich, daß ich geboren bin“ durch das Krankenzimmer. Thalke strahlte. „Die schwedische Mitsommernacht“ stand in leuchtend roten Lettern auf dem glänzenden Einband des Buches, das wir ihr mitgebracht hatten.

Als zweites Geburtstagkind durfte ich Thalke zuerst gratulieren.

„Ihr dürft euch jetzt ein Lied wünschen“, sagte unser Lehrer.

„Ja, so war es immer in unserer Klasse. Wenn wir Geburtstag hatten, durften wir uns unser Liebsingslied wünschen. „Wahre Freundschaft kann nicht wanken.“ Es gab für uns kein schöneres auf der Welt.“

Ich ergriff Thalkes schmale Hand und setzte mich auf ihre Bettkante. Rein und klar erscholl „unser Lied“ für uns. Wir lauschten, so wie in jedem Jahr, wenn wir Hand in Hand vor der Klasse standen. Dabei merkte ich, wie sich meine Kehle zuspüren wollte. Ein seltsames Gefühl!

Als ich meine Wange an die Thalkes legte, war ihr Gesicht ganz naß. Warum weinte sie denn? Wir hatten doch beide Geburtstag, waren alle zusammen, und morgen sollte sie schon entlassen werden. Sonntag würden wir zusammen feiern, und Weihnachten — in sechs Wochen — würden wir dann wieder zusammen im Chor singen.

Mir war plötzlich, als hörte ich Jörns Stimme: „Freudentränen, mach' dir nichts daraus!“

Ich wendete mich meinen Schulkameradinnen zu und merkte dann, daß auch mein Gesicht ganz feucht geworden war. „Es sind nur Freudentränen“, sagte unser Lehrer mit einem freundlichen Lächeln.

So erfuhr ich zum ersten Mal in meinem Leben, daß es stimmte; es gab sie wirklich: Freudentränen.

Helga Clever

MEIN LIED

(1915)

*Mein Lied erschweigt im lauten Lärm der Gassen,
Es birgt sich scheu vor grellem Mittagsbrand,
Es redet nicht zu sinnbetörten Massen,
Mein Lied erklingt erst an des Abends Rand.*

*Wenn Sterne steigen in des Tags Verblassen
Auf blauem Fittich Nacht herniederrauscht,
Dann will mein Lied dir beide Hände fassen,
Dann bangt mein Herz, ob deine Seele lauscht.*

*In meinem Lied sind viele Abendröten
Und manche Firnenmondnacht, zauberschwer,
Ein früher Klang wie Nachtigallenflöten,
Ein später Glanz wie abendliches Meer.*

*Es glühn in ihm die alten Seligkeiten,
Doch überdunkelt von uraltem Leid,
Es ruft aus ihm die Sehnsucht dieser Zeiten,
Es flammt in ihm der Stern der Ewigkeit.*

Heinz Schewe



Erinnerungen an einen Frühvollendeten

Heinz Schewe (1890 – 1916)

Aus fernen Tagen weht sein Lied zu uns her. Noch ist es nicht verklungen. Bei manchem lebt die Erinnerung an ihn, und wir sollten des Menschen und seines Werkes gedenken!

Am 27. Oktober 1965 wäre Heinz Schewe 75 Jahre alt geworden. Bald werden es 50 Jahre sein, seitdem er am 4. August 1916 sein hoffnungsvolles Leben dem Vaterlande opferte . . .

„Mit ihm ist höchste Hoffnung zu Grabe getragen“, heißt es im Nachruf, den das „Oldenburger Jahrbuch für Altertumskunde und Landesgeschichte“ für das Jahr 1916/17 dem gefallenen Dichter widmete. Was von Heinz Schewe greifbar vorliegt, ist eine von seinen Angehörigen aufgeschriebene Sammlung von mehr als hundert Gedichten, aus denen der Atem einer großen Seele glutvoll weht.

Franz Thedering ist den Spuren der schöpferischen Arbeit von Heinz Schewe früh nachgegangen (OV vom 15. 12. 1917) und rühmt die Zartheit der Empfindung, die Kraft und das Feuer der dichterischen Inspiration: „Nur unseren größten Lyrikern ist es gelungen, für das seelische Erlebnis den letzten, einfachsten, konzentriertesten Ausdruck zu finden“. In der Zeitschrift „Die Tide“ (Wilhelmshaven, November 1919) würdigt Anton Kohnen durch einen Aufsatz den Werdegang und die Dichtung seines Klassenkameraden: „Wer ihn gekannt hat, weiß, welch prächtiger Mensch mit ihm dahingegangen ist, welch großen Verlust sein Tod besonders für seine engere Heimat bedeutet.“ „Einen der größten Söhne unseres Landes“ nennt ihn das Gedenkblatt der „Oldenburgischen Volkszeitung“, das 1921 an die fünfte Wiederkehr des Todestages erinnerte.

Der junge Adler

Heinrich August Schewe wurde am 27. Oktober 1890 zu Vechta als Sohn des Kaufmanns August Schewe und seiner Ehefrau Antonie Hartong geboren. Sein Vater stammt aus Bühren in der Gemeinde Emstek, seine Mutter aus Vechta. Heinz Schewe ist



Heinz Schewe als Referendar
auf einer Nordseeinsel
im Sommer 1914

also von Geburt und Herkunft ein Sohn unserer münsterländischen Heimat.

Neigung und Begabung drängten ihn frühzeitig zu einer Beschäftigung mit Literatur, die in die Tiefe zielte. Er kannte nicht nur seine Klassiker. Mehr noch zog ihn die zeitgenössische Dichtung an. Sie fesselte ihn, über sie machte er sich besondere Gedanken, und zu ihr nahm er immer wieder kritisch Stellung. Als Primaner schrieb er schon Beiträge für angesehene Zeitschriften wie das „Hochland“. Eine Glanzleistung war der Festvortrag zu einer vaterländischen Feier in der Aula des Gymnasiums: „Der Einfluß

des französischen Naturalismus auf die deutsche Literatur der Gegenwart“.

Was die Schule zu bieten vermochte, genügte ihm bei weitem nicht. Seine Mitschüler kannten und bewunderten ihn als einen Feuerkopf und Rebellen. Er wurde zum geistigen Führer eines literarisch interessierten Kreises von jungen Männern, die ihm ihre dichterischen Versuche vorlegten. Dazu war er eine bezaubernde Persönlichkeit . . .

Dieser durchaus selbständige und kritische Geist geriet mit der Schule in Konflikt. Als Primaner verließ er das „Großherzoglich Oldenburgische Katholische Gymnasium Antonianum“ seiner Vaterstadt im Jahre 1909. Ein Jahr darauf bestand er die Reifeprüfung am Mariengymnasium in Jever.

Schon sehr früh versuchte sich Heinz Schewe in der Dichtkunst. Der Entwurf zu seinem Hohenstaufendrama stammt von ihm (nach Kohnen) als Tertianer. Aus dem Jahre 1906 liegt ein Gedicht vor:

Weihnacht

Deinen ewigen Ruhm verkünden
Sternenheere,
Deines Willens Allmacht rauschen
Weltenmeere,
Deiner Weisheit Tiefen melden
Alle Wesen.
Wie unendlich Deine Liebe
Uns gewesen,
Zeigt sich erst im Felsenstalle
Arm und klein,
Wo die harte, kalte Krippe
Wohnung Dein.

Welch erstaunliches Gefühl des erst Sechzehnjährigen für die künstlerische Formung seines religiösen Empfindens!

Abendlicht

Fern dämmert, Nebelglanzgefeuchtet,
Des stillen Waldes dunkler Rand;
Von traumumwobnen Dächern leuchtet
Noch roter Schimmer warm ins Land.
Ein später Abglanz holder Strahlen,
Die jeder Stein am Tage trank,
Schwebt über Höhen, ruht ob Talen
Wie Abschiedslächeln voller Dank.

Dieses Gedicht entstand in Jever. Welche Musikalität der Sprache, welch liebevolle Beziehung zur Natur!

Höhenflug und Opfer

Nach der Reifeprüfung studierte Heinz Schewe Rechtswissenschaften in Berlin, Freiburg, München und Bonn. Anfangs hielt es ihn nicht länger als ein Semester an einem Ort. In Freiburg trug er sich während des Sommers 1911 mit dem Gedanken, einer studentischen Korporation beizutreten. Die „Rhenopalatia“ sage ihm wohl zu, schrieb er an seine Schwester, „aber einmal bindet man sich in Zeit und Interesse doch allzu sehr, als daß ich auf die Dauer ohne Konflikte auskäme. Zweitens verlangt jede Korporation eine zweisemestrige Aktivitas — diese Forderung werde ich höchstwahrscheinlich zu erfüllen nicht in der Lage sein.“

Literarische Studien nahmen ihn stark in Anspruch. „Er verfügte über eine Belesenheit, um die ihn Fachleute unter den Germanisten beneiden konnten“ (Kohnen a.a.O.). Daneben entfaltete er eine rege schriftstellerische Tätigkeit. So schrieb er zahlreiche kritische Abhandlungen für Zeitungen und Zeitschriften. Das Fachstudium wurde darüber nicht vergessen. Nach der vorgeschriebenen Mindestzahl von sechs Semestern bestand er im Spätherbst 1913 die erste juristische Staatsprüfung. Im Februar 1914 wurde er dem Amtsgericht Vechta als Referendar zugewiesen. Herzlich versöhnte er sich mit seinen alten Lehrern.

Aber schon im Sommer 1914 verfinsterte sich jäh der politische Himmel, den während der vergangenen Jahre oft dunkle Wolken verhangen hatten. Die ersten Augusttage brachten den ersten Weltkrieg. Heinz Schewe fügte sich dem großen Strom der Freiwilligen ein, der nach Kriegsausbruch die Wehrdienststellen überflutete. Weil nicht alle gleichzeitig einzustellen waren, zogen einige von Garnison zu Garnison, fürchtend, zu spät zu kommen. Eine Welle der Begeisterung ging durch das ganze Volk — nicht nur in Deutschland — vergleichbar dem Sturm, den vor hundert Jahren die Befreiungskriege ausgelöst hatten.

Der junge Referendar fand am 21. August Aufnahme bei einem Brandenburger Regi-



Bürde des Menschseins erkennt, das Weh der Menschheit im eigenen Herzen trägt. Das, was uns alle die innerste Seele bewegt, künstlerisch in gültige Form zu prägen, war unserem Dichter vollendet gegeben, obwohl ihm nur wenige Jahre geschenkt wurden.

Dem Soldaten und Offizier Heinz Schewe war urwüchsiger Humor durchaus nicht fremd. Am 10. Januar 1916 schrieb er seinem Bruder Georg eine sehr vergnügte Feldpostkarte, abgestempelt auf der Kaiserlich Deutschen Feldpoststation Nr. 178.

Nachdem man prachtvoll erst gebadet
Im alten Römerbade, ladet
Zum Frühstück das Kasino ein.
Ein Rührei und ein Griechenwein
— Vastehste — wird nun trefflich munden.
Dazu die neusten Telegramme . . .
Man fühlt sich halt — wer's kann, verdamme,
Auf einige vierundzwanzig Stunden
Als wonnegrundendes Etappenschwein.
Herzl. Grüßel Heinz

Ein Rebell mußte Heinz Schewe auch sein, unbändig erfüllt vom Drang nach Wahrheit „auf der Fahrt nach dem heiligen Grale“.

Seine Vaterlandsliebe war kein Nationalismus. Sein Wunsch, Soldat zu werden, entsprang nicht der Lust am „frisch-fröhlichen Krieg“, sondern bedeutete ihm die Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht. Hinter dem Rausch der „Siegesfeier“ spürte er das menschliche Leid, wie es „Zwischen den Gräben“ wimmert. Aber er ist stets eine aristokratische Natur geblieben und „redet nicht zu sinnbetörten Massen“. Alles Erleben gestaltete sich ihm zum Gedicht. Ihn inspirierte sein fester Glaube, den er zu erleben vermochte. Die Natur war für ihn voll raunender Stimmen, die er ihr ablauschte und dann in Versen zum Sprechen brachte. Der zart schwingende Ton seiner Liebeslieder schlug in Schwermut um, als er das Mädchen, das er mit all der Kraft seines jungen, heißen Herzens liebt, im Strudel des Lebens versinken sah.

Immer ließ unser Dichter seine Empfindung unmittelbar strömen, ohne sich von ihr treiben zu lassen oder sich zu verlieren. Er war kritisch gegen sich selbst — wie gegen andere, feilte und besserte am Vers, am Satz, am Klang und am Wort, bis er glaubte, den rechten Schliff gefunden zu haben. Der geringe handschriftliche Nachlaß verrät deutlich dieses gewissenhafte Ringen um die Form.
Hermann Bitter

Großstadtabend

(Berlin, November 1910)

Tausend Lichter, rot und gelb und grün,
Glimmern, glitzern, flackern, strahlen, sprühn,
Tausend Laute, leise, rauhe, schrille —
Brandend braust um mich des Lebens Fülle.
Tausend Menschen ohne Rast und Ruh
Treiben, irren, hasten immerzu
Nach dem einen unerreichten Ziele —
Ach, das Glück, es wohnt nicht im Gewühl!
Ruhvoll schreit ich — — selig mir bewußt
Lebt ein liebes Bild in froher Brust:
Meines Vaters Haus — ein freundlich Zimmer,
Meiner Lieben Antlitz . . . Lampenschimmer.

Lied des Wanderers

Der Regen rauscht und die Dämmerung sinkt,
Irr wandr' ich auf einsamer Straße.
Mein Hoffen und Lieben verschenkte ich längst
Dem Vogel „Verzweiflung“ zum Fraße.
Ich habe die Augen mir blind gespäht
Auf der Fahrt zum heiligen Grale,
Und tausend Höhen erstieg mein Fuß —
Nun geht mein Wandern zu Tale.
Es war eine Mondnacht, silberbetaut,
Die Liebe schritt durch die Auen,
Da hab ich der Liebe ins Auge geschaut —
O selig-unseliges Schauen!
Nun ist mir ein böses Geheimnis kund:
Der Gral ist nirgends hienieden!
Und der Regen rauscht, und der Abend sinkt,
Helf Gott allen müden Pilgern zum Frieden!

Die Bibel

(Entwurf)

(Eine Bleistiftnotiz auf einem Zettel, vieles durchgestrichen, kaum leserlich)
Aus Westen langt ein Wetter schwarz und schwül
In dieses Tages friedliches Verdämmern.
Ich wälze ruhelos mich auf dem Pfühl
Und horche nur auf meiner Pulse Hämmern.
Von düstern Gluten schwanger sinkt die Nacht,
Heiß glühen Augen irr, mich narrt ein Lachen,
Und wilde Wünsche fühle ich entfacht,
Die vor mir selber mich erschauern machen.
Den Höllenzauber bannt ein Himmelsspruch . . .
Ich zünde Licht, und bei der Kerze Scheinen
Durchblätt're ich das uralte-heilige Buch,
Und wieder beten kann ich, wieder weinen.



Abend im Advent

Ein Lohen überm Waldesrand,
Wie wenn der Hang tief innen glüht.
Das tiefverschneite weite Land
Glänzt wie von Rosen überblüht.

Es knospet leise Stern um Stern
Auf azurblauer Himmelsau.
Neun Glockenschläge zittern fern
Ganz fern . . .
Sie grüßen Unsre Liebe Frau. —

Ein Stübchen ist voll seligem Licht.
Die junge Mutter träumt und sinnt
Im goldnen Schein, der sie umflieht,
Und faltet still
Die Händlein ihrem blonden Kind.

Weihnacht

Wie wunderbar die goldnen Sterne prangen
In dieser heil'gen Nacht am blauen Zelt,
Als käm auf ihren Strahlen niedergangen
Die ew'ge Liebe zu der armen Welt.

Mir ist, ich seh sie wandeln durchs Gelände
Zu allen, die da lieb- und trostberaubt,
Und ihre milden weißen Gnadenhände
Segneten jedes schlummermüde Haupt.

Die Rosenkranzandacht

Die hohe Heilige steht im hellen Glanz
Von gelben Lichtern, die beim weichen
Fächeln

Des Zugwinds flackernd auf- und nieder-
schwanken.

Von wundervollen starren Blumenranken
Umflochten, läßt sie einen Rosenkranz
Von weißen Perlen durch die Finger gleiten.
Um ihre Lippen blüht ein leises Lächeln,
Das überm Silberhaar des Gottgeweihten
Hinschwebt und über seinem lauten Beten,
Über den dunklen Schatten kniender Frauen:
Wie eine Morgenwolke über durstigen
Beeten,

Aus der des Himmels Segen niedertauen. —

Mainacht

Wie wundersam duften
Vor meinem Fenster
Die träumenden Linden, silbern erblüht!

Hoch über den stillen
Lauschenden Wipfeln
Wiegt sich in leuchtenden Lüften ein Lied.

Wie lockest du lieblich,
Auf weißem Fittich
Schwebend, o seliger Kindheit Lied!

Durchblick im Walde

Grüne Waldesnacht umdunkelt meinen Pfad.
Aus verfallenem Laube wucherndes Dickicht
Umsäumt den Waldrand
und hemmt den Blick.
Nur tief am Rande erfreut das Auge
Ein schmaler, leuchtender Durchblick:

Hinter dem wirren Gestrüpp,
dem rauhen Gedörn
Reift ein goldenes Feld
der Ernte zu — — —

Liebe

Die Lieb kommt wie der Frühling leis
Eh' man gedacht der losen,
Und zaubert an ein welkes Reis
Die allerschönsten Rosen.
Sie weckt die süßeste Melodei
Im Herzen, das noch eben
An keine Rose, keinen Mai
Geglaubt mehr hat im Leben.

Straßen

Es führen viel Straßen durchs weite Land
Leutchend im Sonnenschein
Drauf wandern viel Menschen, Hand in Hand,
Oder tiefeinsam allein.

Die eine führt dich durch Wälder und Au'n
Am Städtchen vorbei und am Wehr;
Und eine dorthin, wo Firnen blau'n,
Und eine ans ewige Meer.

Doch eine Straße, gar hell und fein,
Umhegt von blühender Zier,
Die leuchtet am hellsten ins Herz mir hinein
Die führt in die Heimat zu Dir. —



Erinnerung

So heilig-schön sah ich nur einmal noch
Des vollen Mondes wundergroßes Rund
Sich dunkel-nächtigem Wipfelmeer entringen,
Da einst ich überselig Braut Dich nannte
Im Frühlingsgarten.

Da glänzten lichte Perlen goldnen Taus
An jedem Zweig und träuften schöne Ruh
In unseres Herzens jubelvolles Stürmen —
Heut fallen ihre Tropfen heiß wie Tränen
Auf meine Seele.

Mai 1911

In der Mondnacht

Am offenen Fenster hielt ich lange Wacht
Und habe sinnend selig Dein gedacht,
Das Auge still gefeuchtet,
Es webt ein Glanz durch diese Nacht,
Wie Blütenschnee so schleiersacht,
So leuchtend rein wie Firnenpracht,
Und webt so leise, webt so sacht . . .
Und doch — die fernste Ferne leuchtet.

Rotdorn

(1912)

Schilt nicht der Liebe heiligen Streit,
Die Träne, die ein jedes weinte:
Wie wären wir so tief entzweit,
Wenn uns ein Tiefstes nicht vereinte!

Die Feldpostkarte

Eine Feldpostkarte nur:
Wogenschimmernde See,
Darüber auf feuchter Spur
Ein Mövenpaar schimmernd wie Schnee.

Drauf zierlich ihr Name. Und noch
Ein einzig Wörtlein: „Ade“.
Ein einzig Wörtlein — und doch
Wogt mein Herz wie die See. —

Zum Abschied

Mir glänzt im Herzen
Ein selig Traumbild
Von Weibes Schöne,
Von Frauenreinheit.

Süße Entzückung,
Tröstender Zauber
Strömt aus ihm
Wie Mondlicht milde
Auf meiner Seele
Nachtumdüstert Gefild.

Weh, daß die himmlischen
Blüten des Herzens
Flüchtig wie Rosen
Des Abendrots welken!
Weh, daß der Schimmer
Göttlicher Schöne,
Dringt er zur Erde,
Brechen sich muß
Im irdischen Glas!

Warum erschuf ich Dich,
Reizende Freundin,
Als meiner Träume
Liebliches Urbild,
Als meiner Seele
Strahlende Krone?

Nun büße ich Stunden
Jubelnder Hoffnung
Mit Monden der Trauer:
Das liebe Urbild
Verblich, verblaßte,
Die strahlende Krone,
Mit der ich Dich schmückte,
Zerbrach. — Zertreten
Liegt sie am Boden.

So scheid ich, herber Wehmut voll
Und seeleneinsam,
Doch herzensmild.

Laß mich zum Abschied
Mit heiligem Kusse
Die Stirn Dir küssen,
Denn teuer bleibst Du mir — —

Um meines Traumes willen
Sei mir gesegnet!

Am 6. August 1914

Zum Heiligtum unserer Erinnerung schritt
ich dahin durch dämmernde Fluren.
Im Osten über der Wälder dunkelndem Saum
Tauchte aus stählernem Blau des Himmels,
Brandig umqualmt, der volle Mond, blutrot—
Wie Schlacht und Krieg und früher Tod.

Gebet

Und wieder nachtet's. Wieder funkeln
Die Sterne nieder kalt und stumm.
Und wieder schleicht er nun im Dunkeln,
Der Schnitter Tod, im Feld ringsum.

Und wieder quillt aus mancher Wunde
Der letzte Tropfen warm und rot,
Und wieder haucht aus manchem Munde
Der letzte Seufzer letzte Not. —

Zu Dir, o Herr, fleh ich im Dunkeln:
Laß diesen Ärmsten auf der Welt
Ein Sternlein Deines Trostes funkeln,
Das ihre letzte Nacht erhellt.

Auf Posten, 15. November 1914

Siegesfeier

Ein Glockendröhnen
Ohn End' und Maßen;
Ein Meer von Tönen
Durchwogt die Straßen.

Und Fahnen fliegen
Im Wind und bauschen,
Von hohen Siegen
Erzählt ihr Rauschen.

Und Becher klingen
In froher Runde;
Es schwillt ein Singen
Von Mund zu Munde . . .

Doch — wie von den Türmen
Die Glocken schallen,
Seh ich im Stürmen
Viel Tausende fallen.

Und wie die Fahnen
Im Winde flattern,
Will's mich gemahnen
An rasendes Knattern.

Wie sich die Becher
Zum Munde neigen,
Denk ich an Zecher,
Die ewig schweigen . . .

Zwischen den Gräben

Zwischen den Gräben hat jäh
ihr Lauf gestockt
Im Morgenrot.
Zwischen den Gräben liegen sie buntberockt
Verwundet und tot.

Zwischen den Gräben wälzen sie sich
im Sand
In brennendem Weh,
Heben sie irren, verzweifelnden Flehens
die Hand
Und wimmern „Pitié!“

Zwischen den Gräben
den blutig gefärbten Rain
Betritt kein Fuß,
Tödlich tauschen
die feindlichen Schützenreih'n
Gruß um Gruß . . .

Auf die Gräben hernieder im Nebeltau
Senkt sich die Nacht.
Leise erblüht aus dämmerndem Himmelsgrau
Sternenpracht.

Zwischen den Gräben verstummt
das stöhnende Weh,
Und Stille wird . . .
Die fiebernden Stirnen kühlt
mit Händen wie Schnee
Der gute Hirt. —

Dolomitenkrieg

In meiner Heimat blüht nun die Heide . . .
Ist das nicht ein Traum?
Um Felsenklippen das Schimmergeschmeide
Webt hier des Winters schneeiger Flaum.

Daß Wälder grünen und Felder glänzen
Golden zur Mahd,
Und daß sie dort gehn unter Erntekränzen, —
Kann das denn sein, Kamerad?

Daß Rosen glühen und Mädels lachen —
Ist einer der's glaubt?! —
Es fiebert wohl nur von den schönen Sachen,
Wenn nachts durch den Nebel
die Schüsse krachen,
Dein brennend Haupt . . .



Serbien 1915

Wie könnt' ich schlafen
In diesen mondverzauberten Nächten?
Da durch mein Fenster
Serbiens Berge
Schimmernd mich grüßen,
Schimmernd im Schnee!
Nicht anders grüßen
Im Mantel der Christnacht
Die Berge am Rhein
Den frohen Wanderer
In Friedenstagen . . .

Und schwermutvolles Weh
Schwillt mir ans Herz
Und überflutet es
Mit dunkler Woge.
Ein Gott regiert die Welt;
Eine Sonne leuchtet der Erde;
Ein Mond
Verzaubert ihre Nächte —
Ein Mensch bewohnt sie
Und dieser Mensch —
Zerfleischt, zerfetzt
Sich selbst. —

Heilige Nacht

Heinz Schewe

Hermann Bitter



Wie wun - der - bar die gold - nen Ster - ne pran - gen in die - ser
Mir ist, ich seh sie wan - deln durchs Ge - län - de zu al - len



heil - gen Nacht am blau - en Zelt, als käm auf ih - ren Strah - len
die da lieb und trost - be - raubt und ih - re mil - den wei - ßen



nie - der gan - gen die ew' - ge Lie - be zu der ar - men Welt.
Gna - den - hän - de seg - ne - ten je - des schlum - mer - mü - de Haupt.



Äpfel im Gras

In meiner Kindheit lebte ich zur Herbstzeit voll Schauer und heimlichen Entzückens in großartiger Erwartung vom Morgen bis in die Nacht.

Den Sommer hatte ich eines Abends weggehen sehen, eine Gestalt ganz in Gold, über den Bach, durchs Gestrüpp und fern am Waldrand dunkler werdend, so war er mir aus den Augen gekommen und aus dem Sinn, denn am nächsten Morgen waren dem Jahr „milde Hände gewachsen“, sein verschleiertes Gesicht schimmerte grüngelb-braun und rostrot hindurch. Auch blickte es bisweilen mit rot sprühenden Augen, wenn hinter einer Hecke oder auf den Feldern die Feuer glühten.

Reif war das Jahr, es roch, von Tag zu Tag mehr, herb, faulig, erdhaft und feuchtschwer. Klang und Laute vernahm ich anders als sonst: das Pfeifen des Zuges hörte sich nicht mehr wie der Wutschrei eines Hitzkopfes an, sondern überließ sich gleichmütig dem Winde, und die Glocken waren gewiß von weichen Tüchern eingehüllt.

Nur manchmal stand ein Tag, als sei es April, so durchsichtig um das Haus herum, daß die Äcker, Wiesen und Wälder über Nacht nähergerückt erschienen und das, was still war, fast laut wurde, das Laute sogar sich beunruhigend steigerte. Diese Tage mochte ich nicht, doch sie währten auch nicht lange.

Abends stand ich am kleinen Fenster meiner Kammer. Der Wind turnte im Holunderbusch. Er lärmte nicht sehr, pfiß, als habe er sich im Handumdrehen eine Holunderflöte geschnitten, ein paar quirlige Läufe und schwang sich schon wieder ab von den Ästen. Sekunden später hörte ich ihn in den Erlen am Bach, und als er verstummte, murmelte das Wasser, das über das Wehr fiel. Den Hecht würde es einschläfern, der dort nahe im Kolk ausruhte, bis das Morgenlicht seinen Rücken kitzelte.

Nicht an jedem Abend schwiegen Wind und Wasser, aber manchmal, wenn ich es mit aller Kraft wünschte, stand der Wind still, und der Bach verhielt seinen Lauf; dann kamen sie durch den Obstgarten, zwischen den Bäumen erblickte ich sie wie losgebrochene Teile der Dunkelheit, sie näherten sich ohne Eile, umkreisten den Brunnen und lachten hohl hinunter. Einer löste sich aus den anderen, und der dritte ging aus dem

zweiten hervor: die „Herbstmänner“. Ihr Gang wurde leiser, je näher sie herankamen, und ganz und gar lautlos gingen sie vorbei, im schwarzen Gehrock, mit hohem, grauem Hut. Und alle drei sahen aus wie Ohm Eckermann, der ausgedörrte, uralte Bauer.

Es kam vor, daß meine Mutter unvermittelt hinter mir stand und mit leisem Vorwurf in der Stimme sagte: „Stehst du wieder am Fenster? Ist doch nichts zu sehen in der Dunkelheit.“

Einmal stammelte ich, noch übererregt: „Mutter — die Herbstkerle — die Männer gingen vorbei.“

Sie, die sonst gar nicht so kühl-verstandesmäßig, eher ein wenig versponnen war, aber wohl verhüten wollte, daß ich mir Spukerei und Nachtmahre ausdachte, sagte: „Soso. Wieviele waren es denn?“

„Zuerst einer, aber dann zwei oder drei — ja, ganz bestimmt drei.“

Sie erwiderte, nachdem ich wieder im Bett lag, bestimmt: „Höchstens einer, und ich weiß auch, wer es war. Aber die Herbstmänner, Junge, die gibt's überhaupt nicht! Gute Nacht!“

Ich blieb als Hin- und Hergerissener zwischen meiner so deutlichen Wahrnehmung und dem Vertrauen auf die unbedingte Glaubwürdigkeit meiner Mutter zurück. Nur im Herbst gingen die dunklen Männer, hieß es doch, sie wüchsen aus Nebel, Luft und Spinnweben zusammen, röchen nach muffigen Kleidern, und hätten keine Stimme außer einem nicht menschlichen Lachen. Wenn Mutter es nur nicht weiß, daß es sie gibt?, dachte ich.

Am Morgen hatte ich sie vergessen. Nebel stand wie fußhohe Flut unter den Obstbäumen. Ich zog mich an und lief, ohne daß es einer bemerkte, nach draußen. Auf Zehenspitzen sprang ich, wie durch knöchelhohes Wasser, durch den Nebel. Irgendwo war die Sonne, wie ein kühles Blatt fiel sie auf mein Gesicht. Wind strich mir über die Lippen, die Luft sah silbrig aus, und lauter Perlen lagen im Gras — Wasserperlen, Tau und Nebel.

Ich lief, bis die Obstbäume zwischen mir und dem Haus standen, dann erst fühlte ich mich in Sicherheit. Meine Füße gingen auf dem Teppich grüngelben, laubgespren-





Obstbaumschnitt im Frühling

Aufn.: Heinz Zurborg

Frage

von Erika Täuber

*Wer lobt denn noch
die kleinen Dinge?
Die kleinen Dinge
zählen heute kaum.*

*Verzeiht, wenn ich
so oft von ihnen singe!*

*Wer sieht denn noch
die Jahresringe
im Wald an einem
frisch gefällten Baum?*

kelten Grases, und über mir hingen noch einige Äpfel, gelbwangig, rotbäckig, an den halb kahlen Zweigen. Gestern hatte mein Freund Olberding, der alte Weichenwärter, gesagt: „Die Bäume haben es jetzt mit der Musik zu tun. Die Äste sind die Notenlinien, die Äpfel machen die ganzen Noten aus, die Blätter sind die halben Noten, die viertel oder achte.“

Ich hatte gefragt: „Kannst du danach singen?“

„Gewiß doch.“

„Dann sing mal!“

Er hatte mit der Hand durch die Luft gewischt, als müßte er das Notenblatt glätten, darauf hatte er angefangen zu singen. Seine Stimme war mir seltsam eckig vorgekommen, auch etwas krächzend hatte sie geklungen, und er hatte mit dem Holzschuh den Takt dazu geklopft. Die Worte habe ich vergessen, aber es war ein merkwürdiges Lied, und in der Dämmerung denke ich manchmal so eindringlich daran, daß es in mir schmerzt; doch die Melodie ist verschollen . . .

Äpfel im Gras . . . Jeden Morgen suchte ich sie, auch die versteckten, die im verwilderten Garten unter Nessel, im wuchernden Pflaumengestrüpp lagen. Manche schimmerten von weitem, sie blinzelten stolz: Ich bin reif! Andere hatten sich mit einem Blatt vom Baum zugedeckt, das klebte feucht an ihnen. Hob ich sie auf, um zu sehen, ob der Wurm in ihnen hauste, stieg mir der Geruch von Tau und Erde in die Nase, und wenn sie, an versteckten Stellen schon länger gelegen hatten, schmeckten sie moderig.

Einen aß ich jeden Morgen. Den schönsten trug ich zu meinem Apfelnest, das lag zwischen den Zweigen eines alten, umgestürzten Apfelbaumes, von Gestrüpp umgeben, dicht neben dem Bach. Ich hatte es

für den Winter mit Heu ausgepolstert, an Frost dachte ich nicht.

Als ich ins Haus zurückkehrte, stand Ohm Eckermann in seinem schwarzen Gehrock mit den schillernden Aufschlägen in der Küche. Er holte sich gerade mit bloßen Fingern ein Klümpchen Glut aus dem Herd und legte es auf seine halblange Pfeife, dann zog er so heftig den Rauch ein, daß die Backenknochen hervortraten und seine Wangen wie schlaffe Hautsäcke einfielen. Von Jahr zu Jahr schrumpfte er mehr zusammen. In dem geblich-ledernen Gesicht stand eine knochig scharfe Nase, und seine Blicke aus den eulenhaften Augen erfaßten einen immer noch mit schreckender Jähheit.

„Ach, da ist ja auch der Apfelbrüter!“, sagte er, als er mich sah.

„Was ist er?“, fragte Mutter.

„Nur so hingesprochen“, antwortete er. Darauf trat er ans Fenster, stützte sich auf den kleinen, hüfthohen Spaten, den er immer bei sich hatte und blickte zum Tannenwald hinüber, der mit schwärzlichen Beinen hinter den Bahngleisen stand.

„Der Winter lauert schon hinten auf der Heide“, sagte er. „Siehst du ihn, Bendine?“

„Ja, ich sehe ihn wohl“, antwortete Mutter.

„Wenn die Erde weiß wird, dann ist die Herrlichkeit vorbei!“

Plötzlich drehte er sich um, und im Vorbeigehen sagte er, mit dem Spaten auf mich zielend: „Aber für dich fängt sie erst an.“

Eines Tages fielen Wildgänse in die große Wiese hinter dem Bach ein. Ich blickte zwischen den Zweigen des Apfelnestes zu ihnen hinüber. Die roten Schnäbel leuchteten, aber die Sonne sank schnell, und mit dem ausgreifenden Schatten wurde das Schnattern heiserer, als habe der Schatten es gedämpft. Als vom Langenberg ein Schuß herüberklang, erhoben sich die Gänse, stiegen auf und waren schnell im Schwall der Sonne, der sie schreiend entgegenflogen. Ich horchte auf ihre Rufe, und je mehr sie verklangen, um so wehmütiger wurde mir ums Herz.

Da kam Mutter in den Obstgarten. Ich rief ihr entgegen: „Die wilden Gänse!“, und deutete in den leeren Himmel.

„Laß sie nur fliegen“, sagte sie. „Die haben noch einen weiten Weg, und der Winter ist hinter ihnen her. Aber hast du vergessen, daß heute Laternen-Tag ist?“

Laternentag — wahrhaftig! Ich lief ins Haus und steckte die Kerze in der ausgehöhlten Runkelrübe an, der dicksten, die ich gefunden hatte. Sie schaukelte mit ihrem eingeschnitzten Gesicht auf der Spitze eines Weidenstocks.

Mutter schlang mir einen Wollschal um den Hals — „in den Wiesen taut es schon!“

Dann zog ich los. Es dämmerte stark, von den Höfen glommen die Lampen herüber. Auf der Straße traf ich andere Kinder mit Lampions aus Papier, erleuchteten Rüben oder Kürbissen, die, wenn es gelungen war, sie bis auf die dünne Schale auszuhöhlen, wie gelbe Vollmonde leuchteten. Wir versammelten uns auf dem Schulplatz, danach zogen wir singend durchs Dorf, über die Höfe, die dunkler werdenden Wege:

„Bummela, Bummelaterne,
Sonne, Mond und Sterne . . .
laßt uns nicht so lange stehn,
wir müssen noch 'n Häuschen weitergehn,
Bummela, Bummelaterne.“

Wir waren fröhlich und aufgeregt, in unseren Augen glänzten die auf und ab wippenden, hin und her schwankenden Lichter, ein koboldhafter, bald schon ungeordneter, unvergleichlicher Zug.

An diesem Abend dachte ich nicht an die „Herbstmänner“. Beim Laternen-Zug hatte ich den einen gesehen, den es gab: Ohm Eckermann; im Gehrock mit dem hohen Hut hatte er vor der Tür gestanden und älter als uralt ausgesehen.

Der Herbst ging zu Ende. Es lagen keine Äpfel mehr im Gras, die Sonne hing frierend zwischen den Tannenwipfeln, und der Wind lachte schadenfroh. „Wenn die Erde weiß wird“, hatte Ohm Eckermann gesagt, „dann ist die Herrlichkeit vorbei.“

Am Tag vor Nikolaus, das habe ich behalten, war seine Herrlichkeit wirklich zu Ende, da fuhren sie ihn zum Friedhof. Es schneite auf den Sarg, auf die Kränze, auf die schwarzen Zylinderhüte.

Hans Pille

Eine Hasengeschicht

Dat was an einen gräsiggollen Dag in'n Januarmaond. Mien Fründ Korl, dei Jagd-helper, un ik harn us vörnaohmen, wi wulden doch maol dei Nacht doranwaogen, einen Wilddeif uptauspören un üm, wenn't güng, bi sien Handwark tau schnappen. Dei, van den wi dachden, dat hei dör siene Strickerei us all so vāle Haosen vör dei Näsen weg-haolt har, was'n schlauen Kujon. Aower, wenn wir Glück harn, müssen wi üm kriegen. Dicht bi sien Hus müssen wi us up dei Luur leggen.

Mien Fründ Korl har all mehr as einen Rüffel instāken müsst van sienen Baos, den disse Wilddeivereie uk all tau Ohren kaomen was. Hei was rein vergrellt up den Keerl, den hei dat tau verdanken har. Hei güng leiwer nao siene Liesbeth hen, ein leiw lütket Wicht, as nachts up dei Eern herümtauggen un tau frāisen. Man dei Saoke hier müss tau ein Enn kaomen.

Wi leegen in einen siegen Graowen, nich wiet van sien Hus af, so dat wi alles överkieken kunnen. Ganz still was't, dei Maond scheen so'n bāten; man kunn woll seihn. Dat was'n kaohlen Fröst; so kunn us kiene Spor verraoden. Use Mienen nao kunn hei nich aohnen, wat wi vörharn. Wi nöhmen us dann un wann einen Lütken ut den Bud-del, den wi mitnaohmen harn. Man dei Tiet

wüdd us lang, un wi fröösen uk all heller.

Korl mende: „Dor schall woll nix ut werden disse Nacht. Wi liggt hier tau klömen, un dei Kujon liggt moi warm in sien Bedde. Hei lachde us ut, wenn hei us hier seihn kunn. — Aver nu — wat ist dat?“ ünnerbröök hei sik, „ik hör'n son ganz fien Klingen, as wenn eine lütke Pingel tau-gange is. Luster eis tau! Nu kann man't dütlük naug hören!“

„Dat kummt hier vörne ut'n Huse, sä ik, „nu is't heil klaor!“

Wi wassen neugierig, wat dor woll los was. Nu, ja, nu köm dor einer ut't Hus. Wi duukden us so deip, as dat man güng. Hei schull us tauleßde nich noch den Spaoß verdarwen! Man dei Kerl keek sik gaor nich üm. Hei was't, den wi söchden.

Hei sütt us nich, dachden wir, un wüssen nich, dat hei us all seihn har. Wi Dös-köppe! Hei was us vāl tau schlau. Un güng ümmer wieder hendaol. So meist füfftig Trāe van sien Hus af möök hei sik up'n maol wat up dei Grund tau daun.

Nu wüdd dat Tied för us. Wi löpen nao üm tau. Hei stellde sik an, as wenn hei us nich in dei Künne kreeg. Wat wi dann seegen, wullen wi bold nich glöwen; aower wi seegen't mit eigen Ogen:



Use Musjö har in dei einen Hand einen dicken Haosen tau faoten un in dei ännere eine dünne, schlanke Barkenpietsken. Dor bestreek hei den Mümmelmann mit un gnuurde dortau: „So, du Lümmel, endlich heff ik di! Un nu schaft du den Buckel vull hebben! Ik will di helfen, us all den feinen gräunen Kohl uptaufräten! Den käönt wi sülwst woll up!“

Dei Haose jammerde un winselde; hei kunn aower nich weg. Dann geef hei den Mümmelmann noch'n paor up't Fell un schmeet üm mit einen Schwung wiet weg. Hei rööp üm nao: „Ik raoe di, kumm bloß nich weer! Dann kriegst du noch maol so väll!“

Wi wassen noch ganz bitau van dat, wat wi seihn harn. Wi stünden dor man ein paor Träe van aff. Hei har sik nich ümkäken. Jüst so, as wenn hei för sick alleen was, schnackde hei mit sick sülwen: „Schull hei noch woll weerkaomen? Man kann't doch bold nich glöwen. — Man ik will't aftöven!“

Korl stellte sik stuuf vör üm hen un rööp: „Wat passeiert hier? Tierquälerei? Wilddäiwerei? Dor kaom ik ja woll jüst tau de rechten Tied! Wat?“

Do wüdd dei Keerl aower gneisig: „Wat seggt Sei dor? Wilddäiwerei? Kiekt Sei eis den Kohl an, wo dei Donners mi den verneilt hebbt! Na, ik denke, dat disse Lektion üm woll den Schmach up Kohl verdräwen hefft. Hier is nich tau räden van Wilddäiwerei! Off hebbt Sei nich seihn, dat ik den Haosen bloß wiest heff, wor hei henhört?“

Dor stünnen wi nu her mit'n dicken Koppl! Hei har ja recht. Wi kunnen üm bloß wägen Strickenstellen anklaogen. Dat wüdd jo bestraoft, aower — —

„Ja“, sä hei nu, „schmeert Sei mi man an, wenn sei willt! Ik gäv Sei aower uk foorts as Tügen an, dat ik den Haosen bloß in't Strick jaogt heff, üm einen Denkazädel tau gäwen un üm dann weer frie tau laoten.“

Nu kunnen wi seihn, wo schlau dei Kujon alles anfangen har. He har hier up't Feld, dat üm tauhöörde, ein Strick stellt un dat mit einen dünnen Draoht nao sien Hus hen verbunnen. Tau Hus was dor eine Pingel fastmaakt. Köm dei Haose in't Strick, füng dat in't Hus an tau pingeln, un hei wüß Bescheid. So kunn hei ganz in Ruhe aftöven, wat passeierde, un wi harn buten lägen un froren.

Wi lööten üm siene Anlaoge afnähmen un hülpen üm dorbi. Wi drauhden üm, sükke Saoken nich weer tau versöken. Dat kunn leip för üm utlophen.

Hei mende: „Dei Haose schall mi för't erste woll taufräe laoten. Hei hefft dor woll dei Näsen van vull krägen.“ Na, dat harn wi uck.

Wi schüddelden us vör Külle un müssen nu uck noch bange wäsen, dat dei ganze Geschichte ünner dat Volks köm. Dann wassen wi erst recht blameert. Dei Kerl, den wi fangen wullt harn, har us tau'n Narren hat, un hei was dei einzige van us veier (den Haosen räke ick mit), dei disse Nacht lachen kunn.

Heinrich von der Wall

Lustige Geschichten von Flöhen, Igeln und Mäusen

nebst merkwürdigen Ratschlägen dazu

(Auszüge aus einem alten Buch, von dem das Titelblatt leider fehlt, so daß der Titel, Verlag und das Jahr der Herausgabe nicht angegeben werden können. Der Besitzer des Buches war um 1750 der Richter zur Eick in Friesoythe. Das Buch befindet sich jetzt in meinem Besitz.)

Von den Flöhen

Was ist dieses Ungeziefers Natur und Gestalt?

Dieses Ungeziefer / welches die Teutschen einen Floh von der schnellen Flucht / so es ergreift / wenn man es fangen will / nennen / ist nicht minder den Menschen als

die Läuse zur Strafe von Gott zugesellet. Denn sie plagen sowohl die Wachend- als Schlafende in großer Mänge / und wenn sie einen lang genug gestochen und gemartert / so nehmen sie durch ihr geschwindes Hupffen / die Flucht / und lassen denen Menschen den Schmetzen / da hingegen die Läuse viel redlicher sind / und eher ihre Straffe mit dem Leben büßen wollen / als so freventlich unbestraft bleiben.

Dieses Thier ist Menschen und theils Thieren höchst gefährlich / sonderlich denen zarten und lieben Weibes-Personen / allein aber auch von diesen werden sie eher als von denen Mannes-Personen auf der That



erwischt. Denn sie haben (glauben wir) von Natur schon etwa in ihren Fingern / wozu hernach die tägliche Uebung kommt / daß sie so meisterlich denenselben nachstellen können / und sind die Flöhe geschwind / so sind fürwahr die mit Speichel belekte Finger noch viel schneller / als so / daß ihnen selten ein Griff fehlen wird; da im Gegentheile die allergescheid- und geschwindeste Mannes-Person wohl zehnmal nach dergleichen flüchtigen Ungeziefer greiffet / und doch nicht erwischt.

Die Flöhe sind gemeinlich in der Größe einer Lauss / jedoch von weicheren Wesen / und einem höckerichten oder Schweins-Rücken. An der Farbe sind sie schwarzglänzend. Das Verwunderlichste an diesem Ungeziefer ist — daß die Hinter-Füße gegen den Leib verkehrt stehen / die Vördern aber gegen die Brust zu / wie bey andern Ungeziefer und dem Vieh / denen die Natur vier Füße gegeben; das äußerste an denen Füßen ist gespalten wie Hacken / damit sie nicht nur in die Höhe klettern / sondern auf der glatten Haut desto fester sich einklemmen können. Der Kopf ist klein / das Maul aber nicht gablecht / sondern fleischicht / einen spitzigen Rüssel habend / damit es die Haut desto bequemer durchbohren kan. Der Hals ist kurz / doch also / daß man ihn gar artig ein Kettlein an legen kan. Vorne gehen diesem Ungeziefer 2 Hörnlein heraus / mit welchen es die Oerter durchforschet / welche weich / und wohl zu durchstechen seyen.

Was hat der Floh sonst noch für Eigenschaften?

Die Eigenschaften des Flohes sind ferner daß er allemal / den Ort / wo er gegessen und das Blut ausgesogen / roth verläßt / und gleichsam alldorten seiner Tapferkeit-Zeichen weiset. Wenn Regen-Wetter entstehen will / so beißen und stechen sie viel grimmiger / und laufen auf dem Leibe ganz kühn hin und her. Anbey stehen die kleinen und dünnen viel schärffer und hefftiger / als die großen und fetten / denn diese spielen und kützeln nur. Daß sie scharffe Augen haben müssen / ist nur daraus zu schließen / weil sie sich bei einer ankommenden Hand / gleich verschliessen / und so bald es Tag werden will / unter das Bettuch verstecken.

Tags und nachts sind sie beschwerlich Menschen und Hunden / des Nachts aber am ärgsten. Jedoch ob sie schon noch so

beschwerlich sind / so stinken sie doch nicht / wie die Wantzen / oder beschimpffen einen so sehr / wie die Läuse.

Woher entstehen dann die Flöhe?

Der Flöhe Anfang ist gemeinlich der Staub / welcher von dem Urin der Menschen oder Geiss befeuchtet wird; Bey denen Hunden wachsen sie aus der verfaulenden Feuchtigkeit.

Es sind auch gewisse Gegenden und Landschaften / welche so voll seyn / daß man sich kaum derselben entwehren kan / daß sie einen nicht fressen / wie Johannes Leo von der See Stadt Hex und Dede berichtet; Hingegen versichert Martyr in seinen Geschichten von der Schiffarth / daß in Indien in der Provintz Singelucensi Tefethore kein einiger Floh anzutreffen / und diejenige / welche von dergleichen noch geplaget würden so bald / wenn sie alldorten ankämen / aller befreyet würden.

In Spanien trifft man zwar Flöhe an / aber gar wenig / und welche sehr klein sind; so aber viel entsetzlicher / als die unsrigen beißen und stechen.

Die Kälte können sie garnicht dulden / dannhero giebt es weniger im Winter als im Sommer.

Dieses Ungeziefer entstehet auch aus der Begattung / da das Männlein das Weiblein eben also besteiget / als wie die Mucken oder Fliegen / und hängen sie so fest an einander / daß sie auch öfters mit einander / wie weit fort hupffen / ehe sie sich trennen. Nach der Begattung wird das Weiblein gleich dicke / und bringet viele Eyerlein herfür / welche zwar / so lange sie noch im Leibe / weiß aussehen / so bald sie aber heraus kommen / werden sie schwarz / und in kurtzen schliefen die jungen Flöhe aus.

Wie ist dieses Ungeziefer zu vertreiben?

Wir wollen anbei noch gedenken; daß / wer dieses Ungeziefer in einem Zimmer tödten will / und auf ewig verbannen / der nehme nur das Dicke / was sich unten von des Pferdes Urin gesetzt / tue es halb in ein flaches Schüsselein / und setze es unter das Bett / die andere Hälfte aber / nehme er und vermische es mit Essig / und lasse damit die hölzerne Bett-Stätte und den Boden damit abwaschen / und von sich selbst wieder ertrocknen / da sich dann von derselben Stunde an / die Flöhe nicht nur verlieren / sondern auch nimmer in das Zimmer oder Betten kommen werden.



Denen so immer die Augen dunkel und nicht anders scheinen / als wenn ihnen ein Flor für dieselben gezogen wäre / ist das Mäuseblut ein bewährtes Mittel / wenn man nur die Augen damit bestreicht. Dieses Blut kan man auch mit der Gall eines Haus-Hahns und mit Frauen-Milch vermischen / so ist es noch kräftiger.

Mäus-Koth mit Essig vermischt und auf das Haupt geschmieret / vertreibt die Schuppen des Haupts und machet das Haar wachsend; Denn Mäus-Koth mit Weihrauch und Honig getrunken / zerbricht den Stein der Nieren und Blasen / ist auch höchst nützlich zum Stein-Treiben / wenn man den Mäusekoth in Wasser siedet und in dem Wasser sich badet.

So einen eine Maus gebissen (welche gemeinniglich einen heimlichen Gifft mit sich führet / und denjenigen Ort in eine Entzündung bringet) der nehme Knoblauch und reibe den Biß wohl damit / so ist er außer Gefahr. Mitgeteilt von Fritz Bitter

Von dem Igel

Was vor Natur und Eigenschaft hat dieses Thier?

Dieses stachelichte Thier / welches an der Schnautzen einer großen Ratten (Ratzen) gleicht / und in den Wäldern und Häusern sich aufhält / ist von düsterer Art; Wohnet gemeinniglich in dicken Hecken oder Zäunen / absonderlich zur Herbstzeit; Im Winter schliefft es in hohle Bäume und ernähret sich allda mit Obst u. d. g. was es des Sommers über eingetragen.

Wie trägt dieses Thier seine Nahrung ein?

Hier bedienet es sich seiner Stacheln gar artig / denn sobald er Aepffel, Birn antrifft / so trägt er eines nach dem andern in der Schnautzen zusammen auf einen Ort / wenn dann derselben genug sind / so wälzet er sich mit dem stachelichten Rücken darauf herum / und spießt sie alle miteinander an / und trägt sie also gantz bequem in die Höhle. Auf gleiche Art macht er es auch mit den Weinbeeren / welche dieses Thier abzupfet / und dann sich sachte darauf leget und anspißt / daß er aussiehet / als wenn ein lebendiger Weintrauben gekrochen käme.

Uebrigens ist dieses Thier sehr listig und gescheid; Denn es weiß die Veränderung der

Lufft vollkommen vorher zu prophezeien. Denn wenn es naß und feucht werden will / so verschließt es sich in seine Höhle / und verändert sein Nest / Diejenigen so in Häusern oder Kellern wohnen / nehmen bei der Luft-Veränderung ihre Zuflucht zu den / Gemeinniglich haben ihre Wohnungen zwey Oeffnungen / als eine gegen Mittag / die andere gegen Mitternacht / Wenn nun der Nordwind bläset / so stopffen sie schon 2 Tage zuvor die Oeffnung gegen Mitternacht zu / wenn aber der Südwind sich erhebt / so eröffnen sie das mitternächtliche und stopffen das mittägige zu. Wer dann dergleichen Thier in Wald oder sonst wo antrifft / und es täglich besucht / der kann allemal gewiß vorherverkündigen / was vor ein Wind sich erheben wird.

Der Igel und die Schlange tragen einen tödlichen Haß gegeneinander. Denn wo sie sich begegnen / so zeucht sich der Igel zusammen / alsdann umwindet die Schlange den Igel / und je mehr sie sich umschlinget / je mehr druckt der Igel an / und verwundet mit seinen Stacheln die Schlange. Sie läßt nich von ihm bis sie auf ihm stirbt.

Was schafft dieses Thier vor Nutzen?

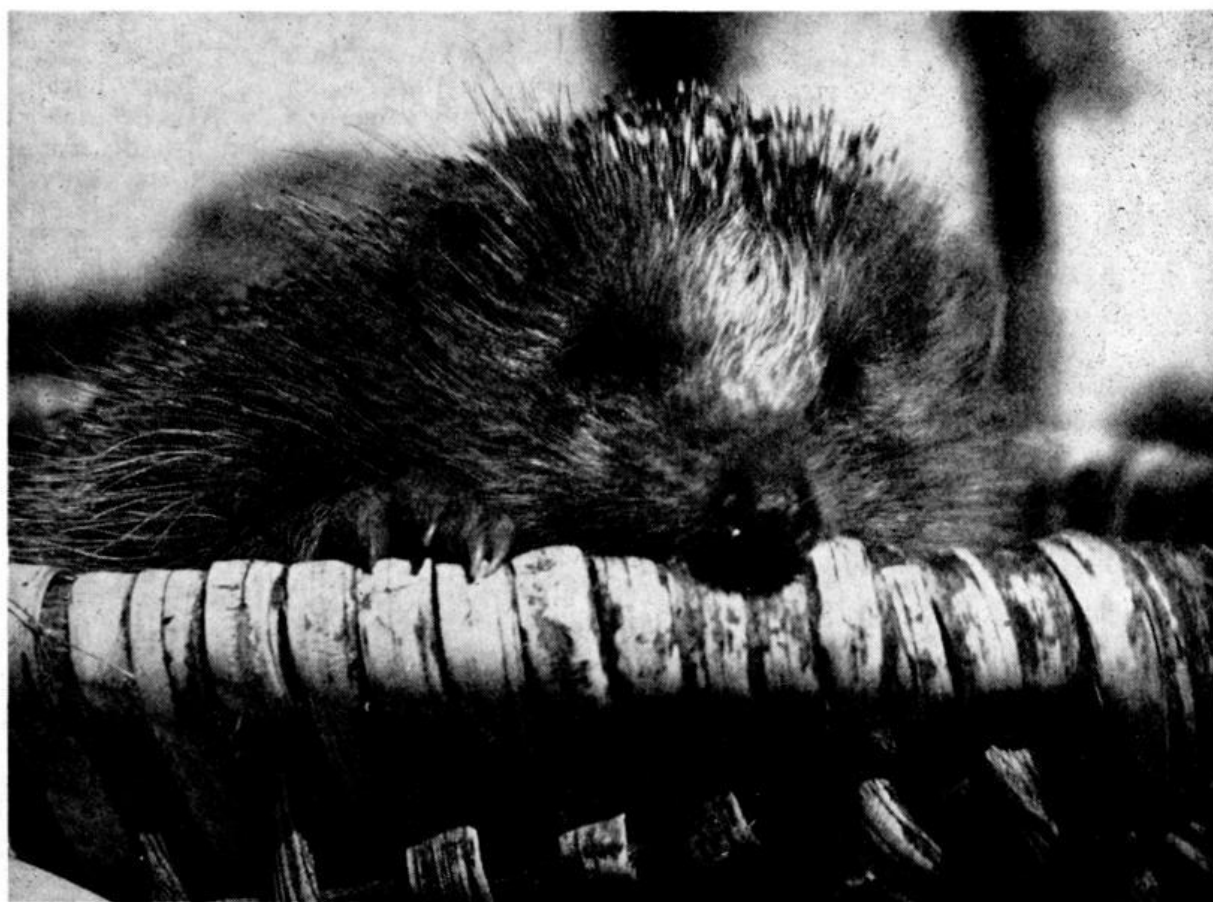
Des Igels / sonderlich Säu-Igels Fleisch ist ein gesundes und wohl geschmacktes Fleisch / zuvor aber wenn er abgezogen worden / so muß es mit warmen Wein und Essig wohl gebrühet / dann gespickt und an den Spieß gebraten werden. Es ist dieses Essen denen Lungen- und Miltzsüchtigen sehr gut und heilet alles angefaulte im Leibe auf das Beste aus.

Die Augen von dem gebrandten Igel ist gut den wüsten und unheilsamen Wunden / wenn es gupulwert und darein gestreuet wird.

Das Igels Fleisch eingesalzen / geräuchert und in der Speiss genossen / ist gut denen / so mit den Aussatz beladen / wie auch denen / so die Wassersucht besorgen.

Die Igels-Gall / das Hirn von einer Fledermaus und Hunds/Milch machet das Haar ausfallend; Die Gall aber allein gedörret und gepulvert / hernach mit Baumöl vermischt / vertreibt die Wartzen.

Wer sich eine von des Igels-Stacheln in den Fuß oder die Hand gestoßen hat / der halte nur das Glied in warmen Menschen Urin / so zieht sich der Stachel heraus.



Junge Igel auf der Hand, alter Hausigel in seinem Nestkorb

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

Von den Mäusen

Wie vielerley Art / Form und Gestalt ist dann dieses Thier?

Dieses Genus oder Geschlecht / so alles benaget und befrißt / anbei großen Schaden thut / wird wieder in vielerley Arten eingetheilet / deren Namen / Form / Gestalt / Ort / Nahrung und dergleichen / unterschieden / welche aber in Teutschland bekannt / wollen wir hier setzen / und ihrer Natur nach kürztlich beschreiben.

Wie heißen die unterschiedene Namen dieses Thiers?

Generaliter und insgemein theilet man dieses Thier in neun Classes oder Ordnungen / als:

1.) Städtische oder = Einheimische / welche in denen Häusern sich befinden. 2.) Wilde / 3.) Schwimmende / 4.) Felssigte / 5.) Tiefgrabende / 6.) Freudige / 7.) Walddigte / 8.) Schüchterne / 9.) Tanzende.

Wie sind die Städtische Mäuse gestaltet?

Die Städtische Mäuse / worunter wir absonderlich die Haus-Mäuse rechnen / sind nicht alle einerley Farbe / denn etliche ziehen sich auf schwarz / von braun auf Roth und falb / etliche und die gemeinsten sind Aschen-Farbe / etliche sind auch ganz weiß / aber sehr selten. Etliche sind von kleiner / etliche von mittelmaßiger Größe.

Was haben die Städtischen Mäuse vor Natur / Wesen und Eigenschaften?

Diese Arten von Mäusen / wohnen in denen Häusern an allen Orten / wo sie Löcher finden / und so sie keine antreffen / so machen sie ihnen selbst welche / mit beißen und kiefen / in Stuben / Küchen / Kellern und allen denjenigen Oertern / wo sie ihre Nahrung finden; Sie lauffen Tags und Nachts ihrer Speise nach / und wenn sie sich des Tags über nicht hören lassen / so geschieht es nur aus Furcht vor denen Menschen und Thieren. Im Gehör gleichen sie denen Maulwürffen / denn es mag sich nur das geringste regen / so hören sie es / und sitzen entweder ganz stil / oder aber verschließen sich wie weit in ihre Höhle.

Was ist der Mäuse Nahrung?

Die Nahrung bey diesen Mäusen ist alles dasjenige / was Menschen essen / als Brodt / Fleisch / Milch / Käss / Butter /

über dies das Unschlit und wo diese Art der Speise zuviel antrifft / so erwähle es allemal die beste / und solches weiß sie so genau / als der klügste Mensch.

Was das Leben dieser Mäuse anbetrifft / so leben sie sehr lange / und wenn sie nicht gefangen werden / oder durch einen andern Zufall umkommen / so bringen sie ihre Jahre wie weit hinaus.

Sonsten haben sie auch noch dieses als etwas besonders an sich / daß / wo sie vermerken / daß ein Haus alt und baufällig worden / so fliehen sie etliche Monate vor dem Fall heraus / gleichsam als wenn sie dem Uebel entgehen wollten.

Können auch wohl die Mäuse einigen Nutzen schaffen?

Der Nutzen von diesem Thier ist gar schlecht / und wäre zu wünschen / daß der Schade nicht größer / so könnte man sie vielleicht sowohl als Katzen oder Hunde in denen Häusern dulden.

Doch giebt es auch noch Gebrechen und Schäden an dem menschlichen Leibe / welche die Mäuse heilen. Denn so man eine lebendige Maus aufschneidet / und auf diejenigen Oerter / wo man sich einen Dorn oder Splitter eingestochen hat / leget / so ziehet es den Dorn heraus. Ebenfalls dämpfet es auch den Scorpions-Gift / vertreibt allerley Wartzen und Drüsen.

Eine Maus mit Isenkraut gekocht und solchen Trank getrunken / vertreibt die Bräune.

Eine abgezogene Maus mit Oel und Salz gekocht / denenjenigen zu essen gegeben / so Blut und Eiter ausspeyen / oder sonsten andere Gebrästen an der Lunge haben / solches befreyet sie.

Wenn man eine Maus zu Aschen brennt / pulvertsiret und mit Honig vermischt darunter etwas Bären-Schmaltz gethan / und in Wein getrunken / hilft denjenigen / so den Urin nicht halten können: Mit Oel aber dieses Pulver in die Ohren geträufft / ist gut in Ohren Schmerzen; Wenn man es aber mit Honig und Fenchel-Wurtzel vermischt / und die Zähne damit reibet / so macht es einen guten Athem.

Mäus-Blut fein frisch und warm auf die Wartzen gestrichen / vertreibt sie innerhalb wenig Tagen.

Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

„Ihr naht euch wieder, schwankende

Gestalten . . .

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche lieben Schatten steigen auf.
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit
herauf.“

Diese Verse aus der „Zueignung“ zum Faust kommen mir ins Gedächtnis, wenn ich der vergangenen Tage gedenke, „und was verschwand, wird mir zur Wirklichkeit.“

Wenn wir allerdings damals mit unseren frischen Schulkenntnissen die „schwankenden Gestalten“ zitierten, meinten wir oft wohl andere Gestalten als Goethe. Aus dem ersten Semester heimgekehrt, übten wir das „löbliche Tun“ mit einem fröhlichen „Ergo bibamus“, das wir in der Korporation gepflegt hatten, auch in den Ferien, und zeigten als „Alte Herren“ den jüngeren Freunden aus dem CPMK (Cloppenburg Pennäler-Ferien-Klub), wie man zünftige Kommerse schlägt und „Salamander reibt“.

Wir feierten mal einen Kommers bei Dölling in Bethen. In dem kleinen Saal waren wir ganz unter uns. Die Wellen der Begeisterung gingen hoch. Der Gipfel war die berühmte Bierpolonaise, die unser Senior cand. med. Carl Bley anführte. Sie ging durch den Garten und die schönen Anlagen, jeder hatte seinen Krug in der Hand und sang mehr laut als schön:

„Und die dicke, dicke, dicke Viehmagd
Hat den Saubub'n so gern,
Und der dicke, dicke, dicke Saubub
Hat die Viehmagd so gern.“

Ein Teil der Kommersbrüder brach am Spätnachmittag auf. Unterwegs überholten wir einen Ackerwagen, der uns mitnahm. Der Mann hatte Spaß an unserer Freude. Carl B. hatte des Guten etwas zuviel getan. Er ließ die Beine zunächst seitwärts zwischen den Rädern baumeln, legte sich dann auf die Seite, die Sitzfläche dem Hinterrad zugewandt, das ihm bis Cloppenburg so sachte, daß er es gar nicht merkte, einen säuberlichen Schlitz in den Hosenboden schliff. Wir staunten über die Präzisionsarbeit.

Der Rest hielt noch bis zur Dunkelheit in Bethen aus. Seinen Heimgang kündete das Läuten des Glöckleins auf der Kapelle an, dessen Seil verführerisch nach draußen hing. „Was zuviel ist, ist zuviel“, sagten wir mit frommem Augenaufschlag, als man es am folgenden Tage erzählte und der „Baß“ es dann am nächsten Sonntag von der Kanzel der „Kleinen Kirche“ verurteilte. Es war eine schöne, sorglose Zeit, unbeschwert und ohne Ahnung von den wachsenden politischen Spannungen in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkriege, obgleich es manches Wetterleuchten am politischen Himmel gab.

Eine große Ehre war es, des Kaisers oder des Großherzogs „bunten Rock“ zu tragen, bei den 91ern, der oldenburgischen Infanterie, oder gar beim Feldartillerie-Regiment Nr. 62 als „Einjährig-Freiwilliger“ zu dienen. Wenn der Einjährige seine Übungen gemacht hatte, befördert wurde und die Achselstücke bekam, ließ er auf seine Visitenkarte drucken: „Ltn. d. R. = Leutnant der Reserve. Das gab ihm ein besonderes Air, denn

„der Soldate, der Soldate
ist der erste Mann
im ganzen Staate“.

An die Dragoner dachten die Bürgerlichen nicht so leicht, obgleich früher eine Schwadron davon in Cloppenburg gelegen hatte. Der Name „Badden Exerzierplatz“ erinnert noch daran. Das Offizierskasino war in dem Haus, das heute M. Lautenschläger bewohnt. Außer den „Gezogenen“ dienten dort nur Adelige oder Söhne reicher Bauern mit eigenem Pferd. Die nordoldenburgischen Marschenbauern waren stark vertreten.

„Unser Bernhard“ (Reil), der schon in Detern bei uns war, wurde zu den Dragonern gezogen und war ein blitzsauberer Soldat mit einem martialischen Schnurrbart. Als er nach seiner Militärzeit wieder zu uns nach Cloppenburg kam, bewunderten wir ihn sehr und zeigten auch den nötigen Respekt. Er hatte ein prächtiges Reiterbild von sich machen lassen, wie er eine gewaltige Hürde im Galopp nahm, die „Augen rechts“, den kriegerischen Blick dem Beschauer zu-



gewandt. Daß der Kopf vom Fotografen aufgeklebt war, sahen wir nicht. Das Bild war hinreißend. Die Augen der Mädchen leuchteten, wo er sich zeigte. Er lebt noch bei bester Gesundheit in Kampe auf eigenem Hofe. Neulich habe ich ihn mit meinen Brüdern besucht. Für uns alle war es eine herzliche Freude.

Praktisch denkende Bürgersöhne schätzten die Ehre des bunten Rockes auch, aber sie kostete die Väter eine Stange Geld und den „Einjährig-Freiwilligen“ ein ganzes Lebensjahr, die später abzuleistenden Übungen nicht gerechnet. Denn wer den „Einjährigen“ machte — das Zeugnis der Versetzung nach Obersekunda erhielt oder eine Prüfung wie die heutige „Mittlere Reife“ vor einer Kommission bestand — brauchte nur ein Jahr (statt zwei) aktiv zu dienen, konnte den Truppenteil selber wählen, mußte aber die Kosten für Uniform und Unterhalt selber tragen. Die Erfüllung der Dienstpflicht konnte er bis zur Beendigung der Berufsausbildung, bei den Akademikern war es das Staatsexamen, hinausschieben.

Viele waren daher keineswegs böse, wenn sie nicht zu dienen brauchten, zurückgestellt oder gar befreit wurden. Manche wendeten sogar kleine Kniffe an, um einen temporären „Herzfehler“ herbeizuführen. Der ausgiebige Genuß von starkem Kaffee und schweren Zigarren vor der ärztlichen Untersuchung galt als ein probates Mittel.

In Cloppenburg war es Sitte, daß ein junger Mann, der vom Militärdienst befreit wurde, ein Faß Bier auflegte, zu dem er seine Freunde einlud. Ausgerechnet am Vorabend des türkisch-italienischen Krieges im Herbst 1911 war so ein Faß fällig. Ich weiß nicht mehr, wer der Glückliche war, aber das Faß war um so größer ausgefallen, als in der Politik gerade „dicke Luft“ war. Die Italiener hatten Ende September den Türken ein Ultimatum gestellt, sie verlangten die Herausgabe von Tripolis. Die Türken lehnten ab, und der Krieg wurde erklärt. Doch wir dachten uns nicht viel dabei,

„wenn hinten weit in der Türkei
die Völker aufeinanderschlagen“.

Die drohenden Zeichen der Zeit wußten wir noch nicht zu deuten. Wer ahnte, daß dieser Krieg der Auftakt zu Unruhen war, die schließlich in eine Weltkatastrophe mündeten, zum Ausbruch des ersten Weltkrieges? An jenem Abend wurde heftig ge-

bechert und hitzig geredet. Zum Schluß gab es noch einen kleinen Krawall, der sich bis auf die Straße fortsetzte.

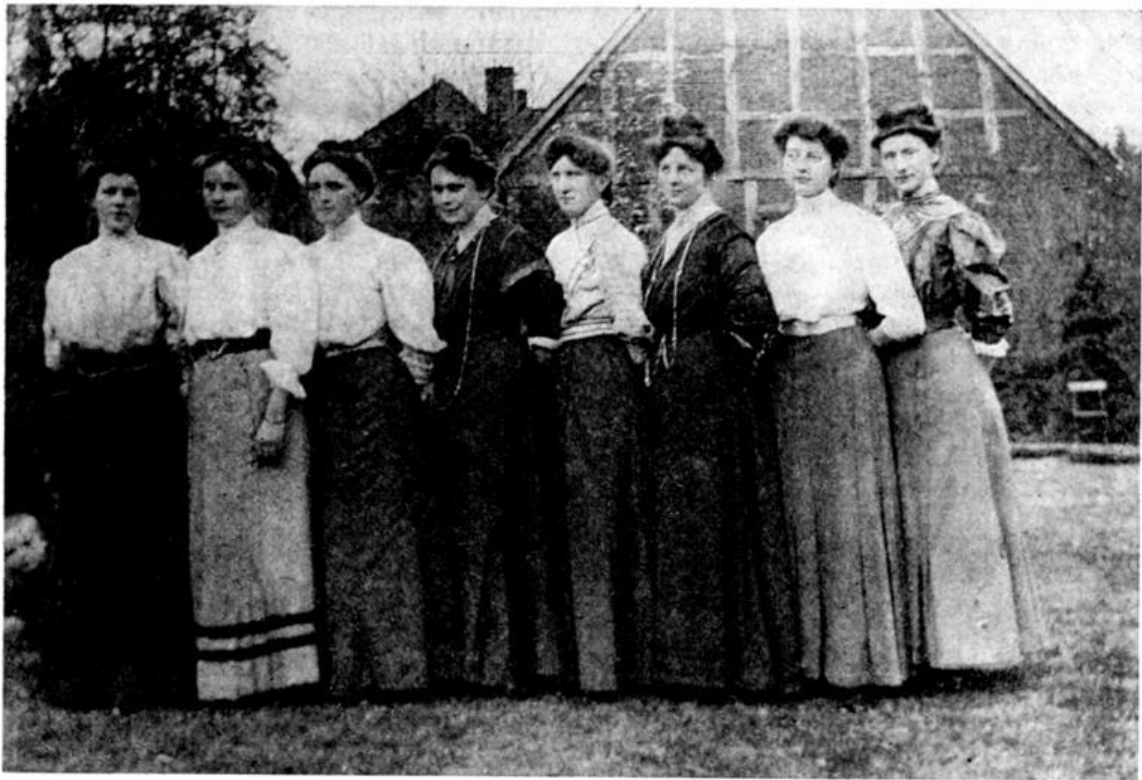
Wenige unter uns zeigten tieferes Interesse für Politik. Der eifrigste war sicherlich unser Kommilitone Emil Horstmann, studiosus philologiae, wohlbeschlagen durch das Lesen aller großen Zeitungen, deren er habhaft werden konnte, an der Universität ständiger Gast der Lesehalle und ein hartnäckiger Debattierer. Wegen seiner Liebe zur Politik und seines rötlichen Haares nannten wir ihn „Bebel“ nach dem Gründer und Führer der deutschen Sozialdemokratie.

Damals gab es gerade einen politischen Sturm im Oldenburger Münsterland, und die Gemüter erhitzen sich gewaltig. Während des vergangenen Jahres (1910) war die Zentrumsparterie neu organisiert worden. In diesen Ferien, am 22. September 1911, sollte der Oldenburgische Landtag auch vom Süden zum ersten Male parteipolitisch gewählt werden, während vordem in den einzelnen Wahlbezirken Persönlichkeiten gewählt worden waren, die man ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit für geeignet hielt, das Allgemeinwohl und das ihrer Wahlkreise zu vertreten. Natürlich spielten ebenfalls Eifersüchteleien dabei — wie immer in der Politik — eine erhebliche Rolle.

Wir debattierten über den ganzen Fall. Ich höre noch Hans Schewe sprechen, es war beim dicken Hösl in der Gaststube (heute „Zur Eule“): „Ischa Blödsinn, das bedeutet eine Zersplitterung unserer früheren schönen Einigkeit, Zerreißen durch Parteipolitik. Ist das in unserm kleinen Lande nötig, daß man Parteien wählt? Wir müssen Männer wählen und nicht Parteien!“ Er konnte gut sprechen, war ein kluger Mann, uraltes Semester, und ich lauschte in gläubiger Ehrfurcht. Auch stand er nicht allein mit seiner Ansicht.

So kam es, daß gegen die Zentrums-kandidaten starker Widerstand spürbar wurde. In Damme wurde Enneking statt Meyer-Holte als Abgeordneter gewählt. Dort war die Sache besonders turbulent und hatte scheinbar dunkle Hintergründe, die wir Jungen nicht erfuhren. In Vechta siegte Bürgermeister Berding gegen Oberlehrer Dr. Reinke. Dort wollte man keinen Beamten: „Die kommen uns mit ihrem Gehalt viel zu teuer!“ In Lönningen gewann Apotheker König, der verdienstvolle Heimatfreund und Sammler, den Wahlkampf gegen den Zentrums-kandidaten Meyer. In den anderen





Junge Mädchen aus Cloppenburg annodazumal (1914) und heute (1964). Zwischen den beiden Aufnahmen liegen runde 50 Jahre, also ein halbes Jahrhundert. Besteht der Unterschied nur im Modestil der Kleidung? Jedenfalls sind die Bilder einer Betrachtung und eine Betrachtung darüber wert.

Aufn.: Privat

Wahlkreisen setzten sich die Kandidaten des Zentrums Driver, Feigel und von Fricken durch. Sie hatten schon vorher ihre Sitze im Landtag gehabt.

Die Stimmen der Presse waren je nach Richtung sehr verschieden. Die „Oldenburgische Volkszeitung“ nannte die Wählerschaft „politisch ungeschult“. Die liberalen „Nachrichten für Stadt und Land“, Oldenburg, verkündeten: „Die Katholiken des Münsterlandes lassen sich nicht von den religiösen Gewalthabern kommandieren.“ Ein SPD-Blatt, ich glaube es war eine Wilhelmshavener Zeitung, triumphtierte: „Der Trotz der niedersächsischen Bauern hat über die Wahlmache der Pfaffen gesiegt!“

Als gegen Ende der Ferien der Gesellenverein die packende Tragödie „Der Glockenguß von Breslau“ im Zentralhotel aufführte, hatte das politische Unwetter sich schon wieder beruhigt; denn in der großen Politik waren sie ja alle Zentrumsanhänger. „Der Glockenguß“ mußte sogar zweimal aufgeführt werden, so fein, so realistisch hatten die bewährten Spieler ihre Rolle gemacht. Der Glockengießer von Breslau hatte seinen guten Gesellen, den Bräutigam seiner Tochter, erstochen. Angestiftet wurde er zu der Tat von dem bösen Gesellen, der neidisch war, weil er selber die Tochter heiraten wollte. Der Meister wurde zum Tode verurteilt, aber zum Lohn für den gelungenen Guß durfte er einmal vorm Sterben die Glocke hören, die zu seinem Gang zur Richtstätte geläutet wurde: Ein blutiges Drama nach einer wahren Begebenheit. Um die erschütternde Wirkung ein wenig abzuschwächen, spielte man hinterher das Militärlustspiel „In Zivil“. Da blieb kein Auge trocken: Weinten die Leute beim ersten Stück vor Rührung, so taten sie es beim zweiten vor Lachen.

Einen guten und reichlichen Tropfen hat man früher in unserm Städtchen nicht verschmäht, anderswo soll es heute noch so sein. „Anno 1622, den 2. Februar, sind von allen Sechzehnern (Ratsherren) in meinem Hause eine Tonne Bier (175 Liter) getrunken worden. Am andern Tage sind etliche wiedergekommen und haben den Rest getrunken, danach mußten noch 16 Kannen (25 Liter) nachgeholt werden“, schrieb Wessel von Cappeln, Bürgermeister von Cloppenburg, in sein Ausgabebuch. Eine ganz hübsche Leistung!

Es gab in Cloppenburg eine besonders nette Sitte, kleinstädtisch-bürgerlich, wie man sie auf dem Dorfe heute noch findet.

Wenn ein junges Mädchen sich verlobte, kamen alle jungen Leute, die zu ihrem Verkehrskreis gehörten, an einem bestimmten Nachmittag, der verabredet wurde, zur Gratulation. Es gab dann eine festliche Gratulationscours; so auch, als Maria B. — man nannte sie das schönste Mädchen von Cloppenburg — ihre Verlobung mit einem Juristen veröffentlichte. Die Freundinnen erschienen in ihrem schönsten Staat, die jungen Männer im Gehrock und Zylinder. Ich gehörte als Primaner noch nicht dazu. Aber der Bruder der Braut, der lange Georg, hatte meinen Freund August und mich als „inoffizielle Gäste“ eingeladen, es waren gerade Ferien! Wir lagen weich und mollig auf dem Heuboden, den wir vor Beginn des Festes mit der Hilfe einer Leiter leicht bestiegen hatten. Jede halbe Stunde kam Georg mit einer „abgezweigten“ Flasche Wein. Darum war nach zwei Stunden der Abstieg gar nicht mehr leicht. August wollte wie der Schneider von Ulm durchaus mit Hilfe eines Regenschirmes niederschweben. Im Hause war die Stimmung ähnlich. Den Wein trank man schon aus Deckelkrügen. Als die Gäste sich verabschiedeten, suchte Bernhard G. seinen Zylinder. Der aber war nicht zu finden; denn — wie sich später herausstellte — Aloys Meyer saß auf ihm.

Die letzte große Verlobung, die ich als „Vollgast“ miterlebte, war die von Emilie Th.-M. mit Dr. W. Ganz große Sache! Festliche Tafel, festlich gekleidete Gäste, erlesener Wein, zündende Reden und ein lebenswürdiges, strahlendes Brautpaar! Wieder hatte Bernhard G. Zylinderpech. Als er über die Mühlenstraße seiner Wohnung in der Bahnhofstraße zustrebte, kam ihm auf der Brücke ein Freund entgegen, der seine Dame schon heimgeleitet hatte. Dieser nahm ihm im Vorbeigehen den Hut ab, setzte ihn sich selbst auf, da ihm der seine auf unerklärlicher Weise abhanden gekommen war, und eilte weiter. Unser lieber Freund, der im Glauben war, der Herbstwind habe ihm das gute Stück entführt, steckte ein Streichholz an und leuchtete über das Brückengeländer in die schäumenden Wasser der regengeschwellenen Soeste. Vergebliches Bemühen! Zu Hause fand er Hut und Freunde, die dann auch noch Finderlohn beanspruchten. So ist die Welt!

Welch freundlicher Glanz liegt auf jenen letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg! Es ist nicht nur der Glanz einer verklungenen Jugendzeit. Damals nahmen auch die Älteren das Leben nicht schwer. Zwischen



dem Bürger und einer imaginären feindlichen Welt stand die „schimmernde Wehr“ und der unerschütterliche Glaube an die Standfestigkeit von Thron und Altar. Es existierten keine klaffenden Gegensätze zwischen vornehm und gering, reich und arm; denn es gab hierzulande weder ungeheuer reiche noch schrecklich arme Leute. Verschämte Arme und unverschämte Reiche hat es irgendwo immer gegeben, ebenso wie zu anderen Zeiten unverschämte Arme und verschämte Reiche. Echte soziale Spannungen herrschten weder in der kleinen, industriellosen Stadt noch auf dem Lande. Das Leben hatte etwas Patriarchalisches an sich. Man achtete sich gegenseitig, die Honoratioren wurden respektiert, waren aber nicht stolz darauf, sondern sahen das als etwas Selbstverständliches an. Die Kinder gaben dem Herrn Pastor und dem Herrn Vikar auf der Straße die Hand, die Mädchen konnten noch einen Knicks machen, und — keiner hatte es sehr eilig.

Behaglich saßen die Leute im Städtchen am Feierabend vor den Häusern auf der Bank, besonders in der Osterstraße, deren Breite den nötigen Platz bot. Sitzt da doch mal der alte R. mit seinem Nachbarn Malermeister F. des Abends vor dem Hause. „O Gott“, sagt er, „wat hebbt wi doch för’n Last mit de ollen Rotten! De kaomt dor achtern ut’n Haogen (Rest des alten Burggrabens, wo heute das Kreishaus steht)!“ — „Rotten? Rotten?“, sagt F., „dei hebbt wi ampatt nich, dor hebbt wi nix mit tau daun.“ — „Wat seggst du? Ji hebbt kiene Rotten? Kiek doch, dor baoben lopet sei ja, äöwer dien Dack!“ — „Dat sünd use nich“, antwortet prompt der als etwas eigensinnig bekannte Malermeister.

Wir Studenten saßen des Morgens stramm auf dem Hosenboden zu studieren. Ich hockte vor dem altfranzösischen Rolandslied, suchte die Geheimnisse der angelsächsischen Grammatik zu lüften, übersetzte den Beowulf oder die gotische Bibel des Bischofs Ulfilas. Die jungen Mediziner konnten schon vor dem Examen einen praktischen Arzt vertreten, so cand. med. Engelbert Crone-Münzebrock seinen Schwager Dr.

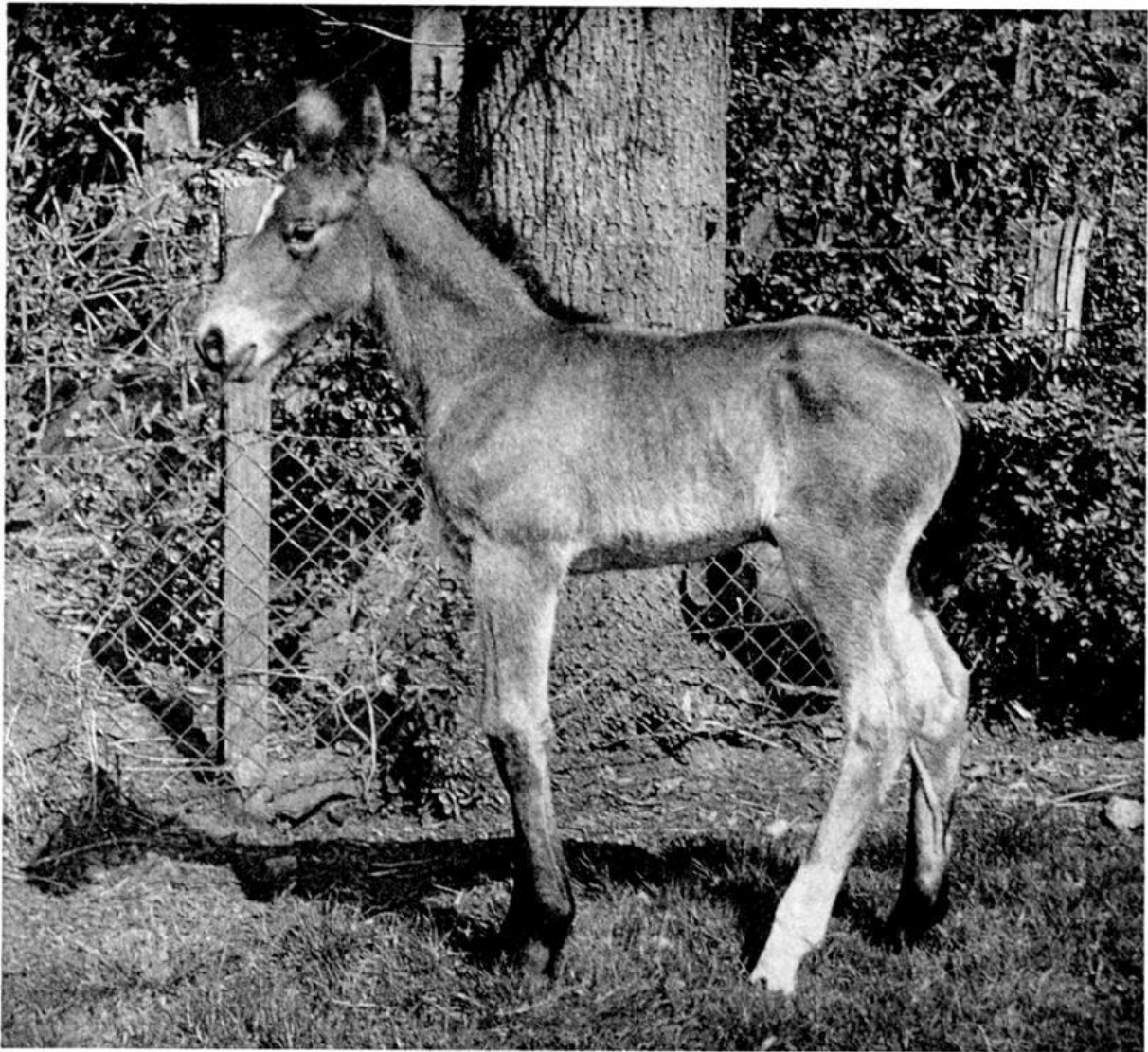
Blanke, oder Vetter Schopen Louis meinen Vater. Aber nicht immer wurde gebüffelt! Manchen Frühschoppen tranken wir bei unserm „Alten Herrn“ Dr. Hermann Kassen an der Eschstraße, dessen Frau eine gastliche und bezaubernde Wirtin war. Er selber war unerschöpflich im Erzählen toller Geschichten aus seiner munter bewegten Jugendzeit, die er fesselnd mit drolligem Humor und literarischem Geschmack darbot.

Sonntagnachmittags machte das junge Volk einen langen Spaziergang, einen „Damenbummel“, der stets am Bahnhof endete. Dann saß man bei Frau Lange und war fröhlich bei einem Glas Bier, die Mädchen aßen Schokolade dazu. Wurde ein Zug gemeldet, strömte alles nach draußen, um ihn „abzunehmen“ und den Atem der weiten Welt zu spüren.

Schöner noch waren unsere Ausflüge an sonnigen Wochentagen. Mal wurden wir eingeladen von dem Kränzchen „MT“ (Männertreu), mal luden wir sie oder andere ein. Bei Buken Toni oder bei Dölling-Bethen feierten wir dann wohl einen „Damenkommers“, eine für Cloppenburg typische Stilart mit einer Dame am Präsidium. Dabei tanzten wir auch, d. h. ich nicht, weil man mich meistens vor das Klavier pflanzte. Auf dem Heimweg sangen wir vor lauter Freude. Wenn eine schöne „dichte“ Stelle in den verschlungenen Anlagen des verdienstvollen Verschönerungsvereins neben der Hauptstraße kam, stockte wohl mal bei zweien der Gesang, weil . . ., ach so, fast hätte ich mich verplappert!

Da war doch bei unserm „Alten Herrn“ Dr. Hermann Paul einmal ein herziges bayerisches Fräulein auf Besuch. Bei einem solchen gemeinsamen Spaziergang durch die Böhrener Tannen zog sie mich am Ärmel hinter einen Tannenbusch: „Woll’n mal schaug’n, wos die and’ren saog’n, wenn sie uns verlör’n ham.“ Das klang wie Musik. Sie sah mich an, ich sah sie an, das Herz klopfte ganz toll und . . . weiter nichts! Nachher war sie böse und schnippisch. Ich ahnte wohl, warum, und das tut mir eigentlich heute noch leid. — Hermann Bitter





Das junge Fohlen, aus dem ein „kluger Hans“ werden will. Es gibt sie kaum noch auf unseren Höfen und Weiden. Wer sommertags durch das Land fährt, muß schon nach ihnen suchen. Der moderne Traktor läßt wenig Platz für das edle Roß, das wir im Oldenburger Nationalliede besingen. Trotz allem lebt im Oldenburger Münsterlande wie eh und je die altüberkommene Liebe zu diesem treuen menschlichen Gefährten der bäuerlichen Arbeit.

Aufn.: Alwin Schomaker-Langenteilen

Der kluge Hans oder lustiges Pferdlatein

„Ja, meine Herren“, tat der Bauer Schulte etwas ärgerlich, „wenn auch ich durchaus ein Begebnis aus meinem Leben zum besten geben soll, muß ich schon eine Reihe von Jahren zurückgreifen . . .“

Er wiegte wie unwillig den Kopf. „Es ist freilich sehr kurios; wenn Sie jedoch absolut darauf bestehen . . .“

„Ich hatte mir damals ein Auto gekauft; eine alte Karre, sie genügte aber für meinen Zweck. Ich wollte nämlich nebenbei meinen

Hans schonen, der sich in der Woche vor dem Pflug genug abrackern mußte. Sonntags, da ich gern in der Gegend herumkarriole, sollte er nun seine wohlverdiente Ruhe haben.

Wie ich also am ersten prächtigen Frühlingsmorgen das Auto auf der Diele fahrbereit mache, steht mein Hans nebenan in seiner Boxe und schaut mit großen Augen.

„Na“, sage ich zu ihm, „keine Angst, Hans, heute hast du Ruhe!, kurble an und fahre in den hellen Tag hinein.“

Als ich gegen Mittag wieder heimkomme und in die Scheune einfahre, sieht der Hans mich gar nicht an, aber dafür den Wagen. Und seine Augen hätten Sie sehen sollen! Just so wie die bösen eines Jungkerls, der sein Mädels bei einem anderen stehn sieht. Neugierde! Meinen Sie? Nein, es war ausgemachte Eifersucht! Ich dachte aber nichts Arges.

Dann kam der Nachmittag. Ich hatte eine Stunde auf dem Ohr gelegen und wollte nun noch mit dem Auto und Frau und Kind auf nächste Dorf fahren.

Gerade will ich den Wagen ankurbeln, da ruft mich meine Frau: ich lege die Kurbel auf den Kühler und laufe in die Küche. Als ich zurückkomme, ist die Kurbel weg. Ich suche und suche, hier und da, es nutzt nichts; sie ist verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Was sollte ich machen? Ich mußte das Korbwägelchen wieder aus dem Schuppen ziehen und den Hans einspannen. Als ich ihn einschrirre, wiehert er vor Lust; dann ist er gelaufen, als ginge es zur Liebsten.

In der Woche drauf sollte der Knecht eine neue Kurbel aus der Stadt mitbringen. Es war an einem Sonntabend, ich befand mich in der Scheune, als er mit der neuen Kurbel zurückkam. Weil ich gerade alle Hände voll zu tun habe, sage ich: „Leg sie derweil auf die Haferkiste!“ Denke danach weiter nicht daran und gehe ins Haus.

Am anderen Morgen, meine Herren, was soll ich Ihnen sagen? Die Kurbel ist wieder weg! Ich schnauze den Knecht an und suche selbst die halbe Scheune ab; alles vergebens. Die Kurbel bleibt verhext und ist nirgends zu finden!

„Da hilft alles nichts“, bemerke ich zu Hans, „du mußt nun wieder einspringen!“

Und der Hans hat einen Juchzer getan, als sei ihm das gerade so recht. Als er am Auto vorbeisprang, hat er gar gewiehert! Nein, gelacht hat er! Das Auto hell ausgelacht!

Also, was soll ich noch weiter erzählen? Ich mußte halt die dritte Kurbel kaufen.

Als später der Kleinknecht den Pferdestall ausmistete, — Was meinen Sie? — was er da in einer Ecke versteckt unter dem Stroh fand? Die beiden Kurbeln! Jawohl, meine Herren, die beiden Kurbeln!

Der eifersüchtige Hans hatte sie stibitzt und beiseite getan. — Nun habe ich drei Kurbeln und nur ein Auto — wenn ich vielleicht einem der Herren damit aushelfen kann!“

Wir Zuhörer lachten anerkennend, nur der Förster saß einen Augenblick still und nachdenklich. Verspürte er etwa den Duft der gelben Blume Eifersucht? Aber nein. „Wißt, Schulte“, lobte er mit aufrichtiger Bewunderung, „Ihr hättet doch ein Jäger werden müssen!“

Wilhelm Lennemann

Naturschutz-Jugendgruppe in Dinklage gegründet

Im Frühjahr 1964 konnte innerhalb des Heimatvereins Herrlichkeit Dinklage die Gründung einer Naturschutz-Jugendgruppe erfolgen, der rund 25 Jungen und Mädchen angehören.

Wir kontrollieren aufgehängte Nistkästen, reinigen sie nach der Brutzeit, versorgen die Vogeltränken im Sommer und die Futterstellen im Winter. So finden wir das ganze Jahr über reichlich Gelegenheit zur praktischen Bewährung im Vogelschutzgedanken. Die Arbeit bietet vielerlei Möglichkeiten zu anregenden Beobachtungen, die zu einem guten Verhältnis zur Natur und zu einem echten Verständnis natürlicher Vorgänge verhelfen können.

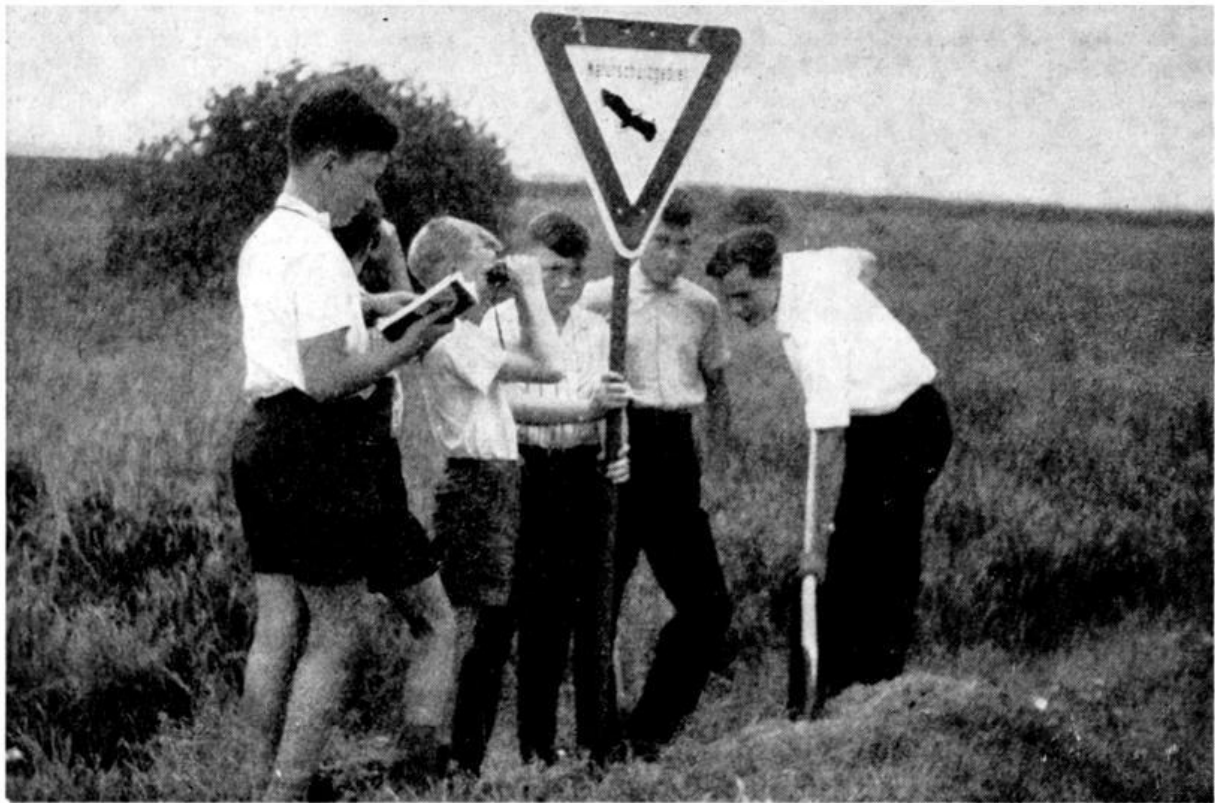
Bei uns kam nun der Wunsch auf, einmal zur Brutzeit in einen Nistkasten hineinzuschauen. Wir wollten aus der Nähe be-

obachten, wie Vogeleltern ihre Jungen füttern und pflegen. Leicht könnten wir das Türchen eines aufgehängten Nistkastens öffnen, um in das Innere hineinzuschauen. Aber dann flögen ja die Vogeleltern nicht mit Futter an, und die Jungen duckten sich ängstlich in das Nestchen. Wir würden so mit unserer Neugier die Brut gefährden.

Diese Beobachtungsweise ist also nicht erlaubt. Wie aber könnte man Einblick in eine Vogelkinderstube nehmen, ohne von den Vögeln bemerkt zu werden? Viele Pläne wurden gemacht, bis einer von uns auf einen guten Gedanken kam.

Wir hatten unter Anleitung im letzten Winter aus stabilen Balken das geräumige Hessische Vogelhaus gebaut (s. Abb.), es im Garten bei den Dinklager Heimatstuben aufgestellt und uns so durch das Futterhaus





Die Dinklager Naturschutz-Jugendgruppe: Im Naturschutzgebiet am Dümmer (oben) und mit Josef Hürkamp in einem Dinklager Garten vor dem selbstgebauten hessischen Vogelhaus (unten).
Aufn.: Dieter Heitmänn

bereits eine Quelle rechter Freude geschaffen. Gleichzeitig konnten wir auch etwas für die Vögel unseres Gartens tun.

Nun kann man aber im Frühjahr den Mittelpfeiler mit den Futtertischen wegnehmen und das Futterhaus leicht in ein Vogel-Beobachtungshaus umbauen. Die vier Seitenwände werden mit Hartfaserplatten verkleidet, so daß eine Dunkelkammer entsteht. In entsprechende Ausschnitte der Hartfaserwände hängt man Nistkästen, deren Rückwände abnehmbar sind und durch Glasscheiben ersetzt werden. So läßt sich von der Dunkelkammer aus das Brutgeschehen in den Nistkästen beobachten:

Unmittelbar vor unseren Augen spielt sich das Familienleben der kleinen Höhlenbrüter unseres Gartens ab, ein Geschehen voll Spannung und täglichen Überraschungen. Die Vögel können uns im dunklen Futterhaus nicht wahrnehmen und zeigen sich ohne jede Angst in ihrem natürlichen Verhalten. Selbst der Elektronenblitz unseres Fotografen schreckt sie nicht. Unser Wissensdrang stört also die Aufzucht der Jungvögel auf keine Weise. Der Ablauf der Brut wird im Tagebuch festgehalten. Sogar Erwachsene sind erstaunt von dem Geschehen in der Kinderstube der kleinen Vögel.

Im Herbst nehmen wir die Hartfaserwände des Vogel-Beobachtungshauses wieder ab, und das Futterhaus dient den Winter über seinem eigentlichen Zweck. Die herabreichenden Glasseiten des Futterhauses schützen das Futter noch beim schlimmsten Sturm vor Regen und Schnee.

Auch machten wir die naturkundlichen Spaziergänge des Heimatvereins Dinklage mit, durch den Burgwald und durch die Rieselwiesen des Dinklager Mühlenbaches nach Brockdorf. Desgleichen beteiligten wir uns an den heimatlichen Wanderungen des Ausschusses für Naturkunde im Heimatbund unter fachkundiger Leitung. Viele Seltenheiten wurden uns rund um die Kokemühle gezeigt. Mit Bestimmungsbuch, Lupe und Pinzette suchten wir auf einer Wiese, die demnächst von Autobahn durchschnitten wird, eifrig nach seltenen Pflanzen.

Besonders groß war unser Erlebnis in den Sommerferien, als wir mithelfen durften bei den vorgeschichtlichen Ausgrabungen bei der Drantumer Mühle, wo bei dem Bau der Autobahn „Hansalinie“ ein großes karolingisches Gräberfeld und eine heidnische und eine christliche Kultstätte entdeckt wurden.

Unsere Vögel im Winter

von Erika Täuber

Eisblumen am Fenster,
der Garten im Schnee,
eine Meise im Kirschbaum
ruft laut „Zi - zi - - dee!“
Sie wendet ihr Köpfchen,
hüpft flink hin und her,
ein Körnlein fürs Kröpfchen,
das wünscht sie sich sehr!

Ich weiß, Hanf und Hirse
das mag sie sehr gern,
vielleicht eine Erdnuß,
einen Sonnenblumenkern;
auch Zapfen vom Walde
mit Samen so zart.
Warum — denkt das Vöglein —
ist der Winter so hart?

Schnell streuen die Kinder
das Futter nun aus.
Hei — gibt es da draußen
einen lustigen Schmaus!
Dort pickt vergnügt nun
eine muntere Schar,
vielleicht sind's die Sänger
vom vorigen Jahr!

Häufig weilten wir auch mit unserem Betreuer, dem Kreisnaturschutzbeauftragten, am Dümmer und lernten die Pflanzenwelt und vor allem die Vogelwelt dieses einzigartigen Vogelparadieses kennen. Dabei durften wir bei der Beaufsichtigung und Betreuung dieses Naturschutzgebietes mithelfen, Naturschutzschilder aufstellen, usw.

Wir Jungen und Mädchen freuen uns, daß unser Vorschlag, eine Naturschutz-Jugendgruppe zu gründen, so schnell auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und wollen hoffen, daß diese Arbeit Jahr für Jahr mehr Früchte bringen möge. Zunächst freuen wir uns schon auf den Vortrag von Dr. H. Franke in diesem Winter „Vor Wiedehopfs Kinderstube“ mit Farbfilmen und Farbbildern von Vögeln, Säugern, Kerfen und Blumen.

Dieter Heitmann
Bernhard Tinnermann



Der Strolch

Als Bauer Wolking die dämmerige Bauernküche betrat, hingen große Tropfen an seinen harten Wangen. Das Wasser lief ihm von der breiten Hutkrempe und rann überall von seinen Kleidern, so daß sich auf den blanken Fliesen kleine Pfützen bildeten.

„Ein Sauwetter heute, ein richtiges Sauwetter!“, schimpfte er. „Hat der Matthias das Vieh versorgt?“

„Nein“, antwortete seine Frau mit dünner Stimme, „ich weiß gar nicht, wo er sich wieder herumtreibt.“ Heftiger Unwille durchdrang ihre Worte. Im gelben Dämmerlicht stand sie am Herd und bereitete das Abendbrot.

„So, so“, polterte der Bauer, „er treibt sich wieder herum! Das ist doch ein unausstehlicher Bursch!“, und er stapfte scheltend auf die lange Diele, wo an die dreißig Kopf Rindvieh herummurrten.

Als der Bauer die Diele betrat, raste der Hund gerade wie das lebendige Fegfeuer und sprang wütend gegen die Einfahrtstür. Im abendlichen Halbdunkel wurde dort der Schattenriß eines breitschulterigen Mannes sichtbar, der vor dem Geklaff des rasenden Hundes einige Schritte zurückwich.

„Sultan! — — Sultan, hierher!“ Langsam legte sich die Wut des aufgeregten Tieres.

„Hallo, Mählmann, bist du es? Komm näher!“

Doch der vermeintliche Nachbar kam nicht. Da trat der Bauer heran und sah, daß es ein Fremder war.

„Verzeihung, Herr!“, stammelte dieser demütig. „Es ist schlechtes Wetter. Helfen Sie einem armen Manne! Ich bin so naß — — und — — haben Sie nicht ein wenig Warmes zu essen?“

Die verlegene, stockende Art des Mannes hielt der Bauer für Heuchelei. Auch befand er sich noch in großer Aufregung wegen des umherlaufenden Knechtes.

„Gauner!“, fuhr er ihn an. „Was tun Sie auf meinem Hof, und was so allein hier auf der Diele? Ich will kein Gesindel mehr sehen! Alle Tage überfallen sie unsereinen wie die Wespen. Pack dich fort, sonst halte ich den Hund nicht länger zurück!“

Mit gleichgültigen, müden Schritten ging der einsame Wanderer vom Hofe. Der Sturm

heulte, und die Regentropfen klatschten an seine schäbige Kleidung. Der Bauer trat ärgerlich in die Stube.

Halbdunkel lag in dem niedrigen Raum, umhüllte die mächtigen Eichenpfosten. Im riesigen Kachelofen knisterte es behaglich..

Wolking ließ sich in den bequemen, gepolsterten Lehnstuhl fallen und versank in Gedanken. Eine sonderbare Gedrücktheit vom Bewußtsein eines rauh und ungestüm gemachten Fehlers plagte ihn.

Mein Gott, es war ja ein Wetter, da würde niemand einen Hund vor die Tür jagen!

Da krabbelte etwas zwischen seinen Beinen, klein, unansehnlich: Sein Kind, Maria. Unglückliches Kind! Die krummen Beinchen und ein schwächlicher Körper verrieten Spuren der Englischen Krankheit. Die Augen wirkten leblos und unnatürlich weit aufgesperrt. Eine dunkle, faltige Stirn gab dem Gesicht ältlichen Ausdruck. Die Bewegungen der Arme und Beine waren unsicher.

Sein besonderes Kind, sein Sorgenkind, war Maria. Es hatte doppelte Liebe und Pflege nötig gehabt. Die drei andern, ja das waren echte Sprossen, richtige Bauernkinder! Zwei Jungen, ein Mädel. Von selbst waren sie gewachsen, wie eben rechte Bauernkinder von selbst groß werden und ohne die Mühe weithergesuchter Erziehungsmittel und Entwicklungskuren gedeihen.

„Papa“, lallte die Kleine.

„Was denn, mein Liebling?“

„Was wollte der Mann?“, flüsterte sie kaum hörbar.

„Welcher Mann?“

„Den du eben fortjagtest.“

„Wie weißt du das?“

„Ich habe es gesehen.“

„Wo warst du denn?“

„Bei der Roten.“ Das war ihre Lieblingskuh.

Der Vater sagte nichts, sondern schaute nachdenklich ins Gesicht seines Kindes.

„Wer war das?“, quälte dieses weiter.

„Ein Bettler, Kind.“

„Was ist das, ein Bettler?“ Marias Gesicht hatte einen ängstlichen Ausdruck, wie es der Bauer noch nie gesehen hatte.



Straßenbild in Steinfeld („Wuert“). Die traufenseitig ausgerichteten Häuser erhalten durch den Fachwerkausbau des mittleren Hauses (Dr. med. Moorkamp) eine heimatlliche und städtebaulich interessante Note (Architekt: Hermann Büld, Damme). Man möchte in die einförmigen und baumodischen Wohnsiedlungen von heute mehr solche zeitlosen Akzente hineinwünschen.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„Das ist einer, der herumlung — — der nicht arbeitet.“

„Hat er denn nichts zu tun?“

„Nein.“

„Woher kriegt er aber was zu essen?“

„Er bettelt bei den Leuten.“

„Woher bekommt er Kleider?“

„Auch von den Leuten.“

Sie sah dem Bauern fragend ins Gesicht. Irgendetwas schien ihr an der Sache rätselhaft und unverständlich.

„Hat er auch kein Haus?“, forschte sie weiter.

„Nein, Maria.“

„Wo schläft er denn?“

„In alten Scheunen und Ställen.“

„Das ist ein armer Mann!“, sagte das Kind sinnend und zögernd.

Wolking sagte nichts, sondern strich still über den hellen Krauskopf.

„Wollte der Mann von dir auch etwas haben?“

Er antwortete nicht. Mit einem Ruck stand er auf, ging mit langen Schritten durch die Stube, die Fragen seines kleinen Mädchens wurden ihm unbehaglich.

„Papa, es regnet so. Wo ist der Mann jetzt?“

„Unterwegs.“

Die Augen des Kindes gingen abwechselnd zum Fenster und zu dem harten Gesicht des Vaters . . .

Draußen pfiff der Wind eine schauerliche Melodie. Der Regen schlug wie mit Peitschen gegen die Scheiben. Ein plötzlicher schwerer Seufzer hob die kindliche Brust, dann kam es wie eine Ermüdung über das Kind. Maria fiel auf den roten Plüsch des Lehnstuhls und schlief ein.

„Therese“, rief der Bauer in die Küche, „bringe das Kind zu Bett, es schläft.“

+

Als Wolking am anderen Morgen aufstand und ins Wetter blickte, hatte sich der Sturm gelegt. Eine frische, feurige Sonne stand am reinen Morgenhimmel. Nur ein einziger Wolkenstreifen zog sich als dünner, unbeweglicher Strich am Horizont hin.

Der Bauer ging auf schmalen Fußpfad, die Pfeife im Munde, am alten Kamp vorbei zur Weide. Jeden Tag mußte er dorthin. Eins von den Rindern hatte eine eiternde Wunde am Bein, die nur langsam heilte.

Darum mußte er täglich einen neuen Verband auflegen.

In der einen Ecke der Weide stand ein Stall, in dem das Vieh Schutz vor Unwetter und drückendem Sonnenbrand suchte. Als Wolking um den Stall herumkam, sah er in der einen Ecke einen Haufen Heu und Stroh aufgeschichtet, aufgetürmt zu einem kleinen Hügel. Er ging verwundert heran, besah sich das Nest und sah vor sich einen Kopf im Heu, einen schmutzigen, braunen Männerkopf.

Das runde, gutmütige Gesicht eines Vierzigers lachte ihn unbesorgt an. Unter buschigen Brauen saßen zwei träge Auglein. Zwischen den Lippen lugten zwei Reihen gesunder gelber Zähne hervor. Es war der Bettler, den er am Abend vorher von seiner Haustür gejagt hatte.

„Da habt Ihr wohl ein bequemes Nachtlager gehabt?“, bemerkte der Bauer ein wenig verlegen.

„So leidlich, es gibt noch schlechtere.“

Wolking mußte lächeln über den gleichmütigen Galgenhumor dieses Gesellen. Dem standen die Haare wirr und unordentlich auf dem breiten Schädel, Heustengel hingen darin. Stoppeln standen um sein rundes Kinn.

Der Bettler hatte sich aufgerichtet, sein Oberkörper ruhte auf dem rechten Ellbogen.

„Habt Ihr lange keine Arbeit mehr gehabt?“, fragte der Bauer.

„Seit vorigen Herbst nicht mehr.“

„Möchtet Ihr gerne arbeiten?“

„Ich möchte schon, aber keiner gibt mir Arbeit.“

Der Bauer sah dem Manne prüfend ins Gesicht und auf die Arme. Dann entschied er: „Groß und kräftig seid Ihr ja! Ich will es einmal mit Euch versuchen. Geht auf den Hof und sagt der Bäuerin, sie möchte Euch zu essen geben und dabehalten, bis ich käme! Ich hätt's so befohlen. Wie ist Euer Name?“

„Ferdinand, — — Ferdinand Klinger.“

Als wolle er seine Brauchbarkeit zeigen und seine Dankbarkeit dem Bauern kundtun, sprang der neue Knecht auf, lächelte und reckte seine zwei Arme wie Äste in die Höhe.

„Das soll Sie nicht gereuen, Herr, werde meinen Dienst schon tun. Und wir werden mit einander fertig werden“, rief er.

So kam Ferdinand Klinger, ein Strolch und Erzstrolch, auf Wolkings Hof. — —

„Er hat ein gutes Herz“, bemerkte am anderen Tage die Bäuerin zu ihrem Manne.

„Das scheint mir auch so, arbeiten kann er jedenfalls für zwei. Anstellig und willig ist er auch. Warum sollte aus so einem armen Teufel nicht einmal ein anständiger Mensch werden können? Dem Matthias habe ich zu Allerheiligen gekündigt. Wenn Ferdinand sich bis dahin eingearbeitet hat und ihn ersetzen kann, mag er bleiben.“

„In Gottes Namen“, sagte die Bäuerin.

Das unglückliche Kind, die Maria, hing vom ersten Augenblick an ihrem „Onkel Fernand“, wie sie ihn nannte. Bisher hatte das Gesinde nur wenig Mitleid und Hilfsbereitschaft für das arme Geschöpf gehabt. Onkel Fernand und Maria aber hatten einen Bund geschlossen. Sobald die anderen Buben und Mädels sie vernachlässigten, sie hänselten und neckten, war gleich Onkel Fernand da, um sie zu beschützen. Er schalt dann, aber nur mit einer seltsam weichen Stimme, die die anderen wie begossene Pudel hinwegtrieb. Er reparierte auch ihr zerbrochenes Spielzeug, zimmerte, klopfte und werkelte an dem verunstalteten Puppenwagen, daß er bald wieder fahrbar wurde. Er bog ihre Sandschaufeln und Teller zurecht und machte im Garten hinter den zwei hohen Syringen eine Schaukel für sie.

Das Kind schien unter dem Einfluß von Onkel Fernand ganz aufzuleben. Es tollte mit ihm die Ställe durch, redete mit ihm und besah sich alles genau, was er tat. Der Vater beobachtete beide heimlich. Zuerst glaubte er, dieser Mann wolle sich der Kleinen bedienen, um seinen Einfluß auf dem Hofe zu vergrößern und zu befestigen. Aber der Umgang der beiden war von so gutmütig kindlicher Art, daß alles Mißtrauen bald schwand. Da kroch es wie Eifersucht in des Vaters Herz: Dieser Strolch nahm ihm die Liebe seines Kindes. — —

Eines Abends fand der Bauer seinen Knecht auf der alten Bank hinten im Garten. Einsam und still hockte er da, verstört und in sich zusammengesunken. Zwei große Tränen hingen an seinen Wimpern.

„Was hast du, Klinger?“, fragte der Bauer bestürzt. „Ist was passiert? Fehlt dir was?“

„Nein, nein, Bauer, das verstehen Sie nicht. Mir fehlt nichts, das ist es eben. Aber mir ist es im Leben noch nie so gut ge-

gangen. Wie lange mag dieses Glück noch dauern?"

Der Bauer schüttelte den Kopf: „Du Narr, das hast du doch selbst in der Hand; dein Glück währt so lange, wie du dich hier gut führst, vielleicht dein Leben lang.“

„Ich glaube es nicht, eine Ahnung sagt mir, daß es bald zu Ende ist.“

Der Bauer ging davon, den Kopf voll von seltsamen Gedanken.

Fernand war ein Teufelskerl, zu allen außergewöhnlichen Arbeiten sehr geschickt, und bald in der Gegend berühmt. Er machte zerbrochene Wagen zurecht, schraubte und zimmerte an Häckselmaschinen und Dreschmaschinen herum, verschmierte die schadhafte Stellen der Wände in den Viehgebäuden, klebte Tapeten, flickte Hosen und Schuhe.

Alles tat er in einer so bescheidenen und uneigennütigen Art, daß man ihn einfach gern haben mußte. Doch seltsam! Nie ließ er sich in ein Gespräch über seine Vergangenheit ein. Darüber mußte irgendein dunkles Verhängnis schweben, das ihn bedrückte und verfolgte. Es mußte wohl ein großes Unglück gewesen sein, so daß der gute Strolch wortkarg und einsam gemacht wurde. — —

„Maria, du gehst doch mit Papa zur Weide?“, sagte die Bäuerin eines Morgens.

„Nein, Mama, ich mag nicht. Ich wollte gern in den Garten zu Onkel Klinger.“

„Vater will dich aber gern mithaben. Im Walde singen die Vögel so schön, und auf der Weide laufen die vielen bunten Kühe. Geh schön mit, hörst du!“

„Nein, ich mag nicht!“

„Nun sollst du gerade!“

Da fing Maria an zu weinen. „Laß mich, Mama, bitte!“

Der Bauer stand dabei und zündete seine Pfeife an. „Laß sie gehen!“, knurrte er ärgerlich und unzufrieden mit seinen eigenen Erziehungsmaßnahmen, „sie will nun einmal nicht mehr mit mir.“ Brummend verließ er das Haus.

+

Als der Frühling ins Land zog, schien der finstere Geist der kleinen Maria wieder aufzuleben und sich neu zu entwickeln. Ihre Anhänglichkeit an den gutmütigen Onkel wuchs von Tag zu Tag. Der Bauer schüttelte den Kopf, aber war zu klug, das innige Einvernehmen zu stören.

Die Bäuerin betrachtete oft sinnend und ernst die Glieder der Kleinen, deren Entwicklung hinter den geistigen Fähigkeiten zurückblieben. Ein sanfter Glanz trat dann in ihre dunklen Augen und leidenschaftlich strich sie über die Ärmchen der bedauernswerten Tochter.

Ein schwermütiger Spätnachmittag lag über der Ebene, als Fernand im Garten die Rosen beschnitt. Vom Hofe klang lautes Wagengerassel und Peitschenknallen. Aus dem Bruche kam herber Wind und bewegte leicht die Blätter der Sträucher. In frischem, reinem Rot stand die Sonne schon weit im Westen. Sie schickte sich an, bald am Rande der Erde hinabzutauchen. Fernher trug der Abendwind die Melodie eines alten Volksliedes herüber:

Und sieh, in den Binsen
des Ufers da lacht
die schönste Seerose
in goldener Pracht.

Eine Kröte im Weiher gab häßliche Antwort, bald antworteten im Chore ihre geschwätzigen Schwestern.

Die kleine Gefährtin spielte neben dem Knechte auf dem weißen Kiespfade. Sie suchte Steinchen auf und ließ sie geschäftig durch die Finger gleiten.

„Guck mal hier, Maria!“ Klinger hatte eine prächtige Rose geschnitten und hielt sie ihr hin.

„Hu“, jubelte die Kleine, „feine Rose, hat die aber schöne Flügel, gerade so wie Samt.“ Sie klatschte entzückt in ihre moligen Händchen, ohne daß sie die Blume zu nehmen wagte.

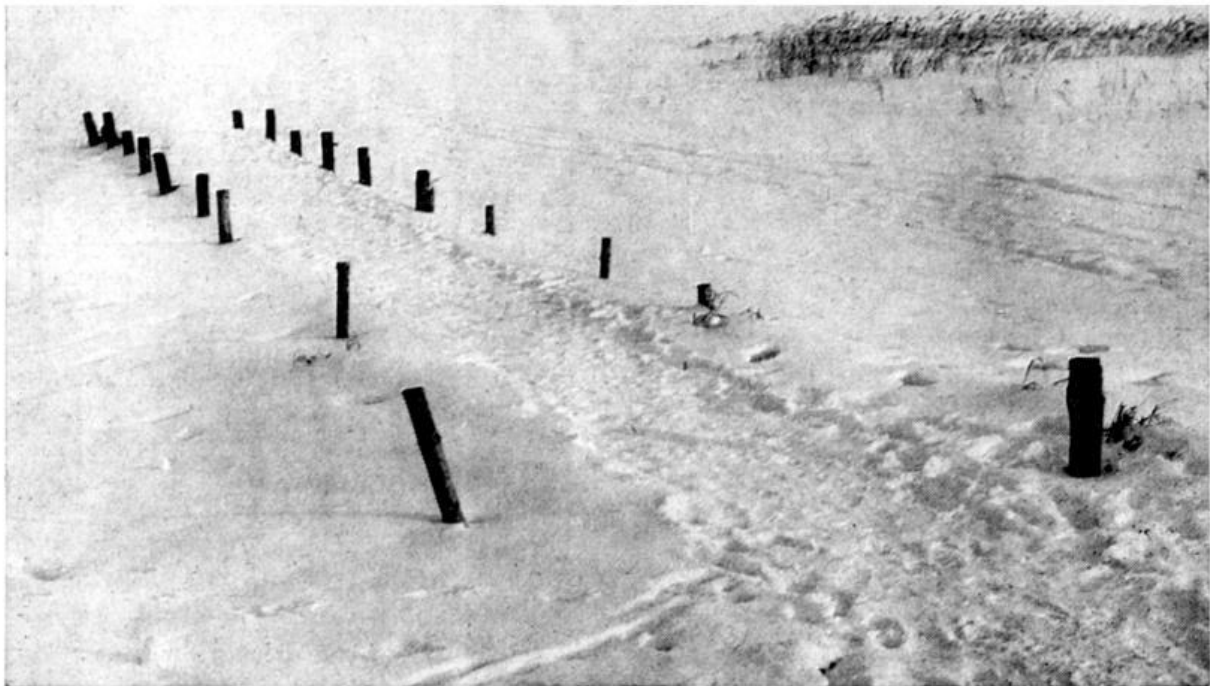
„Da, nimm, sie gehört dir.“

„Rosel!“, rief sie andächtig, ohne sie jedoch anzufassen. Dann kam ihr plötzlich ein Einfall, daß das Gesichtchen hell aufstrahlte. „Oh, ich weiß auch eine Rose, die ist so schön! Ich werde sie Onkel Fernand holen.“

Damit stiefelte das Kind mit seinen kurzen, dicken Beinchen auf dem geraden Kiespfade davon in Richtung auf die alte Mühle. Der Knecht schaute ihm eine Weile nach, bis es zwischen den Rhododendronsträuchern verschwand. Gedankenvoll schnitt er weiter an den Rosen. Armes Kind! Du selbst wirst nie eine herrliche, erblühte Rose!

Nach einer Weile trat die Bäuerin aus dem Hause und rief nach dem Kinde. Wie aus einem Traume schrak der Knecht empor, als er den Namen rufen hörte.





Der Olgahafen am Westufer des Dümmer in Eis und Schnee. Die Weite dieser Seelandschaft wird erst recht im Winter deutlich, wenn alles Sommerliche wieder fortgezogen ist.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„Die Kleine lief eben nach der Mühle, sie wollte — —“ stockte seine Rede. Dem ruhigen Manne schoß das Blut in die rauhen Wangen, und er fühlte, wie sein Herz dumpf und gewaltig gegen seine Rippen schlug. Mit beklemmender Macht umklammerte Angst sein Denken. Es dauerte eine Weile, ehe er wieder klar zu denken vermochte.

„Bäuerin, sie wollte — — eine Rose holen, sie lief zum Teich hinunter, sie sagte eine schöne Rose! Ach, vielleicht, — — sie — —“

Dann packte es ihn auf einmal wie wilde Hast. In weiten Sprüngen eilte er über den Weg zur alten Mühle hin. Atemlos keuchte die Bäuerin hinterdrein. Im jähen Erschrecken hatte sie erkannt, was der Knecht sagen wollte.

Da lag der Teich. Die hellen Kleider einiger Gänse glitten mit ihren Spiegelbildern auf dem Wasser hin und her. Aus dem Schilf und Röhricht klang von Zeit zu Zeit knatterndes Quaken eines Frosches.

Das Mädchen war nirgend zu sehen. —

Klinger suchte in den niedrigen Büschen, die am Ufer standen. Dabei wagte er nicht,

ihren Namen zu rufen. Nur nicht! Langsam tastete er vor, jeden verborgenen Winkel absuchend. Dort lag ein Hügel am Ufer. „Fischwall“ nannten ihn die Kinder, die hier sonst angelten und fischten. Heute, keine Seele zu sehen! Aber dort hinter den Büschen hatten die kleinen Fischer dicke Bohlen und Bretter ins Wasser geworfen und sie an einem Uferbaum festgebunden. Dorthin mußte er.

Nun war auch die Bäuerin auf dem Fischwall angelangt. Plötzlich hallte ihr Ruf wie ein schriller, gurgelnder Schrei durch die Abendluft: „Marial!“

Die Kleine stand auf dem Ende eines der dicken Balken. Schilf und Wasserpflanzen umgaben sie und ließen nur einen Schimmer ihres hellen Kleidchens erkennen. Gerade kniete sie auf dem Brett nieder . . .

Schon war der Knecht in ihrer Nähe angelangt. Da! — — sie umfaßte mit ihrer kleinen geisterhaften Hand den Stengel einer Teichrose, deren Blätter wie weiße Schmetterlingsflügel auf dem kalten, dunklen Wasser lagen.

Jetzt hörte sie den Tritt des Knechtes und gleichzeitig den gellenden Ruf der Mutter. Sie schwankte, verlor den Halt unter den Füßen und stürzte mit einem winzigen Aufschrei ins Wasser, so daß die Wellen funkelnd aufglitzerten — — —

In einigen schnellen Sprüngen hatte der Knecht die Stelle erreicht. Ohne sich zu bedenken, tauchte er hinab in die kalte Flut. Das Wasser war nicht tief, aber am Rande lagerten Schlamm und Morast. Schlingpflanzen hatten darüber ein Gewirr von Seilen gezogen. Es dauerte endlos, bis er sich durch die Ranken hindurcharbeiten konnte, und bis er das leblose Körperchen mit starken Armen emporzog. Endlich war er dann am Ufer, fast wie ein gütiger Wassergott tauchte er aus dem Schilf auf.

Am Rande des Walles lag eine kleine Rasenfläche. Die Bäuerin riß ihre Schürze ab und breitete sie darüber aus. Der Knecht aber versuchte indessen das verschluckte Teichwasser herauszuschütteln. Nachher bettete er das kleine Wesen auf dem weichen Rasen. Die Bäuerin kniete daneben, verzweifelte Spannung im Gesicht, während der Knecht die Schläfen des geretteten Kindes rieb und eifrig Belebungsversuche anstellte.

Es währte auch nicht lange, und das Würmchen schlug die Augen wieder auf. Verwundert und fragend blickte es in das Gesicht der Mutter, die stumm und qualvoll alle Maßnahmen des Knechtes verfolgt hatte. Dann aber ergriff diese ihr Kind, zog es in stürmischer Bewegung an sich, hüllte es sorgfältig ein und eilte mit der teuren Last, so schnell ihre Füße sie trugen, zwischen den duftenden Rosenbeeten hin zur Haustür.

Dort empfing sie der Bauer, der in unbestimmter Vorahnung nach den Dreien Ausschau gehalten hatte. Mit unsicherer Hand strich er sich über die Augen, als müßte er ein schreckliches Gesicht verschrecken; dann schrak er plötzlich auf, umfaßte das frierende Töchterchen sorgfältig mit beiden Armen, um damit hastig und sinnlos umherzurrennen. — — —

+

Eine Woche lang erfüllte das kranke Kind das Haus mit schwerer Sorge. Ferdinand saß viele Stunden vor dem Bettchen, um mit

banger Furcht das heiße Gesichtchen zu betrachten. Alle Pflege und Sorge schienen umsonst zu sein. Das tückische Fieber wollte nicht weichen. Leidvolle Traurigkeit lag auf dem ganzen Hofe, schon mehr Sehnsucht nach Erlösung, als Hoffnung und Erwartung.

Vor Übermüdung sank endlich der Knecht in tiefen, bleiernen Schlaf. Nach dem Erwachen fand er seine kleine Freundin kalt und stumm. Friedlich lag sie auf dem weißen Linnen, als schlafe sie. Ein milder Kampf hatte das zarte Seelchen hinweggeführt. Die Geschwister standen mit großen Augen davor und schauten verwundert.

Als Klinger an der Bahre niederkniete, packte es ihn wie ein Frostschauder. In seiner Brust zerbrach etwas, und er knickte hilflos zusammen. Dann rannen ihm unaufhaltsam große Tropfen über die rauhen Wangen und fielen auf die schwieligen Hände. Die Kinder aber liefen bei diesem Anblick furchtsam fort.

Bauer Wolking war still und schweigsam geworden. Oft ging er um seine Äcker und Felder, als suche er die Einsamkeit. Wenn er abends allein mit seiner Frau in der Stube saß, sagte er wohl: „Es war besser so, Therese, das Kind ist ein Engel.“

Einer konnte jedoch über seine traurigen Gedanken nicht hinwegkommen. Das war der Erzstrolch, der beste Knecht, den Wolking auf seinem Hofe gehabt hatte. Eines Morgens trat er vor den Bauern, um Abschied zu nehmen. Der blickte den stillen, breitschulterigen Mann lange an.

„Willst du wirklich fort?“

„Ja, ich muß! — — Es treibt mich einfach, zu gehen.“

Bei diesen Worten bedeckte verhaltene Schamröte die Wangen des Mannes. Tief sank ihm der Kopf auf die Brust. Der Bauer wußte, daß es vergeblich war, ihn halten zu wollen. Daher langte er wortlos in die Schreibtischlade und gab dem treuesten Knecht den restlichen Lohn.

Am anderen Morgen war Ferdinand Klinger für immer verschwunden. — — —

Als die Bäuerin nach einigen Tagen zum Grabe ihres kleinen Engels ging, standen drei weiße Rosen darauf mit großen, runden Kelchen.

Hans Varnhorst

Breiw an't Christkindken

Et was Midde Dezember. Dei Bur Jan Eikholt köm nao Hus, dei Flinten ümhangen un dei Jagdtaschen an dei Siet, hei köm also van dei Jagd. Hei slurde mit dei Stäweln in dei Sietdörn. Korte Tied löter seet hei in den Sessel bi den warmen Aowen. —

Buten füng et an tau sneien, dicke Flokken tummelden vör dei Ruten daol. Jan seeg up dei groten Standuhr un sä vör sick hen: „Noch man fief Uhr, un et dunkelt all org.“ — Heide hörde dann Gaohn un Trappeln vör dat Fenster, dei Sneistorm dreef siene veier Kinner int Hus. Hei röp: „Kaomt al man in den Staoben, hier is et mollig warm.“ —

Sei kömen, Paula, dei all 'n paor Jaohr nao dei Schaule güng, dann Sefa, Hubert un Josef. Sei stünden erst üm den Aowen tau un wärmden sick dei Hanne, dann seeg Paula up den Papa un frög: „Schölt wi nich 'n Breif an dat Christkind schreiben? — Is all tain Daoge vör Wiehnachten.“

Sünnerklaos . . .

van Hajo Osterholt

*Sünnerklaos, nu hör eis tau,
wat ik di vertellen dau!
Dröff ik nich maol mit di gaohn?
Kunn vielleicht din Perd beslaon,
of di änners helpen gau —
wenn ik bloß mitkaomen dau!*

*Sünnerklaos, ik hebb mi dacht,
slööp der nich van leßde Nacht:
Wor du herkommst, is dat gaut!
Kauken, Näöte, Zuckerhaut
giff't dor un wat süß noch all — —
Och, ik würd vör Freude mall!*

*Sünnerklaos, hier is min Hand!
Nähm mi mit di in din Land!
Jung, dor würd ik lecker satt,
un ik mag so gerne wat!
Sünnerklaos, ik bün kin Sleef — :
För di wiß naug överbleef!*

„Wisse möt ji dat“, sä Jan, „änners weit da Christkind ja gaor nich, wat et jau bringen schall.“

Hei stünd up van sienen Sessel, stickde dei Petroleumlüchten an un söchde Papier ut dei Schriefkomoude un sä: „Nu schriefft man, dat Christkind kick tau.“ Dormit wiesde hei up dat Bild, dat baoben an dei Wand hüng, Madonna in den Sessel.

„Nä“, jammerde Sefa, „dor kiek ick nich hen, dei hillige Josef staiht dor achter in'n Düstern, un vör den bin ick bange.“

„Och, Sefa, dei hillige Josef mag ale artigen Kinner gern lien, jüst as hei dat Jesukind gern lien müg. Gi wät ja woll: Einmaol is hei mit Maria un dat Kind nao Ägypten lopen, dat dei böse Herodes dat Kind nich tou packen kreeg.“

Do klatterde dei lütke Josef up den Papa sien Knei un sä: „Papa, vertell us, wo sei mit den Äsel in dei Nacht weg trocken sünd!“

„Josef“, sä do dei Papa, „du hes 'n düchtigen Naomenspatron; den Weg nao Ägypten har ick maläwe nich funden. Aober dei Geschichte kann jou dei Mama bäter vertellen.“

„Dann vertell us doch dei Geschichte“, sä Sefa, „wor dat lütke Zägenlämmken sick vör den bösen Wolf rettet hef un in den Klockenkassen sprüng!“

„Nä“, lachde Jan, „dat weit dei Mama uck vull bäter as ick. Wenn sei mit dei Arbeit farig is, vertellt sei jau wat.“

„Was dat dann jüst sone groten Klocken as use?“ frög Josef un wiesde up dei Standuhr, dei dicht bi dat Sofa stünd.

„Jao, sicher woll.“ —

Papa har recht. Mama har ogenblicklick wat änners tau daun as Märchen tou vertellen. Sei was in dei Köken und besorgde för dei grote Familge dat Aobendäten. Van dei Daogesarbeit was sei all möü naug, un dorbi was sei sogaoor in annern Umständen; aober dat müss man ehr laoten: Sei was





Winterlicher Weg im Saterlande. Silberner Rauhreif verzaubert die stille Welt, in die dieser alltägliche Weg hineinführt. Überall im Münsterlande finden sich wintertags ähnliche Bilder.

Aufn. Walter Deeken

alltied liekegaud taufrä. Sei wüss ja, dat dei Kinner in den Staoben bi Papa gaud verwaohrt wören.

Wieldes hat sick dei Kinner in dat Sofa un üm den Disk sett, un Paula har all fliegend schräben. „Nu lustert eis, wat ick schreef“, sä sei, „för Paula un Sefa eine Poppen.“

Dei Josef röp dortüsken: „Josef uck 'n Poppen.“

„Nä“, sä Sefa, „Jungs kriegt kiene Poppen.“

„Dann'n Kaninken för Josef!“

„Nä“, sä Sefa, „dei frett us al dei Kaukens up.“

Paula lees fudder: „Backwerk, Schokolaode, Bonbons usw. uck för Josef un Hubert.“ Süh, dat löt sick all hören, daormit was uck Josef taufrä. Doch Sefa mennde: „Papa mot doch uck wat hebben.“

„Jao“, köm't nu ut den Lähnstauhl her, „ick kunn woll 'n Paket Tabak bruken.“

„Mehr nich?“

Papa dachde nao, sien Jagdflinten was nich dei beste, un so sä hei: „Ick müss eigentlich 'n Drilling hebben.“

Paula schreef: „Papa möchte Drillinge haben.“

In den Ogenblick klüng et ut den Klockenkassen: „Määh, määh.“ Josef har sick dorin verstäken. Hei dachde woll an den Wolf un dei säben Lämmkes. So geef dat faoken Spaoß.

Dei Kinner löpen dann in dei Käöken un wiesden Mama den Breif an dat Christkind. Mama lees. As sei aober van dei Drillinge lees, ladde sei lut un sä: „Dat is aober rieklick, wat gi van dat Christkind verlangt.“ — Hubert Burwinkel

Breiw an't Christkindken

Et was Midde Dezember. Dei Bur Jan Eikholt köm nao Hus, dei Flinten ümhangen un dei Jagdtaschen an dei Siet, hei köm also van dei Jagd. Hei slurde mit dei Stäweln in dei Sietdörn. Korte Tied löter seet hei in den Sessel bi den warmen Aowen. —

Buten füng et an tau sneien, dicke Flokken tummelden vör dei Ruten daol. Jan seeg up dei groten Standuhr un sä vör sick hen: „Noch man fief Uhr, un et dunkelt all org.“ — Heide hörde dann Gaohn un Trappeln vör dat Fenster, dei Sneistorm dreef siene veier Kinner int Hus. Hei röp: „Kaomt al man in den Staoben, hier is et mollig warm.“ —

Sei kömen, Paula, dei all 'n paor Jaohr nao dei Schaule güng, dann Sefa, Hubert un Josef. Sei stünden erst üm den Aowen tau un wärmden sick dei Hanne, dann seeg Paula up den Papa un frög: „Schölt wi nich 'n Breif an dat Christkind schreiben? — Is all tain Daoge vör Wiehnachten.“

Sünnerklaos . . .

van Hajo Osterholt

*Sünnerklaos, nu hör eis tau,
wat ik di vertellen dau!
Dröff ik nich maol mit di gaohn?
Kunn vielleicht din Perd beslaon,
of di änners helpen gau —
wenn ik bloß mitkaomen dau!*

*Sünnerklaos, ik hebb mi dacht,
slööp der nich van leßde Nacht:
Wor du herkommst, is dat gaut!
Kauken, Näöte, Zuckerhaut
giff't dor un wat süß noch all — —
Och, ik würd vör Freude mall!*

*Sünnerklaos, hier is min Hand!
Nähm mi mit di in din Land!
Jung, dor würd ik lecker satt,
un ik mag so gerne wat!
Sünnerklaos, ik bün kin Sleef — :
För di wiß naug överbleef!*

„Wisse möt ji dat“, sä Jan, „änners weit da Christkind ja gaor nich, wat et jau bringen schall.“

Hei stünd up van sienen Sessel, stickde dei Petroleumlüchten an un söchde Papier ut dei Schriefkommoude un sä: „Nu schriefft man, dat Christkind kick tau.“ Dormit wiesde hei up dat Bild, dat baoben an dei Wand hüng, Madonna in den Sessel.

„Nä“, jammerde Sefa, „dor kiek ick nich hen, dei hillige Josef staiht dor achter in'n Düstern, un vör den bin ick bange.“

„Och, Sefa, dei hillige Josef mag ale artigen Kinner gern lien, jüst as hei dat Jesukind gern lien müg. Gi wät ja woll: Einmaol is hei mit Maria un dat Kind nao Ägypten lopen, dat dei böse Herodes dat Kind nich tou packen kreeg.“

Do klatterde dei lütke Josef up den Papa sien Knei un sä: „Papa, vertell us, wo sei mit den Äsel in dei Nacht weg trocken sünd!“

„Josef“, sä do dei Papa, „du hes 'n düchtigen Naomenspatron; den Weg nao Ägypten har ick maläwe nich funden. Aober dei Geschichte kann jou dei Mama bäter vertellen.“

„Dann vertell us doch dei Geschichte“, sä Sefa, „wor dat lütke Zägenlämmken sick vör den bösen Wolf rettet hef un in den Klockenkassen sprüng!“

„Nä“, lachde Jan, „dat weit dei Mama uck vull bäter as ick. Wenn sei mit dei Arbeit farig is, vertellt sei jau wat.“

„Was dat dann jüst sone groten Klocken as use?“ frög Josef un wiesde up dei Standuhr, dei dicht bi dat Sofa stünd.

„Jao, sicher woll.“ —

Papa har recht. Mama har ogenblicklick wat änners tau daun as Märchen tou vertellen. Sei was in dei Köken und besorgde för dei grote Familge dat Aobendäten. Van dei Daogesarbeit was sei all möü naug, un dorbi was sei sogaoor in annern Umständen; aober dat müss man ehr laoten: Sei was



Sitte und Brauchtum im Wechsel des Jahres

Wäperraut und Tunschere um die Jahreswende

Reich an Brauch und geheimnisvoll in der Darstellung war die Zeit der Zwölften: die Julzeit, der Middewinter vom 24. 12. bis zum 6. 1. Es ist jene Zeit, in der die Winterstürme heftig toben, die Tage aus dem Dämmern nicht herauskommen, Diele und Küche nur dürrtlig von Kienspan und Herdfeuer erhellt sind und keine Arbeit außerhalb des Hauses getan werden kann.

Da zog früher der Wilde Jäger mit seiner Jagd, Wodan auf weißem Pferde, in seinem Gefolge böse und gutmütige Gestalten. Von dem Geheimnisvollen ist heute nichts geblieben, kann auch nichts bleiben, seitdem das elektrische Licht hineinleuchtet oder Radio und Fernsehen die laute Welt in den Herdraum holen.

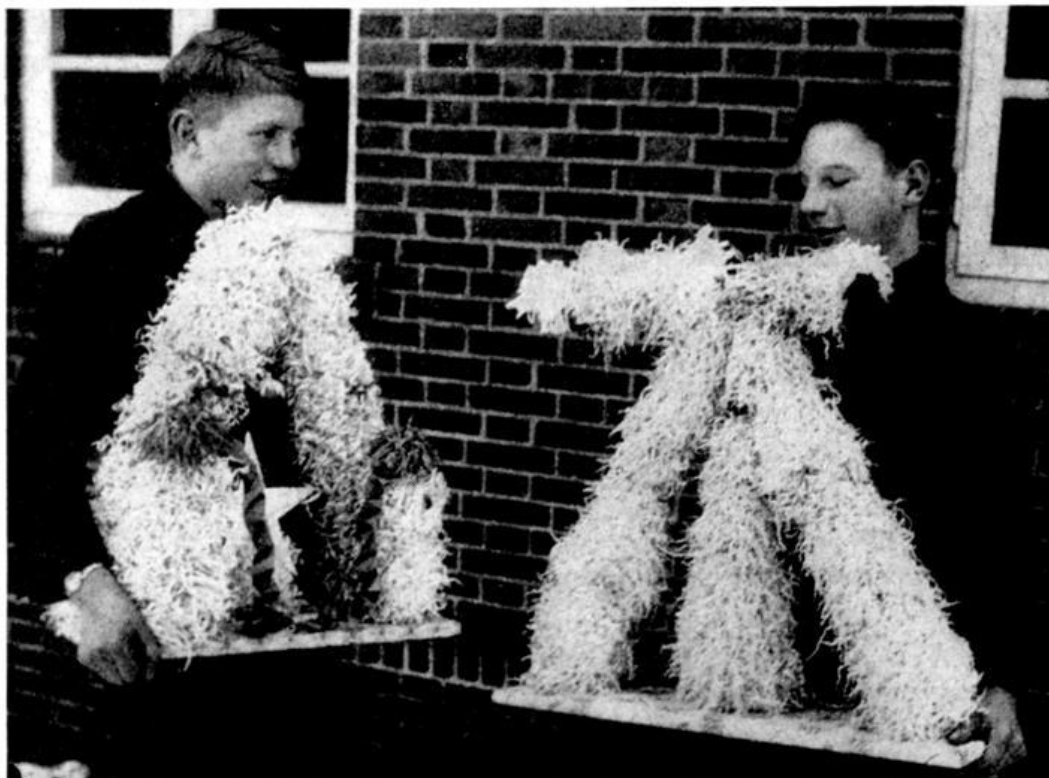
In dieser Zeit werden aber immer noch Wäperraut und Tunschere ausge tragen. Sacht und geheimnisvoll geschieht es. Nachbarn oder Freunde bringen sie am Silvesterabend in der Dämmerung irgendwie in das Haus, ohne daß der Bringer gesehen wird. Dabei ertönt der Ruf „Wäp! Wäp!“ oder „Tun! Tun!“ Sofort versuchen

die Hausbewohner, den Bringer zu haschen. Gelingt es, so wird er im Hause reichlich bewirtet. Es ist aber eine Ehre, unentdeckt zu entkommen. Am Vorabend des 6. Januar wird dann dem Schenker eine Tunschere oder Wäperraut als Dank zurückgebracht. Der Brauch ist Ausdruck guter, nachbarschaftlicher Beziehungen und will bestehende freundschaftliche Verbindungen enger knüpfen.

Die Umfrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland im Frühjahr 1964 über dieses Brauchtum hatte ein gutes Ergebnis. Mehr als 80 Antworten, meist recht ausführliche, sind eingegangen. 41 Lichtbilder und 12 Skizzen liegen vor. Vier Tunschere und Wäperraut konnten aufgestellt werden.

Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Artikels auf alle Einzelheiten einzugehen. Vieles bedarf auch noch der näheren Klärung. Folgendes darf hier festgestellt werden:

1. Aus allen Gemeinden des Landkreises Cloppenburg und der angrenzenden Bezirke liegen Berichte vor, die erkennen lassen, daß



Jungen aus Calhorn mit zwei „Wäpelrauten“

der Brauch im Oldenburger Münsterland fast ausschließlich im Landkreis Cloppenburg gepflegt wird. Das Austragen von Wäperraut und Tunschere in anderen Gegenden unserer engeren Heimat ist wohl darauf zurückzuführen, daß aus der Heimat Verzogene den Brauch eine Zeitlang am neuen Wohnsitz beibehalten. Die Grenze verläuft im Landkreis Cloppenburg durch die Gemeinden Cappeln und Emstek, angrenzend im Landkreis Vechta durch die Gemeinde Bakum (in Lüsche und Vestrup bekannt, in Hausstette nicht üblich). Weiter nach Westen ist die Sitte noch im Hümmling verbreitet. Auch aus diesem Raume liegt eine Reihe von Berichten mit Skizzen vor.

2. Alle Darstellungen lassen erkennen, daß in früheren Jahrzehnten stärker als heute Wäperraut und Tunschere geschenkt worden sind; aber die Annahme, daß der Brauch bereits vergessen wurde, ist kaum berechtigt. So sind in Bartmannsholte (Gemeinde Essen) 1959 noch sechs Hersteller dieser Gegenstände bekannt; 1964 hat ein Holzschuhmacher Tunschere angefertigt. In Hemmelte haben im Winter 1963/64 von 58 ansässigen Familien 24 eine Tunschere erhalten und die Kinder dieser Familien insgesamt 64 Tunschere weggebracht. In Ellerbrock (Gemeinde Markhausen) wurden zur gleichen Zeit 12 Wäperraut und 12 Tunschere verschenkt. Eine interessante Aufstellung erhielten wir aus Molbergen. Der Zimmerer- und Stellmachermeister Thöle führte über seine Arbeiten ein Tagebuch. Darin sind als Kurznotizen u. a. verzeichnet: 16. 20. 12. 1872 . . . und bei Thunschere Füße; 28. 12. 1872 nachmittags Thunschere; 30. und 31. 12. 1872 Thunschere in allen 24 Stück; 4. 1. 1873 . . . bei noch machen Tunschere; 31. 12. 1873 . . . Duschere gemacht; 31. 12. 1874 . . . und Tunscherrne; 30. 12. 1876 . . . im Hause bei Duhnscheeren gearbeitet, 4 Stück . . ." So berichtet der Meister bis zum 31. 12. 1909.

3. Die Bezeichnungen „Wäperraut“ (Wäpelraut, Weperraut) und „Tunschere“ werden nicht einheitlich verwendet. Das schließt nicht aus, daß ursprünglich jeder Gegenstand eine feste Bezeichnung hatte. Wahrscheinlich wurde die Wäperraut als Geschenk am Silvestertage ausgetragen und die Tunschere am Abend vor dem Dreikönigstag zurückgebracht. Heute wird nur noch an wenigen Orten zwischen Wäperraut und Tunschere streng unterschieden. Oft werden beide Bezeichnungen für denselben Gegenstand gebraucht. In einigen Orten ist nur eine Bezeichnung bekannt — ent-

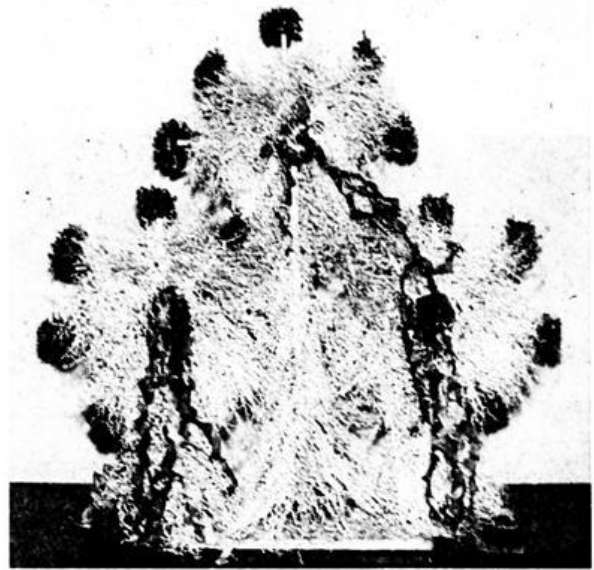


Abb. 1: Wäperraut aus Garrel

weder Wäperraut oder Tunschere. Der Ruf beim Überbringen ist dann „Tun! Tun!“, statt „Wäp! Wäp!“

4. Auch die Ausführung der Geschenke zeigt außerordentliche Vielfalt. Die Berichte lassen erkennen, daß der Gegenstand — im allgemeinen die Wäperraut — mit besonderer Mühe kunstvoll und reich verziert hergestellt wird (Bild 1, 2), andere dagegen einfacher gestaltet sind (Bild 3). Im Saterland ist die Tunschere ein Geschenk, hauptsächlich für den Haushalt — etwa eine Teekanne, Wäsche, Stöwken und dergl. In anderen Gegenden wird ein geschmückter Tanne- oder Wacholderzweig ausgetragen (Bild 4). Tanne, Wacholder und Stechpalme als immergrüne Pflanzen waren von alters-

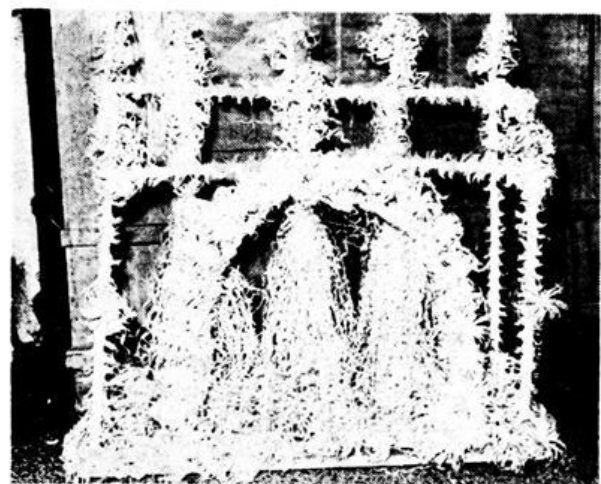


Abb. 2: Tunschere aus Hemmelte



Abb. 3: Tunschere aus Timmerlage
(Gemeinde Lastrup)

her im Brauchtum der kalten Wintertage Symbole des Lebens (Vergleiche die beiden Aufsätze der Kinder).

5. Vielfach werden die Gegenstände noch mit Beigaben bereichert. Diese sind allmählich hinzugefügt worden: Neujahrsbriefe, Geschenke, Tannenbaumschmuck, Süßigkeiten. Oft wird eine Kerze in die Wäperraut oder Tunschere gestellt, die beim Überbringen brennen muß, wohl auch ein Symbol der Sehnsucht nach Licht und Sonne.

Manches mehr wäre noch zu sagen über die Herstellung und die Herkunft der Namen der Gegenstände; davon soll ein Aufsatz später berichten. Der Vorstand des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland dankt allen Heimatfreunden, die durch ihre Mitarbeit die Sammlung des Materials ermöglichten.

Franz Kramer

Literatur:

- Strackerjan-Willoh, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Aufl., Oldenburg 1909, 2. Band S. 46—54
- Ludwig Averdam, Gebräuche zur Weihnachtszeit. Wäpelraut und Tunschere. Heimatblätter 1923, Nr. 12 und 1924 Nr. 1
- Albert Trautmann, Die Tunschere. Niedersachsen, 17. Jahrgang 1911/12, Heft 7 S. 197/198
- Die Wäpelraut, Heimatbuch „Der Hümmling“, herausgegeben 1929 vom Lehrerverein
- Dr. H. Clauss, Quakenbrück, Wepelraut und Tunschere im Kreise Bersenbrück, Heimatkalender für den Kreis Bersenbrück 1963

Meine Tunschere

(Bericht eines 12jährigen Jungen aus Calhorn)

Am Silvesterabend will ich dem Nachbarn eine Tunschere bringen.

Zuerst muß ich eine Tunschere machen. Ich hole einige glatte Weidenstäbe. Sie müssen astfrei sein. Dann schäle ich sie und trockne sie hinter dem Herd. Nach drei bis sechs Tagen kann man mit dem Kräuseln anfangen. Man nimmt ein sehr scharfes Messer und steckt auf die Spitze ein kleines Stück Holz. Dann zieht man vom dünnen zum dicken Ende einen feinen Faden, der sich blitzschnell kräuselt. Wenn die Stöcke fertig sind, nimmt man ein kleines Brett und setzt die Stöcke darauf. Zuletzt wird die Tunschere mit bunten Schleifen und einigen Süßigkeiten geschmückt.

Nun kommt der Silvesterabend. Ich gehe mit meiner Tunschere zum Nachbarn. Dort beobachte ich, ob jemand auf der Lauer steht. Mit einer Hand mache ich die Tür auf und mit der anderen schiebe ich die Tunschere ins Haus. Dann rufe ich „Wäp, wäp“ und laufe davon. Wenn nämlich der Nachbar mich faßt, muß ich mit ihm kommen.

Manchmal hat man Glück, dann ist man eher zu Hause, bevor der Nachbar einen fassen kann. Der Nachbar muß einen Tag vor Heiligen-Drei-Könige eine Tunschere wieder zurückbringen. Theo Pohlmann

Wäp! Wäp!

(Bericht einer Schülerin der Volksschule Friesoythe)

Es ist in unserer Heimat ein alter Brauch, zu Silvester einen „Wäp! Wäp!“ zu Bekannten oder Verwandten zu bringen. Am Vorabend des Festes Heilige-Drei-Könige bekommt man von diesen einen „Wäp! Wäp!“ zurück. Dieser alte und sehr nette Brauch schließt heutzutage immer mehr aus. Für die kleineren Kinder ist der Wäp! Wäp! eine große Freude; mit Hilfe der Großen arbeiten sie einen einfachen Wäp aus. Er besteht aus einem Holzbrett, das schön mit Papier umklebt wird. In dem Brett befinden sich vier Löcher. Zwei biegsame Stöcke wer-

den mit Seidenpapier umwickelt. Überkreuz werden sie dann in die Löcher gesteckt. Durch ein paar Kleinigkeiten wird noch alles verziert. Gern hängt man noch einige Süßigkeiten hinein. Wenn die Großen einen Wäp! Wäp! bringen, lassen sie es sich etwas kosten. Meine Eltern bekamen einen sehr schönen. Auf einem ovalen Brett waren am Rand in kleinen Abständen Löcher gearbeitet; in diese waren Stöcke, die mit Seidenpapier umwickelt waren, gesteckt. Ein großer Storch, der an beiden Seiten befestigt war, diente als Traghenkel. Am Henkel war eine große Schleife. Dieser Wäp! Wäp! war mit allen möglichen Leckereien gefüllt.

Diejenige oder derjenige, der einen Wäp! Wäp! wegbringen will, muß ihn in die Küche des anderen stellen, „Wäp! Wäp!“ rufen und sich so schnell wie möglich davonmachen. Der andere muß sich auf die Socken machen, um den Bringer einzuholen. Schafft er es, so geht der Gefangene mit in das Haus und wird hier bewirtet. Für den Bringer ist es eine überaus große Freude, davonzukommen. In den meisten Fällen aber wird er gefangen. Die Leute bewirten ihn mit Neujahrskuchen und Tee. Viele Leute legen sich auf die Lauer, wenn sie wissen, daß sie einen Wäp! Wäp! bekommen; das ist eigentlich nicht erlaubt. Es wird auch immer wieder versucht, mit vielen Kniffen den Wäp! Wäp! in das Haus zu schmuggeln.

Ilse-Dore Banemann



Abb. 4: Tunschere aus Peheim

Volkstum als lebendige Auswirkung des organischen Prinzips im Gemeinschaftsleben

(Zu einem Aufsatz von Anton Heinen aus dem Jahre 1921)

In der Festschrift „Soziale Arbeit im neuen Deutschland“, die im Jahre 1921 zum 70. Geburtstag von Franz Hitze von seinen Freunden und Mitarbeitern als Festgabe im Volksvereinsverlag in Mönchengladbach herausgegeben worden ist, hat Rektor Heinen den Aufsatz „Volkstum als lebendige Auswirkung des organischen Prinzips im Gemeinschaftsleben“ beige-steuert.

Anton Heinen, geboren 1869 und als Pfarrer von Bickelrath im Jahre 1934 gestorben, wirkte von 1909 bis 1933 im Volksverein für das katholische Deutschland. Seine Abhandlung über das Volkstum ist auch heute nach mehr als 40 Jahren in seinen Grundgedanken für Sein und Werden des Volkstums wichtig. Der Vortrag ist nicht

mehr im Buchhandel erhältlich; deshalb werden im folgenden die Grundgedanken des Referates wiedergegeben.

Das Volkstum ist kaum abstrakt-wissenschaftlich zu definieren; wir suchen auch nicht nach einem wissenschaftlichen Schema des Volkstums, und es ist vielleicht richtig, zu sagen, daß es so viel Volkstümer gibt, als Völker und Volksstämme bestehen. „Im Volkstum wirkt sich das Schicksal aus, das durch Herkunft und Blut, Klima und Wohnsitz, Nachbarn und Feinde, und ich weiß nicht was für andere Faktoren bedingt ist, das aber für jedes Volk, ja, für jeden Volksstamm ein anderes ist. Jedes Volkstum hat seine eigene Seele und stellt deshalb auch sein Leben nicht als Schema, son-

dern als Eigenleben dar.“ Volkstum ist nie etwas Starres und Abgeschlossenes; es entsteht in einem ständigen Werden und Sich-erneuern. Wesentlich sind die religiögefühlsmäßigen Bindungen.

Volkstum findet in der alten Siedlungsform deutlichen Ausdruck; dort lebt und wirkt noch urtümlich das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft, das in der religiösen Haltung der Mitglieder verankert ist. Bei den Alten war Mittelpunkt die der Gottheit geweihten Gemeinschaftsstätte im Hain, am Opferstein oder im Tempel — in jüngerer christlicher Zeit das Gotteshaus, die Kirche, und um sie herum die Begräbnisstätte der Toten. In der Siedlung wurde noch lange Zeit unter freiem Himmel Gericht gehalten. Um die Stätten des Gemeinschaftslebens ordnen sich immer mehr die Wohnhäuser und Stallungen.

„Die Siedlung ist gleichsam die äußerlich sichtbare Form und Hülle, die sich das volkstümliche Gemeinschaftsgefühl geschaffen hat. In ihrem Innern aber webt und waltet jenes unsagbare Geheimnisvolle, das als Ergriffenheit, als unverbrüchliches, heiliges Gesetz, als Liebe die Glieder der Gemeinschaft zu einem organischen Ganzen, zu einem neuen Individuum, zu einer transzendentalen Einheit zusammenbindet.“

Die Keimzelle des Volkstums ist die Familie, die Urgemeinschaft, die von Vertrauen, Liebe und Bejahung der Mitglieder zueinander getragen wird. Familie bedeutet nicht nur Wurzel in der Vergangenheit, sondern auch Verantwortung für die Zukunft. So schafft sie als lebendige Idee Überlieferung und bedeutet Schicksal. Jede Einzelfamilie trägt wichtige Lebensmerkmale menschlicher Gemeinschaft; Bräuche und Sätze, die sie umgeben und umhegen, sind allen Mitgliedern heilig und für sie verpflichtend.

Familien schließen sich zu größeren Gemeinschaften zusammen, zur Nachbarschaft, zur Dorfgemeinschaft. „Familie, Nachbarschaft, Dorf sind unmittelbar anschauliche Kreise des Volkstums. Sie haben ihr eigenartiges Gepräge in Dialekt und Brauch, das sie selbst von der benachbarten Dorfgemeinschaft abhebt.“ All diese Formen sind aus einem religiösen Urerlebnis gewachsen; nur so ist die Einheit geworden und die Verpflichtung echter Bindung füreinander und zueinander. „Solange es noch echtes, organisch gewachsenes Volkstum, besonders auf dem Lande, gab, schloß sich die kleine Gruppe zusammen zur Nachbarschaft. Hier

offenbaren sich wiederum alle Zeichen echter Gemeinschaft: das Nachbarschaftsverhältnis ist im Wesen religiös und deshalb aller individuellen Willkür entrückt. Es hat sich ein überaus strenges, heiliges Gesetz der Nachbarschaft herausgebildet, das gemeinsame religiöse Feier, gemeinsame Freude und gemeinsames Leid und unbedingte Hilfsbereitschaft in allen Nöten und Wechselfällen des Lebens zur Gewissenpflicht macht.

Besonders an den großen Wendepunkten des Lebens: bei Geburt, Hochzeit und Tod, tritt das Gesetz der Nachbarschaft auf. Wo es ruft, da schweigt alle Feindschaft, da erlischt jahrelanger Hader, vielleicht um nach Erfüllung des heiligen Gesetzes in aller Hefigkeit sofort wieder in sein Recht zu treten. Dieses religiöse Gesetz der Nachbarschaft ist nicht etwa von der Kirche eingeführt und sanktioniert. Es entstammt dem Volke selbst, dieses wacht darüber, und jedes Glied der Nachbarschaft wächst in dasselbe wie in etwas durchaus Gegebenes und Selbstverständliches hinein. Das ist Schicksal. Die Kirche hat hier urmenschliches Erbgut übernommen und gehütet.“

Die Dorfgemeinschaft als die der Nachbarschaft übergeordnete Form feierte das Hauptfest — die Kirmes oder Kirchweih — ursprünglich als religiöses Fest. Der Einsatz einer für alle in Not und Gefahr, bei Katastrophen durch Feuer und Wasser verleugnen nicht die religiöse Grundhaltung. Aus diesen Gemeinschaften haben sich dann die größeren und höheren bis zu den staatlichen Gebilden entwickelt. Auch hier bleibt Volkstum nur lebendig, wenn es sich aus den Quellen erneuert und festigt.

Was für das Land die Nachbarschaft ist, das wurden für die Städte die Zünfte und Gilden. Das städtische Volkstum wachte über seine Freiheit und schuf aus dieser Haltung die Dome, Rathäuser und Zunftstätten. Dieses Streben führte im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte zur Verknöcherung, zur seelischen Verarmung. So kam es, daß allmählich das Volkstum im Absolutismus und im modernen Liberalismus seinen Einfluß verlor; es zog sich in seine ursprüngliche Sphäre — in das Bauerndorf, in die Spinnstube — zurück und blieb wirksam im Volkslied und Volksmärchen, in Legenden und Sagen.

Auch im dörflichen Leben haben kapitalistische und individualistische Tendenzen das bodenständige Volkstum in eine schwere Krise gebracht. Heinen, der die Entwicklung nach 1933 und 1945 nicht mehr erlebt hat,

wirft 1921 die Frage auf, ob es noch Sinn habe, im Zeitalter der Großbetriebe und der Maschinen vom Volkstum zu träumen und zu reden. Sicher ist, daß ein Volkstum, das zugrunde gegangen ist, nicht wieder lebendig zu machen ist; ein neues Volkstum muß z. T. aus neuen Quellen geboren werden. „Ein gelehrter Heimatabend, ein ‚historischer‘ Festzug zeugt nicht mehr von schöpferischer Urkraft, sondern nur von Gelehrsamkeit; ist kein Ausdruck eines Volkstums, sondern im besten Falle ein Schauspiel aus vergangenen Zeiten, während echtes Volkstum aus einer Ewigkeit und einer Gegenwart schöpft und sich um Kostüm und historischen Aufputz nicht kümmert. Auch neues Volkstum läßt sich nicht machen, nicht mit Parlamentsbeschlüssen und nicht mit Schulreformen. Volkstum ist Gabe, ist Gnade, ist Leben, und deshalb ist seine Erneuerung der menschlichen Willkür entzogen.“

Die Erneuerung des Volkstums kann nur still und unbemerkt wie alles organische Leben werden und sich entfalten; Keime und Triebkräfte finden im Religiösen sicheren Nährboden. Deshalb knüpfen auch Erneuerer der Religion an Reste des Volkstums an; eine neue Flamme kann aus den in der Asche glimmenden Funken geweckt werden. Ein Zweites ist wichtig: Volkstum kann sich nur erneuern, wenn die Familien im alten Geiste gefestigt, der Familiensinn gestärkt und die Verpflichtungen den Familien gegenüber wieder anerkannt und geachtet werden. „Hier allein ist eine lebendige, erweckende Aussprache, ein Erwecken des schöpferischen Willens möglich. Hier allein können jene Seelenkräfte lebendig und gepflegt werden, welche die schöpferische Kraft, das ‚heilig Müssen‘ von Vater und Mutter bedingen. Hier allein kann der lebendige Organismus ‚Familie‘, dieses Geheimnis mit seinem intimen Eigenleben, zur Entfaltung kommen.“

Erneuerung des Volkstums bedeutet Schaffung einer neuen Heimat. Der Großstadt ist es nicht gelungen, ihren Bewohnern das Gefühl des Geborgenseins zu geben. Heimat setzt unter anderen voraus, daß der Raum Charakteristisches besitzt, auf das der Mensch stolz sein kann: Bauten und Denkmäler, Grünflächen und Gärten — ferner daß die Bewohner in lebendigem Schicksal mit den Berufsgenossen, den Mitbürgern, den Mitbewohnern leben. Heinen glaubt, daß die



Jungen der Naturschutz-Jugendgruppe aus Dinklage am Deseumstein bei Emstek (alte Gerichtsstätte).
Aufn. Dieter Heitmann

Standesvereine es als ihre Aufgabe ansehen müßten, das Erlebnis der Zusammengehörigkeit der Stände und Gruppen zueinander, die Gemeinschaft eines Schicksals neu zu schaffen und innerlich zu festigen.

Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit den Gedanken: „Wenn sich das deutsche Volk einmal als Lebendiges, als Gemeinschaft des Volkstums wiedergefunden haben würde, dann wäre der Zeitpunkt gekommen für die neue, organische Demokratie. Dann würde das Staatswesen nicht mehr der Beamtenmechanismus sein, sondern die aus der lebendigen Wechselbeziehung der Stände und Stämme herausgewachsene Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, in der jeder sich erlebt als lebendiges Glied des großen Ganzen und jeder seine höchste Lebensaufgabe darin sähe, dem großen Ganzen in Hingabe, Liebe und Treue zu dienen.“

Franz Kramer

Wachsen uns die Kinder über den Kopf?

Eine schon sehr alte, immer wieder gerne gebrauchte Redewendung lautet: „Die Kinder wachsen uns über den Kopf.“ Man wollte und will mit ihr symbolisch, d. h. bildnishaft zum Ausdruck bringen, daß die jeweils heranwachsende Generation sich in ihren Ansichten und Einstellungen dem Leben gegenüber allzu früh unabhängig zu machen versucht, nicht selten in einer Art und Weise, die die Kritik der Erwachsenen herauszufordern geeignet ist.

Nun bahnt sich aber seit einiger Zeit eine Entwicklung an, die der vorstehend zitierten Redewendung eine höchst eindrucksvolle und anschauliche, ja geradezu wörtlich zu nehmende Wirklichkeit verleiht: Die Menschen der Gegenwart werden nicht nur älter, sondern ihre Entwicklung läuft auch beschleunigter ab, und ihr Längenmaß nimmt durchschnittlich zu.

Tatsachen und Gründe der Entwicklungsbeschleunigung

Die ersten Beobachtungen über diese erstaunliche, auch „Entwicklungsbeschleunigung“ (Eb.) genannte Erscheinung reichen weiter zurück. In Schweden wurde schon während 1841—1870 eine durchschnittliche Zunahme von 2 cm der Körperlänge bei den Rekruten festgestellt. In Holland waren nach einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1930 von den 19jährigen Soldaten 1865 noch 10,67 % unter 1,65 m groß, 1929 nur noch 1 %. 1865 wurden dort 24,61 % für größer als 1,70 m befunden, 1929 betrug dieser Prozentsatz fast 60 %. Ähnliche Mitteilungen liegen aus Deutschland, Norwegen, Dänemark, Österreich, Italien, Belgien, Frankreich, Schweiz, Rußland, ja sogar Japan vor.

Es lag nahe, diese Untersuchungen an körperlich fast ausgereiften Menschen auch auf andere, noch in der Entwicklung befindliche Menschengruppen auszudehnen. 1935 stellte ein Leipziger Schularzt, der sich zum Vergleich auf Zahlenmaterial stützen konnte, das bis 1889 zurückreichte, auf Grund von Untersuchungen an vielen Tausenden Leipziger Schulkinder fest, daß die Größen- und Gewichtszunahmen am Ende des Volksschulalters bei Knaben durchschnittlich bis 8,9 cm und 8 kg, und bei Mädchen bis 11,6 cm und 11,1 kg betrugen. Gleiche Erfahrungen machte man auch in Stuttgart, Karlsruhe, Hamburg, Berlin und in anderen Städten.

Es ergab sich aber noch eine weitere Überraschung: Auch der Ablauf der körper-

lichen Reifeentwicklung (Stimmbruch, Eintritt der 1. Regel usw.) verlief beschleunigt, und zwar setzte der Reifebeginn durchschnittlich etwa zwei Jahre früher ein gegenüber den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang bedarf noch besonderer Erwähnung, daß die Eb. ein abgestufter Vorgang ist, der vom Lande in Richtung Stadt zunimmt. Bei den sozial gehobenen Kreisen der großstädtischen Bevölkerung, spez. den Schülerinnen und Schülern der höheren Lehranstalten, tritt er am stärksten in Erscheinung. Selbst bei Säuglingen und Kleinkindern hat man in den letzten 40 Jahren hinsichtlich Größe und Entwicklung, ja sogar hinsichtlich des Zahnens festgestellt, daß die Eb. ganz allgemein nach den Worten eines ihrer besten Kenner, des deutschen Professors Bennholdt-Thomsen „eine unbestreitbar hinzunehmende Gegebenheit der Gegenwart“ ist.

Entsprechenden Untersuchungen und Vergleiche im Raume des Oldenburger Münsterlandes würden auch höchst wahrscheinlich zu ähnlichen Ergebnissen führen. Diese Auffassung vertritt ich auf Grund meiner diesbezüglichen umfangreichen Erfahrungen und Beobachtungen, wenngleich mir bisher die Zeit fehlte, diesem Problem mit der gebotenen wissenschaftlichen Gründlichkeit nachzugehen. Es wäre aber sehr wünschenswert, daß sich ein Bearbeiter dieses Fragenkomplexes fände.

Über die Ursachen der Eb. gibt es zahlreiche Theorien, deren Aufzählung im einzelnen hier zu weit führt. Den größten Anklang hat folgende Auffassung gefunden: Die Unterschiede in der Eb. zwischen einerseits Land und Stadt, andererseits den sozialen Schichten der Stadt sind Folge einer durch Auslese entstandenen Bevölkerungsschichtung. Diese hat sich dadurch ergeben, daß ein ganz bestimmter Menschentyp in die Stadt zieht, nämlich der Typ der lebhafteren, unruhigeren, reizempfindlicheren, aber auch interessierteren und begabteren Menschen. Gleiche Wettbewerbs-Vorgänge spielen sich dann innerhalb der Stadt beim sozialen Aufstieg erneut ab. Die mit solcher Reizempfänglichkeit besonders ausgestattete Bevölkerung steht nun fortwährend unter der Entwicklung der vielen uns bekannten Reize, im besonderen optischer und akustischer Art, von denen wir ja alle tagtäglich umgeben sind. Je nach Intensität wird da-





Wi werd afknipst!

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

durch eine entsprechend unterschiedliche, mehr oder minder gesteigerte Eb. ausgelöst.

Spannung zwischen körperlicher Entwicklungsbeschleunigung und geistig-seelischer Entwicklung

Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß mit der körperlichen Eb. auch die geistig-seelische Entwicklung Schritt halten würde. Hier ist allenfalls das von früher gewohnte Zeitmaß, sehr oft aber sogar eine Verzögerung gegenüber früher zu beobachten. Nicht als ob in diesen Fällen von einer Minderbegabung oder gar von Schwachsinn gesprochen werden könnte. Jedoch das Kind bleibt eben zu lange „Kind“.

Das zeigt sich besonders, wenn es eingeschult werden soll. Es kann dann den wichtigen Schritt vom Spielkind zum Schulkind — eines der eingreifendsten Ereignisse im Leben eines jeden Menschen — nicht vollziehen, weil es noch zu sehr in seiner Spielwelt lebt. Daher die häufigen Warnungen von Pädagogen und Ärzten vor zu früher Einschulung im Einzelfalle, daher aber auch der oft gehörte Ruf nach späterer Einschulung

als bisher, und zwar generell erst mit sieben statt mit sechs Jahren. Die jährlichen Zurückstellungen wegen körperlicher und geistiger Unreife sind beachtlich hoch. Ich weiß das aus eigener Erfahrung als langjähriger Schularzt des Kreises Vechta. Aber es ist leider oft schwierig, die Eltern davon zu überzeugen, daß die Zurückstellung ihrer Kinder aus rein gesundheitlichen Erwägungen erfolgt.

Erfahrene Pädagogen berichteten über Beobachtungen an später eingeschulten Kindern. Ihre Erfahrungen haben ergeben, daß solche Kinder auf Grund ihres Alters leichter die gestellten Aufgaben meisterten. Sie begriffen auch schneller und gleichzeitig überzeugter den zu bewältigenden Lernstoff.

Nach der Entlassung aus der Schule und beim Eintritt ins Erwerbsleben ist bei vielen jungen Menschen die verzögerte geistige Entwicklung manchmal besonders auffällig. Von 15jährigen Mädchen hört man nicht selten: Äußerlich sehen sie schon aus wie reife Frauen; in Wahrheit sind sie seelisch und dem Herzen nach noch reine Kinder. Ähnlich lauten Klagen über die Knaben. Vor

einigen Jahren berichtete das Kuratorium der Deutschen Seemannsschule zu Hamburg über das Versagen körperlich gut entwickelter Jungen im Alter von 15 bzw. 16 Jahren: Es fehlte ihnen die nötige geistige Reife, um sich auf den Dienst einzustellen. Wörtlich heißt es: „Schon bei ganz geringfügigen Anlässen verloren sie die Haltung und brachen hemmungslos in Tränen aus.“

Das neuerdings eingeführte 9. Schuljahr wird in seiner Notwendigkeit angesichts der stürmischen Entwicklung auf allen Gebieten wohl von allen Einsichtigen bejaht. Es kann jedoch seine eigentliche Wirksamkeit und damit seine tiefere Bedeutung wohl erst nach der allgemeinen Heraufsetzung des Einschulungsalters um ein Jahr entfalten und erfüllen. Selbst dann dürfte der geistige Reife prozeß bei vielen Mädchen und Knaben noch nicht gänzlich abgeschlossen sein. Wir erleben also eine Wesensänderung der Menschen unserer Zeit in größtem Ausmaße. Darüber wäre noch vieles zu sagen. Sie wird uns jedenfalls auch im Oldenburger Münsterlande noch vor mannigfache Probleme medizinischer, ethischer und gesellschaftlicher Art stellen. Die erfolgreiche Lösung des Problems ist nur durch gemeinsame Anstrengungen aller betroffenen und beteiligten Personenkreise: Ärzte, Theologen, Biologen, Pädagogen, Juristen, Psychologen, Soziologen — und nicht zuletzt der Eltern — möglich. Dr. med. Edmund Zimmermann

Kinnertied

van Erika Täuber

As wi domaols Kinner wör'n,
wör'n wi lütke un fein,
palsk'den in den Waotergraoben
mit use blote Bein,
füngen uk woll Stäkelstangen
in ein lütke Fatt;
wassen pudelnatt dei Kleder —
och, wat scherd' us dat!

As wi domaols Kinner wör'n,
wör'n wi lütke un dumm;
güngen bi de Stickleberen,
güngen bi de Plum;
kröpen dör ein lütke Lock
in dei Tackelhäg,
keek dann üm dei Eck en Stock,
wör'n wi lang all weg.

As wi domaols Kinner wör'n —
och, wat wör't doch schön! —
Lachte hell dei Sünn van baoben,
un dei Welt was grön.
Doch, nu sünd wi öller worn,
un dei Welt werd grau.
Schao — dei schönen Kinnerjaohre
loopt doch väl tou gau!

Berufsmöglichkeiten für Jungen und Mädchen

im Kreise Vechta

Jede Arten von Schulen und künftiger Beruf hängen miteinander zusammen. Alle Bildungsstätten bedeuten irgendwie Vorbereitung auf die praktischen, theoretischen und wissenschaftlichen Berufe. Der junge Mensch, der vorm Verlassen irgendeiner Schule steht, und auch dessen Eltern möchten natürlich gern wissen, welche Möglichkeiten ihm mit dem Abschlußzeugnis dieser Schule offenstehen. Darüber hinaus gilt das verstärkte Interesse jener Frage, welche Eigenschaften in diesem oder jenem Berufe gefordert werden und wann die Ausbildung abgeschlossen ist.

All diese Fragen versucht der folgende Grundriß im wesentlichen zu beantworten. Es sind hauptsächlich solche Berufe ausgezeichnet, für deren Vorbildung in unserem

Kreise Schulen vorhanden sind. Dabei sollen nur die Möglichkeiten, nicht die Aussichten der verschiedenen Berufe aufgezeigt werden. Einzelheiten darüber können beim Arbeitsamt — Abteilung Berufsberatung — in Erfahrung gebracht werden.

Berufsmöglichkeiten für Volksschulabgänger

Nach dem Abschluß des 9. Volksschuljahres besteht grundsätzlich die Möglichkeit, in der heimischen Industrie, im Handwerk, im Handel und in der Landwirtschaft tätig zu werden:

In der Industrie und im Handwerk beginnen die jungen Menschen überall als Lehrlinge, die während ihrer Berufsausbildung eine Berufsschule besuchen müssen. Der Kreis Vechta verfügt über ein



gut durchgegliedertes Berufsschulwesen mit vielen Fachklassen. Der Maurer, der Friseur, der Industriekaufmann, der Lebensmittelhändler, der Landwirt u. a., sie alle können sich in Fachklassen das für ihren Beruf notwendige Wissen zusätzlich zum praktischen Können aneignen. Den Abschluß der Lehre bildet in jedem Fall die Gesellen- bzw. Gehilfenprüfung.

Weiterbildungsmöglichkeiten für technische Berufe bestehen auf der Berufsaufbauschule in Lohne, die aber den Besuch der Pflichtberufsschule nicht ersetzt. Dort können die Schüler (nach 2 Semestern bei der Berufsaufbauschule in Tagesform, nach 6 Semestern bei der Berufsaufbauschule in Abendform) die Reife einer technisch ausgerichteten Berufsaufbauschule (Fachschulreife) erwerben. Diese berechtigt dann zum Besuch der Ingenieurschule (zum Beispiel in Oldenburg) oder vergleichbarer Bildungseinrichtungen.

Die gleiche Aufstiegsmöglichkeit über kaufmännische Berufsaufbauschulen besteht im Kreise Vechta noch nicht (Osnabrück zum Beispiel hat diese Möglichkeit).

Für junge Menschen mit hervorragender Begabung gibt es heute Möglichkeiten, über sogenannte Kollegs (zum Beispiel in Oldenburg und Braunschweig) in Abend- oder Tagesschulen Hochschulreife zu erwerben. Die Anforderungen, die hier an Intelligenz, Ausdauer, Fleiß, an leibliche und seelische Gesundheit gestellt werden, sind so groß, daß nur wenige die Strapazen ertragen und zum Erfolg kommen. Erforderlich für den Besuch eines derartigen Kollegs ist zunächst eine abgeschlossene Berufsausbildung und Bewährung im Beruf, weiterhin eine selbständige Weiterbildung über die Grenzen des Berufs hinaus (Berufsaufbauschule). Überdies werden Grundkenntnisse im Englischen und in der Mathematik verlangt. Außerdem muß der Kandidat das 20. Lebensjahr erreicht haben. Bei Vorliegen all dieser Voraussetzungen kann er nach bestandener Aufnahmeprüfung das Kolleg besuchen. Die Ausbildung dort ist kostenlos. Die Lehrmittel werden gestellt.

Bei einer guten abgeschlossenen Fachschulausbildung und entsprechend langer praktischer Tätigkeit besteht aufgrund des heutigen Lehrermangels noch die Möglichkeit, nach erfolgreicher Ablegung einer Aufnahmeprüfung die Pädagogische Hochschule zu besuchen. Dies gilt für Jungen und Mädchen.



Unsere Katzenfamilie
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Landwirtschaftliche Fortbildungsmöglichkeiten

Die heimische Landwirtschaft bietet den Volksschülern die Möglichkeit, eine dreijährige Lehrzeit mit gleichzeitigem Besuch der Landwirtschaftlichen Berufsschulen in Vechta, Lohne oder Damme durchzumachen. Landwirtssöhne haben neben zweijähriger Ausbildung im geeigneten väterlichen Betrieb mindestens ein Jahr Fremdlehre in einem anerkannten Lehrbetrieb abzuleisten. Berufsanwärter, die bei Beginn der Lehre das 18. Lebensjahr vollendet haben, und solche mit Mittelschulabschluß oder entsprechender höherer Schulbildung können auf Antrag nach zweijähriger Lehrzeit zur Prüfung zugelassen werden. Die Lehrzeit wird abgeschlossen durch die Prüfung zum Landwirtschaftsgehilfen.

Landwirtschaftliche Gehilfen, die später die Meisterprüfung ablegen wollen, müssen ihr praktisches Können und das fachliche Wissen durch eine sechsjährige Tätigkeit in verschiedenen gearteten Landwirtschaftsbetrieben erweitern und hierdurch in die Lage versetzt werden, später einen landwirtschaftlichen Betrieb nach neuzeitlichen Gesichtspunkten selbständig zu leiten bzw. diese Fertigkeiten auch anderen zu übermitteln. Für Meisteranwärter besteht

Fachschul-Pflicht. Der Besuch von landwirtschaftlichen Fach- und Hochschulen, einschließlich der Teilnahme an berufsfördernden Lehrgängen bis zur Gesamtdauer von drei Jahren, ist auf die Gehilfenzeit anrechnungsfähig. Als Fachschulen kommen in Frage die Landwirtschaftsschulen mit Unterricht in zwei Winterhalbjahren und die Höheren Landbauschulen mit einjähriger Unterrichtsdauer. Danach kann die Prüfung zum staatlich geprüften Landwirt abgelegt werden.

Die Mädchen können auf dem gleichen Wege Meisterinnen der ländlichen Hauswirtschaft werden (Landfrauenschule in Vechta). Staatlich geprüfte Landwirte mit Eignungsvermerk für die Ausbildung zum Landwirtschaftlichen Berufsschullehrer (ebenso ländliche Hauswirtschaftsgehilfinnen) können nach einer wissenschaftlich- und praktisch-pädagogischen Ausbildung die Staatsprüfung für das Lehramt an Landwirtschaftlichen Berufsschulen ablegen (Dauer ein bis zwei Jahre; Möglichkeiten in Wilhelmshaven, Gießen, Stuttgart und München). Einen ähnlichen Bildungsweg haben die Gärtner über die Gartenbauliche Fachschule.

Ausbildungswege der Berufsfachschulen

Volksschulabgänger können auch noch reine Berufsfachschulen besuchen. Diese sind berufsvorbereitende Schulen, während die Berufsschulen berufsbegleitende Schulen sind.

Solche Fachschulen bestehen im Kreise Vechta auf dem gewerblichen Sektor vorerst nicht. Auf dem kaufmännischen Sektor ist die zweijährige Mittlere Handelsschule in Lohne vorhanden. Abgänger dieser Schule finden Beschäftigung in Wirtschaft und Verwaltung (Industrie, Gemeindebüros, Kreisämter, Finanzämter, Amtsgerichte), machen eine verkürzte Lehre (zweieinhalb Jahre) und sind vom Berufsschulbesuch befreit. Anschließend kann eine Wirtschaftsoberschule, die neuerdings auch für Lohne geplant wird, besucht werden.

Weitere Berufsfachschulen, d. h. Schulen, die für einen bestimmten Beruf vorbereiten, gibt es im Kreise Vechta nach abgeschlossenem Volksschulbesuch noch für Mädchen in Holdorf und Lohne, und zwar die Berufsfachschulen für Kinderpflegerinnen. Voraussetzung für den Eintritt in eine derartige Schule ist der 9jährige Besuch einer Volksschule oder das Abschlußzeugnis einer Haus- oder Landwirtschaftlichen Berufsschule (Lohne, Vechta), oder einer einjähri-

gen Haushaltsschule, oder einer Landfrauenschule (Vechta), oder einer zweijährigen Hauswirtschaftslehre.

Schülerinnen der Berufsfachschulen erwerben nach zweijähriger Schulzeit mit staatlicher Abschlußprüfung und anschließend dem praktischen Jahr die Berechtigung zur Ausübung des Berufes der Kinderpflegerin und der Haushaltsgehilfin. Gleichzeitig schafft diese Schulung die Vorbedingung zur Erlernung eines sozialen Berufes, wie Kindergärtnerin, Volkspflegerin, Hortnerin und ähnl.

Überdies bestehen für Mädchen mit Volksschulbildung Möglichkeiten, ein- oder mehrjährige Hauswirtschaftsschulen (Lohne, Vechta) zu besuchen. Der einjährige Besuch einer Hauswirtschaftsschule führt zur Berufsschulfreiheit. In Damme und Vechta (St. Marienhospital) bestehen außerdem Krankenschulgeschulen.

Berufsmöglichkeiten der Mittelschulen und der Höheren Schulen

Für die Absolventen einer Mittelschule (Mittelschule für Jungen in Damme und Lohne, Mittelschule für Mädchen in Damme und Lohne, Mittelschule für Jungen und Mädchen in Vechta und Dinklage) bestehen natürlich genauso wie für Volksschulabgänger die Möglichkeiten, im Gewerbe, in Wirtschaft und Verwaltung unterzukommen und eine Lehre mit Lehrabschluß durchzumachen.

In der Verwaltung ist die mittlere Reife Vorbedingung für die mittlere und gehobene Laufbahn. Mittelschulabgänger können weiterhin nach einjährigem Praktikum die Techniken besuchen und Ingenieure werden. Ein Abschluß mit dem Ergebnis „gut“ berechtigt zum Hochschulbesuch. Außerdem ist Mittelschulreife Vorbedingung für den Besuch einer Höheren Handelsschule, die als Berufsfachschule die Tätigkeit in Wirtschaft und Verwaltung vorbereitet, und für den Besuch der Wirtschaftsoberschule. Das Abitur dieser Schule berechtigt zum Studium wirtschaftswissenschaftlicher Fächer an unseren Hochschulen (zum Beispiel Volkswirtschaft, Dipl.-Handelslehrer, Dipl.-Kaufmann) und zum Besuch der PH. Abgänger einer Wirtschaftsoberschule sind aber auch gesuchte Kräfte in der Wirtschaft und in der Verwaltung.

Zur Revierförsterlaufbahn kann zugelassen werden, wer das Abschlußzeugnis einer Mittelschule oder ein diesem Bildungsgrad entsprechendes Zeugnis besitzt, die

praktische Lehrzeit (in der Regel zwei Jahre) mit Erfolg abgeleistet hat und nach charakterlicher und körperlicher Eignung erwarten läßt, daß er den Aufgaben seines zukünftigen Berufes gewachsen ist. Den Ausbildungsabschluß bildet die Hilfsförsterprüfung. Im Anschluß daran wird ein in der Regel dreijähriger Vorbereitungsdienst abgeleistet, der mit der Revierförsterprüfung endet.

Die Mädchen haben die Möglichkeit, nach der Mittleren Reife drei Jahre die Frauenoberschule zu besuchen und dann das hauswirtschaftliche Abitur zu machen. Dieses berechtigt zum Studium an der PH und gibt die Möglichkeit, Hauswirtschaftslehrerin zu werden.

Zu erwähnen ist noch, daß dem Marienhain in Vechta ein Kindergärtnerinnen-Seminar angegliedert werden soll. Auch für diesen Beruf ist die Mittlere Reife erforderlich oder eine Kinderpflegeausbildung mit anschließendem Fachschulbesuch.

In Vechta besteht außerdem die Möglichkeit, an der Oberschule für Mädchen, am Gymnasium Antonianum und am St.-Thomas-Kolleg in Füchtel das Reifezeugnis zu erwerben, welches zum Studium an allen Hochschulen berechtigt und somit die Möglichkeit bietet, jeden Beruf zu ergreifen.

+

Diese Zusammenstellung wurde vom Kreisamt Vechta ausgearbeitet und zur Verfügung gestellt. Im Kreise Cloppenburg liegen dem Vernehmen nach ganz ähnliche

Us Katt

van Erika Täuber

*Muschikatt liggt ünnern Herd,
dröömt van eenen Bücklingsteert,
dröömt van sööte, witte Melk!
Muschikatt denkt nich an Geld.*

*Muschikatt kiek dör de Ruuten.
Och, wat is dat moie dor buuten,
de Kaßbeerboom vull Lünk un Spreen.
Katt, du büst een Leckertehn!*

*Muschikatt sitt up de Paort.
Muschikatt lick sick den Baort.
bögt nu gau den Puckel rund — —
stromert dor nich Naober's Hund?*

*Muschi maakt sick schier un glatt!
Kummt Besöök hüt ut de Stadt?
Goode Minschen mögt wi lieden,
schlechte, de schüllt buuten blieben!*

Möglichkeiten vor, und es ist ein Leichtes für den Interessenten, an Hand der Aufstellung des Kreises Vechta die Cloppenburg Möglichkeiten zu erschließen. Gegebenenfalls wird in einem der folgenden Kalender eine eigene Zusammenstellung für den Kreis Cloppenburg erscheinen.

Alwin Schomaker-Langenteilen

TRARI TRARA! DIE POST IST DA!

Post im Münsterlande im vorigen Jahrhundert

Unsere liebe, gute Post war in alter Zeit von einem romantischen Nimbus umgeben, der von unseren deutschen Dichtern liebevoll gepflegt wurde. Man denke nur an das Gedicht des großen Lyrikers Nikolaus Lenau: „Lieblich war die Maiennacht“ oder an das gern gesungene Volkslied: „Hoch auf dem gelben Wagen“ oder auch an die „Christel von der Post“ im „Vogelhändler“. Die reale Wirklichkeit, über die in folgendem berichtet werden soll, gibt leider ein anderes Bild.

In münsterscher Zeit

Im Mittelalter lag es mit dem Postwesen in den münsterschen Ämtern Vechta und

Cloppenburg noch sehr im argen. Als Hauptverkehrsstraße galt die alte, schon im 14. Jahrhundert bekannte Heerstraße von Hamburg über Bremen, Cloppenburg und Lingen weiter nach Holland, die auch wohl die Flämische Heerstraße genannt wurde und vor allem den reisenden Kaufleuten diente. Auf der öden Strecke von Wildeshausen nach Cloppenburg wurden sie oft von Raubrittern und Banden überfallen, festgenommen und nur gegen hohes Lösegeld freigelassen.

Die erste regelmäßige Postverbindung soll im Münsterlande auf obengenannter Straße eine etwa um 1628 eingerichtete Botenpost gewesen sein. Sie diente besonders den Interessen der Kaufleute, weshalb man sie auch wohl Kaufmannspost nannte.



Im 30jährigen Kriege vermied sie die von Kriegshorden beherrschte Strecke von Wildeshausen durch das Niederstift und nahm ihren Weg lieber über Oldenburg, weil Graf Anton Günther es verstanden hatte, sein Land vom Kriege freizuhalten. Als aber die Schrecken des Krieges überwunden waren, entwarfen die finanzstarken Börsenleute von Hamburg und Amsterdam 1650 „zu eilfertigerer Fortbringung der Briefe“ den Plan einer selbständigen, reitenden Post, die ihren Weg von Hamburg über Bremen, Delmenhorst, Wildeshausen, Cloppenburg, Lönningen, Lingen und Zwolle nach Amsterdam nahm. Sie wurde von dem Bremer Gastwirt „Zum weißen Schwan“ Christian Daniel Koch betrieben, der später auf der Flämischen Heerstraße eine Fahrpost einrichtete. Die Postgeschäfte auf der Strecke Bremen—Lingen besorgte der in Wildeshausen wohnende katholische Bürger Magnus von Höfften, der früher im Dienste des Fürstbischofs von Münster gestanden hatte.

Mit ihm schloß Graf Anton Günther 1656 einen Vertrag, nach dem er von Höfften die gesamte Briefbeförderung der Hofhaltung und Verwaltung übertrug. Magnus von Höfften ließ nun reitende Briefposten nach Cloppenburg und Bremen mit Anschluß an die Flämische Post einrichten, die ab 18. Oktober 1656 zweimal wöchentlich verkehrten. Dieses Jahr kann als Gründungsjahr der oldenburgischen Post angesehen werden.

Nach dem 30jährigen Kriege wurde von den Grafen von Thurn und Taxis auf der bekannten Straße auch eine Reichspost eingerichtet, die nun mit der alten Botenpost in heftige Konkurrenz trat. Vergebens versuchten die deutschen Kaiser, die Botenpost auszuschalten, aber die schwache Kaisermacht reichte nicht aus, die Ansprüche der Fürsten und Städte zu unterbinden. Magnus von Höfften knüpfte jetzt Verbindungen mit der Reichspost an und beförderte Reichsbriefe und -postgut. Auf Betreiben der unduldsamen schwedischen Regierung wurde Magnus von Höfften seiner Dienste bei der Reichspost enthoben, weil „Leute katholischer Religion aus vielen Ursachen zur Leitung des Wildeshauser Postwesens unmöglich seien“.

Nun rief Graf Anton Günther seinen bewährten Botenpostmeister nach Oldenburg, und er und seine Nachfolger aus der Familie von Höfften bauten in rund 150 Jahren im Gebiet der Grafschaft und des späteren Landes Oldenburg ein geregeltes

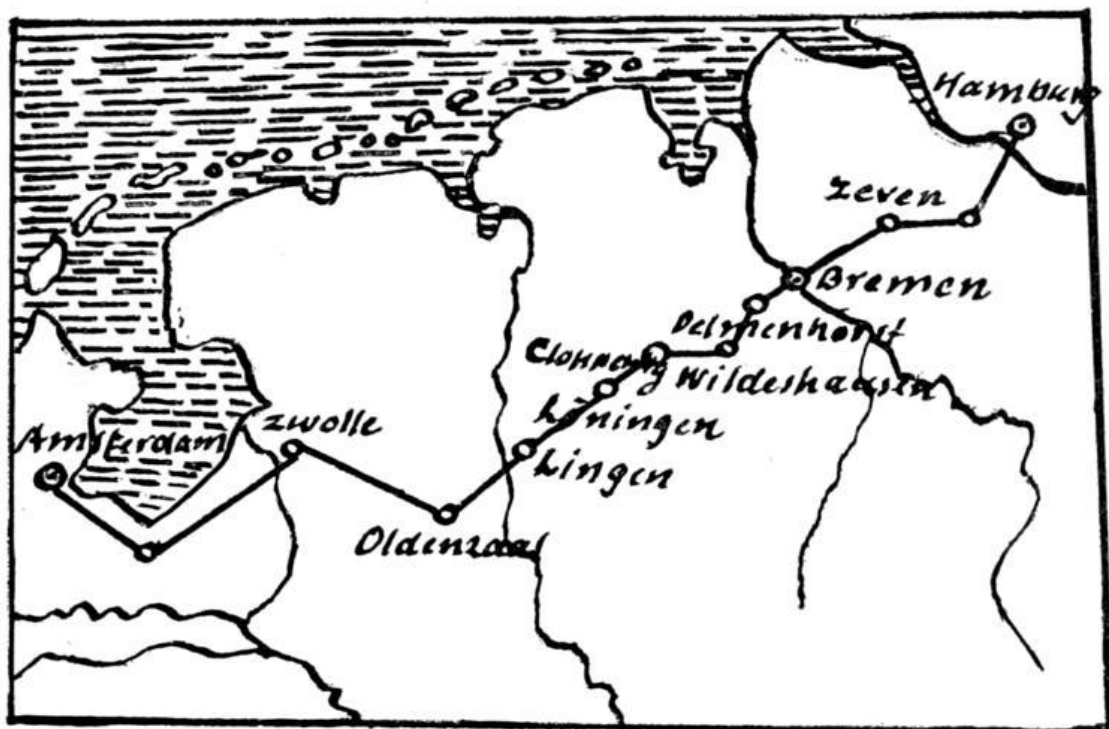
Postwesen auf, das als vorbildlich in deutschen Landen gelten konnte. Gegenüber Oldenburg blieb das Niederstift Münster (Ämter Vechta und Cloppenburg) weit im Rückstand. Was hätte Magnus von Höfften, der doch münsterscher Beamter gewesen war, hier erreichen können? Zwar richtete Christoph Bernhard von Galen zwecks Vermittlung des Briefverkehrs zwischen Münster und dem Niederstift eine Reitpost von Münster nach Lingen mit Anschluß an die Reichspost ein. Auch gingen besoldete Boten zweimal in der Woche von Vechta über Bakum nach Cloppenburg, um amtliche Briefe an die Reitpost und umgekehrt zu vermitteln. Auch Privatbriefe der Beamten und Burgmannen von Vechta und Dinklage mußte der Bote unentgeltlich bestellen, während für Privatbriefe ein Botenlohn erhoben wurde. Die Lohner Fabrikanten stellten für sich einen eigenen Boten an.

Aber außer den genannten Städten und Orten blieben die übrigen Orte im Münsterlande vom Postverkehr ausgeschlossen, und der, wenn auch minimale, Briefverkehr mußte gelegentlich durch Viehhändler, Metzger, Pilger, Mönche und Reisende erfolgen.

Oldenburgische Staatspost

Als die beiden münsterschen Ämter 1803 in das Herzogtum Oldenburg eingegliedert wurden, erfuhr der Postverkehr sofort eine Belebung. Schon gleich im ersten Jahre wurden Lohne, Steinfeld, Damme, Dinklage und Quakenbrück an die Reitpost Oldenburg—Cloppenburg angeschlossen. Die Franzosenzeit hemmte die weitere Entwicklung, und nach der Rückkehr des Herzogs Peter Friedrich Ludwig aus dem russischen Exil nahm sich der Landesherr besonders des Ausbaues der Straßen an. So entstanden nach 1816 die Heerstraße Oldenburg—Ahlhorn—Cloppenburg und die Landstraßen Cloppenburg—Vechta und Cloppenburg—Emstek. Um 1820 wurde vom Oldenburger Staate ein neuer Postkurs eingerichtet, und in einer Bekanntmachung der Postverwaltung vom 17. 3. 1820 heißt es: „Zur Bequemlichkeit des Publikums wird ab heute eine reitende Post zwischen Oldenburg und Damme über Ahlhorn, Langförden, Vechta, Lohne, Steinfeld, Damme ihren Anfang nehmen und auf diesem Kurs dreimal wöchentlich bestehen.“ Die Postsachen aus dem Amte Vechta wurden nunmehr nicht mehr in Cloppenburg umgeschlagen, sondern in Ahlhorn, wo schon früher ein Pferderelais und eine Postmeisterei bestanden („Zum alten Posthaus“).





Reitpost Hamburg-Amsterdam.

Die ständige Zunahme des Verkehrs brachte es mit sich, daß 1833 neben der bestehenden Verbindung eine Personenpost von Oldenburg über Ahlhorn—Cloppenburg nach Lönningen geschaffen wurde, die 1835 über Essen nach Quakenbrück geleitet wurde. Nach dem Ausbau der Straße nach Damme wurde 1837 eine Fahrpost von Ahlhorn nach Osnabrück über Damme eingerichtet. Nach Ausbau der Gesamtstrecken Delmenhorst—Lönningen und Ahlhorn—Cloppenburg wurde die alte Fahrpost zwischen Oldenburg und Haselünne durch die Personenpost Cloppenburg—Ahlhorn und Cloppenburg—Lingen ersetzt. Wegen des starken Verkehrs wurde 1844 auf der Strecke Oldenburg—Quakenbrück ein täglicher Verkehr eingerichtet. So hatte sich in 50 Jahren der Verkehr im Münsterlande von der Ost-West-Achse Wildeshausen—Lönningen auf die beiden Nord-Süd-Strecken Oldenburg—Quakenbrück und Oldenburg—Damme verlagert.

Neben den beiden Hauptverbindungen gingen Botenposten zweimal wöchentlich von Vechta über Emstek nach Cloppenburg sowie nach Visbek und über Oythe und Lutten nach Goldenstedt. Von Cloppenburg lief eine Botenpost nach Friesoythe, die 1861 durch eine Personenpost abgelöst wurde, und nach Molbergen bis 1925 eine

Privatpost. Von Lohne nach Dinklage verkehrte die Botenpost wöchentlich dreimal und von Damme nach Neuenkirchen einmal in der Woche.

Außerdem gingen ab 1856 viermal in der Woche Botenposten zum Saterlande und zweimal nach Barbel und einmal nach Bösel—Garrel.

Praktisch waren somit alle größeren Orte des Münsterlandes an das Postnetz angeschlossen. An den übrigen Orten, durch welche die Botenposten gingen, waren die Wirte infolge einer ihnen erteilten Konzession angehalten, Briefe und Postsachen für den Ort und die Umgebung von den Absendern, Postillonen oder Boten anzunehmen bzw. wieder abzugeben. Die Postsachen mußten jeweils eine Viertelstunde vor Abgang der Post abgegeben sein, andernfalls wurden sie bis zur nächsten Post zurückgelegt.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts (etwa 1860) wurden die Postsachen den Empfängern nicht ins Haus gebracht, sondern im Fenster der Poststube öffentlich ausgestellt. Nach dem sonntäglichen Kirchgang oder bei einem Dorfbesuch konnten sie dann beim Postverwalter in Empfang genommen werden. Später wurde ein Landbriefträger eingestellt, der die Postsachen gegen eine Gebühr von $\frac{1}{2}$ Grote = $2\frac{1}{2}$ Pfennig

nig ins Haus brachte. Der Zustellbezirk erstreckte sich meistens über das ganze Kirchspiel, und eine tägliche Wegeleistung von 40 km war keine Seltenheit. Allerdings war der Postverkehr sehr bescheiden. In der Gemeinde Essen mußte Briefträger Thole neben etwa einem Dutzend Briefe an Zeitungen die Oldenburgischen Anzeigen an die Bezirksvorsteher, den Westfälischen Merkur und die Vechtaer Zeitung an die Lehrer in Addrup und Bartmannsholte und das Cloppenburg Wochenblatt an einen Bauern in Nordholte austragen. Pakete schleppte er auf dem Rücken mit, und zu Weihnachten lud er die Pakete für die Herrschaften in Calhorn und Lage auf eine Schiebkarre und heimste dafür für seine Familie ein sorgfältig eingeschlagenes Weihnachtspaket und für sich einen Goldfuchs ein.

Am 1. Januar 1868 übernahm der Norddeutsche Bund die Posthoheit. Sie kam äußerlich zum Ausdruck in neuen Briefmarken, die allerdings weniger kunstvoll waren als die alten Oldenburger Marken, die heute hohen Alertumswert besitzen.

Deutsche Reichspost

Im 1871 neuerstandenen deutschen Kaiserreich machte unter dem rührigen Generalpostmeister Stephan die Post ungeahnte Fortschritte, die sich in unserer Heimat besonders nach der Eröffnung der Bahn Oldenburg—Osnabrück am 1. 11. 1875 bemerkbar machten. Sie zog den gesamten Brief-, Post- und Personenverkehr an sich, so daß die bisherige Personenpost Oldenburg—Quakenbrück aufgehoben wurde. Die Löninger Post fuhr seit dieser Zeit nach Essen, bis die Bahn Lönningen—Essen 1900 den Verkehr übernahm. Auf der Strecke Cloppenburg—Friesoythe ertönte das Posthorn des Schwagers zum letzten Mal am 30. 9. 1906, und am nächsten Tage wurde die Bahnstrecke Cloppenburg—Friesoythe eröffnet. Auf der Parallelstrecke Ahlhorn—Damme schufen die neuen Bahnstrecken Delmenhorst—Vechta—Bramsche sowie Ahlhorn—Vechta, Lohne—Dinklage und Damme nach Holdorf neue Verhältnisse. Am 6. 6. 1914 wurde die Münsterlandbahn Cloppenburg—Vechta eröffnet.

Seit 1871 galt im ganzen Reiche nur eine Taxe, ebenfalls waren einheitliche Briefmarken mit der Aufschrift „Reichspost“ (seit 1902 „Deutsches Reich“) maßgebend. Die Postanstalten erhielten die einheitliche Bezeichnung „Postamt“, und auf dem flachen Lande entlasteten Postagenturen und Post-

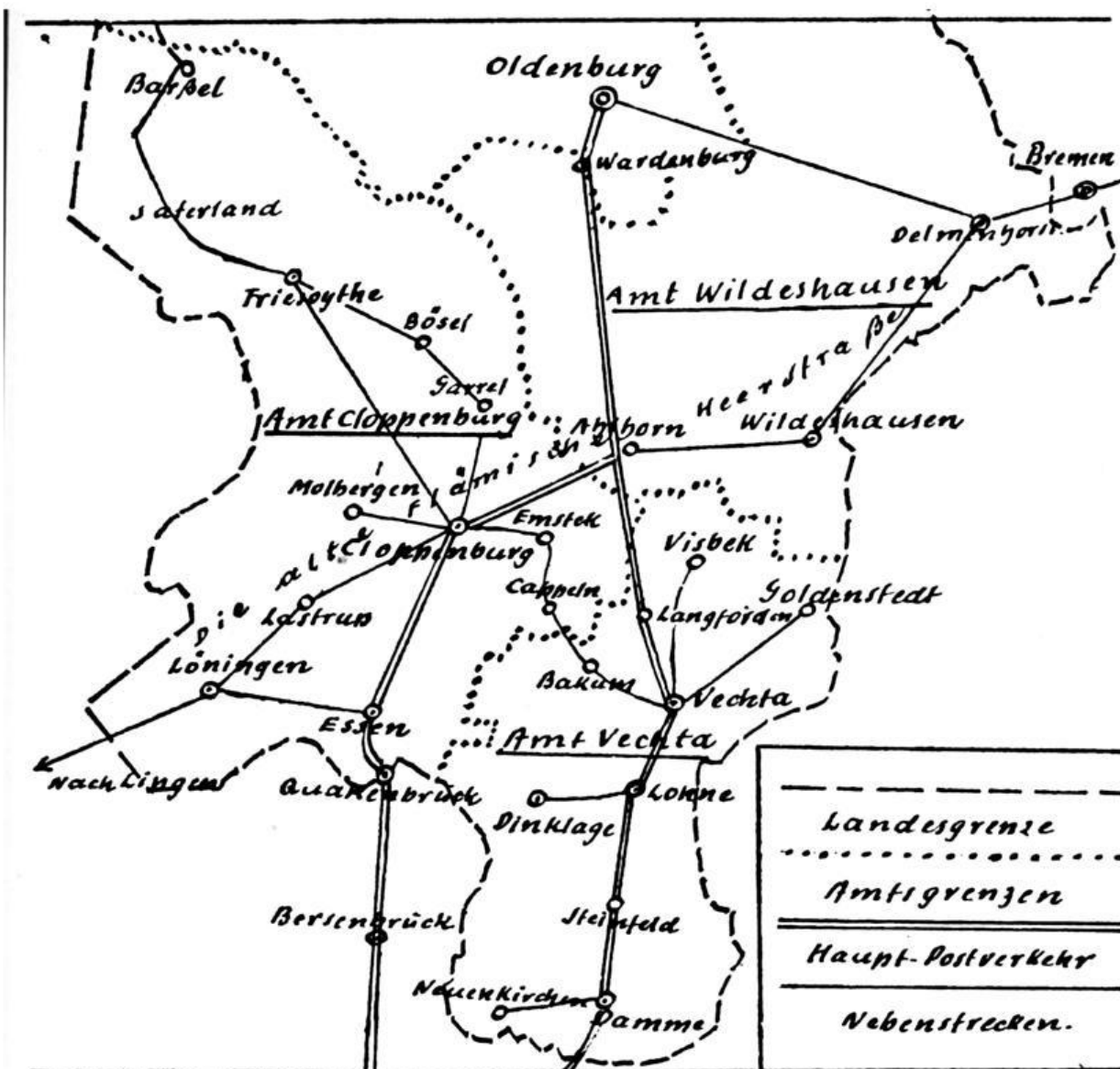
hilfsstellen die Landbriefträger, die vordem oft bis zu 15 Bauerschaften „per pedes apostolorum“ zu bestellen hatten. Die bislang selbständigen Telegraphenverwaltungen wurden 1876 mit der Reichspost vereinigt, und schon 1883 war z. B. Cloppenburg telefonisch mit Emstek, Lastrup, Lindern und Werlte verbunden.

Posthaltereien — Postämter

Bevor 1871 die Postanstalten im Münsterlande den Namen Postamt erhielten, wurde der Postverkehr durch Posthaltereien besorgt. Die älteste Postmeisterei bestand schon seit Ende des 30jährigen Krieges in Cloppenburg, die mit einem Pferderelais verbunden war. Als erster Posthalter wird 1809 B. R. Hönemann genannt, dem 1819 sein Sohn folgte. Das Posthaus, eine Gastwirtschaft ersten Ranges, stand an der Stelle des späteren Centralhotels. Die Posthaltereie hat sich in der Familie Hönemann bis zum 1. 1. 1874 erhalten und hat in oldenburgischer Zeit der Staatspost alle Wagen und Pferde gestellt. Ihr wurden 1870 auch die Postfahrten nach Friesoythe übertragen, da der Unternehmer in Friesoythe den Dienst trotz Vorhaltungen in ungenügender Weise ausübte. Seit 1874 wurde die Posthaltereie Cloppenburg in die Gastwirtschaft „Zum weißen Schwan“ (Drees) an der Mühlenstraße verlegt. — Die Beförderung der Personenpost zwischen Cloppenburg und Lönningen übernahm Posthalter Doen in Lönningen, Posthalter in Essen war Joh. Gerh. Diekhaus. Die Posthaltereie in Vechta übte der Kaufmann Büdeler seit 1820 aus, dem sein Sohn Fritz Oswald folgte. Weitere Posthaltereien im Amte Vechta waren seit 1820 Damme, Dinklage und Lohne.

Die Fahrten „mit dem gelben Wagen“ durch die Gemeinden des Münsterlandes entbehrten nicht eines romantischen Reizes. Das Trari trara des Posthorns, das der Postillon oder Schwager (Verdeutschung des französischen chevalier) kurz vor dem Orte und dann bei der Posthaltereie erklingen ließ, brachte Leben ins Dorf, vor allem wenn der Postkutsche noch ein Beiwagen mit Fremden oder Auswanderern folgte. Neben der Poststube wurde haltgemacht, die Fahrgäste stiegen aus, wenn auch nur, um sich die steifen Beine zu vertreten. Leute aus dem Dorfe fanden sich ein, um Briefe oder liebe Besuche abzuholen, oder um vom Schwager Neuigkeiten aus der weiten Welt aus erster Hand zu erfahren. Der Schwager war nämlich meistens ein Blixkerl, ein Mann, der täglich Land und neue Leute zu





Gesicht bekam, und mit dem man gut „praoten“ konnte.

Wenn dann die Postsachen ausgegeben, die eingelaufene Post wieder aufgeladen und eingeschlossen war, wenn die Fahrgäste abgefertigt und Listen über die Zahl der Reisenden und über das verstaute Frachtgut aufgestellt waren, schwang sich der Postillon wieder auf den hohen Bock seines Wagens, gab mit dem blanken Horn das Signal zur Abfahrt, und im flotten Trab ging es vorbei an den fröhlich winkenden Zuschauern zum nächsten Ziele.

Nebenbei versuchte der Schwager, sich ein paar Groschen dadurch zu verdienen, daß er die Steuergelder der Einwohner zum Amte beförderte und die Steuerbücher bei nächster Gelegenheit wieder zurückgab. Oder er ließ aus Gutmütigkeit unterwegs

einen Fahrgast aufsitzen, wenn noch ein Platz frei war. Alle eineinhalb Jahre erhielt der Postillon eine neue Montur im Werte von ca. 25 Talern und als Löhnung jährlich bei freier Station 45 Taler sowie aus der Postkasse ein Trinkgeld von drei Talern.

Für die Reisenden selbst war die Fahrt mit der Postkutsche über die mit Findlingen gepflasterten Straßen durchaus kein Vergnügen, zumal die oldenburgische Staatspost großen Wert auf eine möglichst schnelle Beförderung legte. So mußte die 23 km lange Strecke Cloppenburg—Quakenbrück einschließlich des Aufenthalts in Essen in zwei Stunden und 15 Minuten mit dem schwerbeladenen Viersitzer-Postwagen zurückgelegt werden.

Im kaiserlichen Deutschland wurden die Postanstalten in Postämter I., II. und

III. Klasse umgewandelt. Das einzige Postamt I. Klasse im Münsterlande war, wohl weil es den größten Verkehrsumfang nachweisen konnte, von 1871—1888 Vechta. Postämter II. Klasse waren Cloppenburg und nach 1888 Vechta. Als Postämter III. Klasse galten seit 1871 Damme, Dinklage, Essen, Friesoythe, Lastrup (bis 1882), Lohne und Lönningen. Außerdem entstanden von 1871 bis kurz nach der Jahrhundertwende 23 Postagenturen und Posthilfsstellen (siehe unter Postbeamte). Staatseigene Postgebäude gab es früher im südlichen Oldenburg kaum, sie war in renommierten Gasthäusern, in Wirtschaften oder bei bekannten Kaufleuten untergebracht. Meistens genügte ein bescheidener Raum, in dem der Postmeister allein oder in den Städten mit einem Assistenten und Gehilfen die Postgeschäfte abwickeln konnte.

Posthalter, Postmeister, Postbeamte

Die folgende Aufstellung bringt die Namen der bis zur Jahrhundertwende an den einzelnen Postanstalten tätigen Posthalter, Postmeister und Beamten, soweit sie in Erfahrung gebracht werden konnten:

Postamt I. Klasse bis 1888, dann II. Klasse

Vechta: Posthalter Büdeler (bis 1820), Fr. Osw. Büdeler (bis 1879);
Postmeister Karl Julius Rother 1880 bis 1906;
Telegraphenassistent H. Brackmann ab 1875;
Postexpedienten und -gehilfen Paul G. Kretschmer, Fr. Wilhelm Sprick, Ant. Ruholl, Jos. Linneborn, Heinrich Ranke, Fr. Fuhrken, Lehmann, Heinr. Herm. Boog, D. K. H. Petersen;
Bürodiener Joh. G. Pundsack 65—68, Herm. H. Bröring 66—74;
Oberpostassistenten J. D. Müller ab 97, Casp. Bahlmann ab 01;
Briefträger Pundsack ab 65, Fortmann bis 78, Jos. Vornhusen 65—08, H. Tempelmann, Gerh. M. Frers, Fr. Ant. Vornhusen seit 00;
Postschaffner B. H. Sprick 72—84, Jan de Boer, Freymann 90—96;
Paketträger Heinr. Vornhusen 93—08.

Postamt II. Klasse

Cloppenburg: Posthalter B. R. Hönemann 1809—1819, R. B. Hönemann 19—59;
Postmeister Pankratz 59—60, Franz Peter Lay 65—67, Karl Jul. Rother 68—79, Alf. Donat 79—88, Radusch 88—1910;
Postsekretär E. J. W. Stühling 70—79, Fr. Wilh. Gohlke 79—83;

Telegraphensekretär W. A. Hesse 76—98;
Postexpedienten Paul Fr. Aug. Bamberger und G. A. H. Heimbürg 68—70, J. K. Dreiser und Jakob Jacobs 70—72;
Bürodiener Joh. Gerh. Wewer 70—78;
Postassessor G. H. Freriks 93—94, Chr. Herm. Remmers 95—97;
Postgehilfen Tannen, H. A. Klüsener und Bern. Kröger 74—76;
Oberpostassistent Schmidt 96—03, B. Ostmann ab 98, Herm. Kleinschmidt ab 00 und Vogel ab 03;
Postschaffner Jul. Kohren 72—77, Gerh. H. Hellmann, J. H. J. Lübke, Gerdes und Sandker;
Briefträger Wittrock ab 1860, B. Tepe und Joh. Behrens ab 66, Eckhoff, Schlömer, Tellmann, Meyer, Bergfeld, Prüsner, Korfhage, sämtlich um 1885;
Paketträger D. F. Lorentz, J. A. Lücke 92 bis 96, Lienemann 92—94.

Postämter III. Klasse

Damme: Postspediteur Kirchspielsvogt Huesmann 1820—1848;
Posthalter Fr. Wilh. Huesmann 48—56, Werner Mähler (für Amt Damme) 56—81, Herm. W. Mähler 81—88, Günt. Theilen 1. 11. 87—31. 12. 11;
Postschaffner Hasskamp.
Dinklage: Postspediteur Joh. Arn. Borgmann bis 1870 (für Gemeinde Dinklage), Joh. Ferd. Borgmann 81—85, Heinr. Jos. Kohorst 85—93, Fr. Th. A. Kreke seit 93;
Postschaffner Voet und Thyen.
Essen: Postspediteur Joh. Gerh. Diekhaus bis ca. 65, Jos. Diekhaus bis 1. 4. 03;
Briefträger H. Wichmann ab 65, Bern. Thole 75—15, Barlage ab 87, ferner Bergfeld, Niemann, Ostermann, Meyer.
Friesoythe: Postspediteur Casp. Fr. Bitter (bis 70 Amt Friesoythe, dann südl. Amt), K. Chr. Vossen 85—96, Bern. Heinr. Overberg ab 96;
Postschaffner Frerichs und Jüdik.
Lönningen: Posthalter E. B. Lambert Doen bis 1865, Jul. Hackewessel (Lönningen und Lindern), Heinr. Bern. Boog ab 84;
Postschaffner Moorkamp, Paals, Buhlert.
Lohne: Posthalter Kaufmann Gieske ab 1820;
Postspediteur Gerh. Kohorst (Lohne und Steinfeld), K. G. Siegmann ab 79, Joh. A. Oltmann ab 81, J. H. Koopmann ab 83, Gotfr. Kohorst ab 94;
Postschaffner Weghoff ab 94, Kurling, Heil.
Lastrup: Postspediteur Bauer 70—73, J. Nutmann bis 75, Jul. Kohren bis 81, dann Agentur.



Postagenturen und Hilfsstellen

Barbel: J. Helmers 70—91, W. A. B. Helmers 92, J. W. A. Schröder bis 97, Möller.
Ramsloh: Casp. Heinr. Bitter (Ramsloh und Strücklingen) 70—79, H. J. P. Bitter 79 bis 88, Heinr. Karl Maria Bitter ab 88.
Lindern: Joh. Gerh. Schute 1. 11. 71 bis 08, Dr. Schute.
Goldenstedt: H. Cl. A. Brunkhorst 79—95.
Steinfeld: Cl. Bergmann ab 1876.
Neuenkirchen: Braband 77—90, H. J. Braband 90—98, F. B. Eymann 98—05.
Visbek: Franz Bösen 79—90, Herm. H. Bösen 90—93, D. H. Schillmöller ab 93.
Emstek: Joh. Heinr. Giese 1. 8. 79 bis 93, B. H. Hinners.
Bakum: Cl. H. Zurborg 81—93, Ed. Zurborg.
Molbergen: W. A. Wesselmann ab 15. 4. 84.
Lastrup: H. Th. Holtmann 81—94, Heinr. C. Raters 94—01.
Langförden: Kaufmann Joh. Fr. A. Bohmann seit 1885.

Holdorf: Joh. Aug. Middendorf 83—98, Johanning bis 10. 1. 38.
Cappeln: J. A. M. Varelmann ab 1. 5. 95.
Elisabethfehn: Pekeler 01—04.
Garrel: Fr. W. Thoben ab 1. 4. 01.
Lutten: Maria Anna Dierkes ab 1901.
Rechterfeld: Gg. Jos. Kühling ab 1901.
Schneiderkrug: Knagge ab 1901.
Strücklingen: Kallage ab 1902.
Hemmelte: Wemmie ab 1. 4. 04.
Höltinghausen: Lanfermann ab 16. 6. 06.
Bösel: Kaufmann H. Rohen ab 1907.
Scharrel: Fräulein Lübbers ab 1907.

Heinrich Bockhorst

Quellennachweis

Piefke: „Geschichte der Bremischen Landespost“;
Postgeschichtliche Blätter Weser-Ems 1956 und 1964;
Volkstum und Landschaft, Beilage zur M. T., 1934/35;
Heimatblätter, Beilage zur OV, 1932;
Haus- und Handbücher des Herzogtums Oldenburg.

Domkapitular Franz Vorwerk

(1884–1963)

Franz Vorwerk wurde als Sohn einer angesehenen, alteingesessenen Bauernfamilie am 21. Oktober 1884 in Emstek geboren. Das Elternhaus legte die ersten Keime zu seinem späteren Beruf, die im Antoniuskonvikt und auf dem Gymnasium Antonianum in Vechta, der alten Pflanzstätte franziskanischen Geistes, liebevoll weiter gepflegt wurden. Ostern 1906 baute er in Vechta das Abitur. Anschließend studierte er an der Universität Münster Philosophie und Theologie.

Mit den beiden Oldenburger Freunden, dem jetzigen Domkapitular Plump und dem Pfarrer Joseph Bohmann († 1964 in Bakum), empfing er vom Bischof Hermann Dingelstad am 20. Mai 1910 die hl. Priesterweihe. Seine erste Anstellung fand der junge Priester 1911 als zweiter Kaplan an St. Peter in Oldenburg, wo ihn der verdiente Prälat Pille als Präses des Gesellenvereins ins Vereinsleben einführte. Seine Oldenburger Tätigkeit unterbrach im ersten Weltkrieg (1914–1918) die Einberufung zum Militärdienst als Divisionspfarrer.

Nach Oldenburg zurückgekehrt, wurde er erster Kaplan und Präses des Katholischen Arbeitervereins. Dieser hatte damals

im Stadtteil Osternburg die meisten Mitglieder. Prälat Morthorst berichtet darüber: „Im Verein entwickelte sich ein so herzliches Verhältnis, daß sich Präses Vorwerk gerade zum Stadtteil Osternburg, wo noch keine Kirche war, hingezogen fühlte.“ Die alteingesessenen Oldenburger Katholiken haben ihrem früheren Kaplan und Präses nachher stets die Treue gehalten und ihn immer wieder zu allen größeren Vereinsfesten eingeladen. Beim 50jährigen Jubiläum der KAB 1956 hielt er sogar am Festabend die Ansprache. Auch nahm er die Ehrung der ihm von früher bekannten Gründer vor.

Im besten Mannesalter wurde Kaplan Vorwerk 1926 zum Pfarrer an den Strafanstalten in Vechta ernannt. Nebenamtlich versah er damals nach der Erkrankung von Anton Stegemann das Amt des Landespräses der Katholischen Arbeitervereine sowie die Leitung des Caritasverbandes. Zeitweilig war er außerdem als Religionslehrer am Gymnasium tätig.

Sehr am Herzen lag ihm die Schulung der Landjugend, also der Jugend jenes Standes, aus dem er selbst hervorgegangen war. Diese stellte noch den Hauptanteil der



gesamten katholischen Jugend. Er rief die Jungen zu Schulungskursen im damaligen sozialen Zentrum des Münsterlandes, im Caritasheim in Ahlhorn, zusammen. Fachreferenten der Volksvereinszentrale Mönchengladbach gewann er zu Rednern und Kursusleitern. Solche Kurse brachten ihn auch mit Siedlungsfragen in enge Berührung. Später im Domkapitel zu Münster wurde auf sein fachverständiges Urteil deswegen großer Wert gelegt.

Die große Zeit seines Lebens

Im Jahre der Machtübernahme durch die NSDAP, am 21. Oktober 1933, wurde Clemens August Graf von Galen, der Pfarrer von St. Lambertus in Münster, zum Bischof von Münster geweiht. Seine erste größere Amtshandlung erfolgte mit der Ernennung des neuen Offizials für den Bezirk Oldenburg. Diese Neuernennung war nach dem Tode des verstorbenen Offizials Lambert Meyer notwendig geworden. Pfarrer Vorwerk wurde vom ganzen Münsterlande als Nachfolger gewünscht, besonders von den Katholiken der Diaspora. Aber die Wahl entsprach auch dem Wunsche des Bischofs. So konnte Franz Vorwerk am 6. Dezember 1933 feierlich in sein Amt eingeführt werden.

Bischof Clemens August betonte sowohl im Festhochamte als auch bei der weltlichen Feier: „Durch Übertragung der bischöflichen Vollmacht an Official Vorwerk spricht künftig durch ihn der Mund eures Oberhirten. Hört daher auf das Wort des Dieners Gottes! Ich selbst möchte gerade im Bezirk Vechta mit seinen 110 000 Katholiken einen guten Official wünschen, der im Einvernehmen mit mir mein Stellvertreter sein soll. Er möge sein das Auge, die Hand und das Herz des Bischofs, dann brauche ich in Zukunft um meine Heimat keine Sorge zu haben!“ Von besonderem Interesse ist das bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Urteil seines späteren Gegenspielers, des Ministers Pauly: „Ich habe Official Vorwerk kennen und schätzen gelernt als einen Mann, auf den man sich in jeder Beziehung verlassen kann. Ich hoffe, daß die Zusammenarbeit immer zum Guten führen möge!“

Von allen bisherigen Offizialen erlebte Franz Vorwerk die bewegteste und schwierigste Zeit in der Geschichte des Offizialats. Er setzte sein sozial-caritatives Wirken fort. Dadurch erwarb er sich den Dank und das besondere Vertrauen des katholischen Volkteils. Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Katholiken Süldenburgs eine

noch festere und tiefere Bindung an die Mutter Kirche fanden. Official Vorwerk unterstützte mit aller Kraft das furchtlose Auftreten des „Löwen von Münster“. Vorzüglich förderte er machtvolle Glaubenskundgebungen am Wallfahrtsort Bethen und in den Pfarren seines Offizialatsbezirks.

Das denkwürdige Jahr 1936 brachte den schweren, harten und siegreichen Kampf um das Kreuz in den Schulen, der mit dem berühmten Pauly-Erlaß begann. In der historischen Kanzelerklärung vom 14. 11. 1936, die den Pfarrern am Tage vorher durch besondere Kuriere zugestellt worden war, legte Official Vorwerk „strengste Verwahrung gegen die Verordnung ein“ und forderte die Gläubigen auf: „Helft alle mit und tretet ein für die Erhaltung des Kreuzes in den Schulen!“ Einmütig erhob sich nunmehr das Münsterland gegen den Erlaß. Gauleiter Röver sah sich auf der Massenversammlung in der Cloppenburg Markthalle gezwungen, den Kreuzerlaß zurückzunehmen. Der Erfolg fand damals weltweites Echo. Auf das Haupt des verantwortlichen Offizials aber sammelte sich der Zorn der braunen Machthaber.

Auch im Kampfe gegen die Simultanisierung der katholischen Schulen war Official Vorwerk die Seele des Widerstandes. Am 12. 5. 1938 wurden zwölf unerschrockene Männer aus Goldenstedt und Lutten verhaftet. Joh. Meyer und Joh. Sieveke kamen nach Buchenwald, zehn andere nach Sachsenhausen. Mit unerschrockenem Mut trat der Official für sie ein. Er übernahm persönlich die alleinige Verantwortung, so daß die Festgenommenen nach halbjähriger Haft wieder entlassen wurden.

Wegen seines mannhaften Eintretens gegen die Übergriffe des Naziregimes wurde Official Vorwerk am 20. 7. 1938 verhaftet. Er erhielt Aufenthaltsverbot für das Land Oldenburg, aber weigerte sich, seinen Amtssitz zu verlassen. Darum transportierte ihn am 30. 7. 1938 die Polizei nach Münster und setzte ihn dort abends auf dem Domplatz ab. Von Münster aus leitete er dann, so gut es ging, seine Amtsgeschäfte als Official weiter, bis nach Kriegsausbruch Dr. Johannes Pohlschneider, jetzt Bischof von Aachen, zum Nachfolger bestellt wurde.

Als Domkapitular und Kapitularvikar

In Münster wurde Franz Vorwerk mit dem 30. 4. 1940 zum residierenden Domkapitular und im folgenden Jahre zum Domherrn ernannt. Die Partei sah das als einen Affront an, und Gauleiter Röver, die

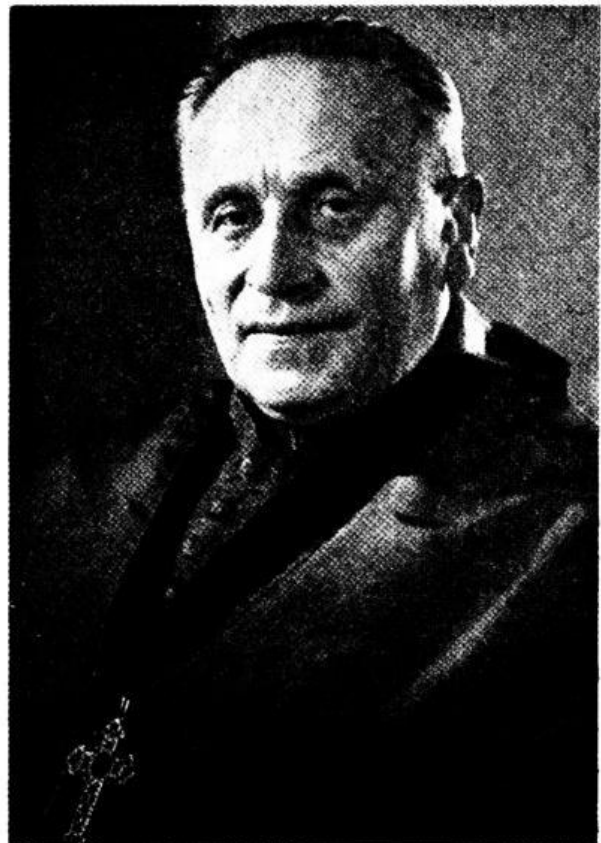


Staatspolizei in Wilhelmshaven sowie der Gauleiter Meyer von Westfalen erhoben Einspruch. Ja, sie forderten die Rückgängigmachung der Bestellung. Stabsleiter Martin Bormann, der zwar keine rechtliche Handhabe gegen die Ernennung des „Konfessionsdieners Vorwerk“ fand, war aber doch im Einvernehmen mit dem SD damit einverstanden, Domkapitular Vorwerk aus der Provinz Westfalen auszuweisen.

Am 4. Mai 1941 hielt zu abendlicher Stunde in der Nähe der Wohnung des Domkapitulars ein Auto, dem mehrere Gestapo-beamte entstiegen. Die Haushälterin führte die Herren ins Besuchszimmer. Domherr Vorwerk wußte sofort, was die Stunde geschlagen hatte. Ruhig sagte er zu seiner vor Schreck erstarrten Haushälterin: „Das sind Gestapo-beamte, ich bin verhaftet. Machen Sie bitte sofort meinen Koffer fertig!“ Eine halbe Stunde später fuhr das Auto mit dem Verhafteten nach der Gestapozentrale und um Mitternacht zum Nachtzug nach Hamburg. Am folgenden Morgen wurde Vorwerk eröffnet, daß ihm das Städtchen Bruel in Mecklenburg als Zwangsaufenthalt angewiesen sei, und daß er ständig unter Polizeiaufsicht stehe. Es waren vier schwere Jahre, die er fern seiner geliebten Heimat in einem fremden Land unter fremden Menschen durchhalten mußte. Dabei bedrückte ihn die Frage, ob er sich taktisch richtig verhalten und ob er vielleicht seinen lieben Oldenburgern zuviel Unannehmlichkeiten aufgebürdet habe.

Am 1. 11. 1945, nach dem Zusammenbruch und dem Einmarsch der Russen, konnte Domkapitular Vorwerk wieder nach Münster zurückkehren. Im folgenden Jahre ernannte Papst Pius XII. den unerschrockenen Kämpfer zum Päpstlichen Hausprälaten. Nach dem allzu frühen Tode seines hohen Gönners und Vorbilds, des Kardinals Clemens August von Galen, und nach Kapitularvikar Franz Meis leitete er bis zum Tage der Bischofsweihe von Dr. Michael Keller, am 21. 10. 1947, als Kapitularvikar die verwaiste Diözese. In der Folgezeit hat Domkapitular Vorwerk trotz seines Alters viel Gutes gewirkt. Bischof Michael beauftragte ihn 1948 noch mit der Leitung der Bonifatiusvereine des Bistums.

Seine letzten Lebensjahre waren umschattet von schwerer Krankheit, deren Keime die Strapazen der Kampfzeit und Verbannung gelegt hatten und von denen er sich durch eine Kur in Meran zu erholen suchte. Die Liebe zum Kreuz, für das er sich



Domkapitular Franz Vorwerk

Aufn. privat

im Leben so energisch eingesetzt hatte, ließ ihn seine Leiden in Geduld ertragen, bis Bruder Tod ihn in der Nacht zum 13. November 1963 zur ewigen Ruhe abholte.

Sein Andenken ehren wir am besten, wenn wir stets die Schlußworte bei der Einweihung des Kreuzes auf dem Marktplatz in Cloppenburg beherzigen: **„Bleibt treu dem Kreuz, dann wird Gott immer mit unserer Heimat sein!“**

Seine Liebe zur Heimat

In seinem ganzen Leben fühlte sich der verewigte Franz Vorwerk mit besonderer Liebe seinen Angehörigen, seinen Brüdern im Priesteramte und dem geliebten Oldenburger Lande eng verbunden. Regelmäßig dreimal im Jahre traf sich in guten Zeiten das Trio Bohmann — Plump — Vorwerk zu frohen Klassenzusammenkünften. Eng verbunden fühlte er sich auch den vier mit ihm ausgewiesenen oldenburgischen Geistlichen. Besuchern aus der Stadt Oldenburg und dem Münsterlande stand sein gastliches Haus immer offen.

Während seiner Vechtaer Zeit war der Priester Franz Vorwerk ein eifriger För-

Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1963/64

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland ist in das 45. Jahr seines Bestehens getreten. Seine Ziele sind dieselben geblieben wie bei der Gründung, wenn auch die Struktur unserer Heimat in den letzten Jahrzehnten sich wesentlich geändert hat und sich noch täglich ändert.

In dem Werk „Oldenburgische Heimatpflege im Wirkungsbereich der Oldenburg-Stiftung“ ist über die geschichtliche Entwicklung des Heimatbundes u. a. gesagt: „In einer Zeit, die die Gefahr der Entwurzelung des Menschen in sich trägt, wollen wir im Bereiche unserer Ziele und Aufgaben uns bemühen um den Menschen in diesem Raume, damit die Liebe zum angestammten Boden lebendig bleibe und die Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, die heute wie früher für unser Leben bestimmend ist, wenn auch in anderen Formen als ehemals in der verkehrsarmen, ruhigen und in dieser Hinsicht guten alten Zeit, nicht zerstört werde. Unsere Arbeit in den Heimatvereinen gilt dem Gestern, dem Heute und dem Morgen; der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft — immer aber geht es um das Lebendige, um den Menschen.“

Von diesem Geiste sind auch die wichtigsten Veranstaltungen des Heimatbundes im Berichtsjahre 1963/64 getragen: der Delegiertentag am 9. November 1963 in Lohne; der Münsterlandtag 1963 in Lönningen; die Wanderfahrt am 29. Juni 1964 in das Stedingerland und nach Hude, sowie die Hollandfahrt am 23. August 1964.

Auf dem **Delegiertentag** in Lohne ließen die Berichte des Vorstandes und der ein-

derer der Heimatbewegung. Als Mitbegründer des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland gehörte er viele Jahre dem Vorstände an. Aus tiefer Verbundenheit mit der Heimerde war er bestrebt, alles zu fördern, was der Erhaltung der religiösen und sittlichen Lebensquellen der Heimat dienen konnte. Aus dem gleichen Grunde suchte er alles abzuwehren, was sie zu schädigen oder zu vernichten drohte.

Alle freie Zeit widmete er seinem Hobby, dem Geigenspiel, dem er sich schon in Oldenburg und in Vechta verschrieben hatte, bis seine müden Hände den Dienst versagten.

Heinrich Bockhorst

zelen Ausschüsse und die von zahlreichen Delegierten gegebenen Anregungen erkennen, daß die Heimatarbeit im Oldenburger Münsterlande von begeisterten Heimatfreunden gestaltet wird und das traditionsgebundene Schaffen des Heimatbundes zielklar ausgerichtet ist.

Der Ausschuß „**Naturkunde und Heimat**“ tagte am 16. 4. 1963 an der Thülsfelder Tal Sperre, am 1. 5. 1964 am Dümmer, am 4. 6. 1963 im Huntetal, im August in Dinkelage und am 14. 9. 1963 in der Kroge-Ehrendorfer Bergmark.

Zum Thema „**Heimat und Schule**“ sprach Lehrer Hellbernd über die Herausgabe eines Lexikons für den Heimatkundeunterricht.

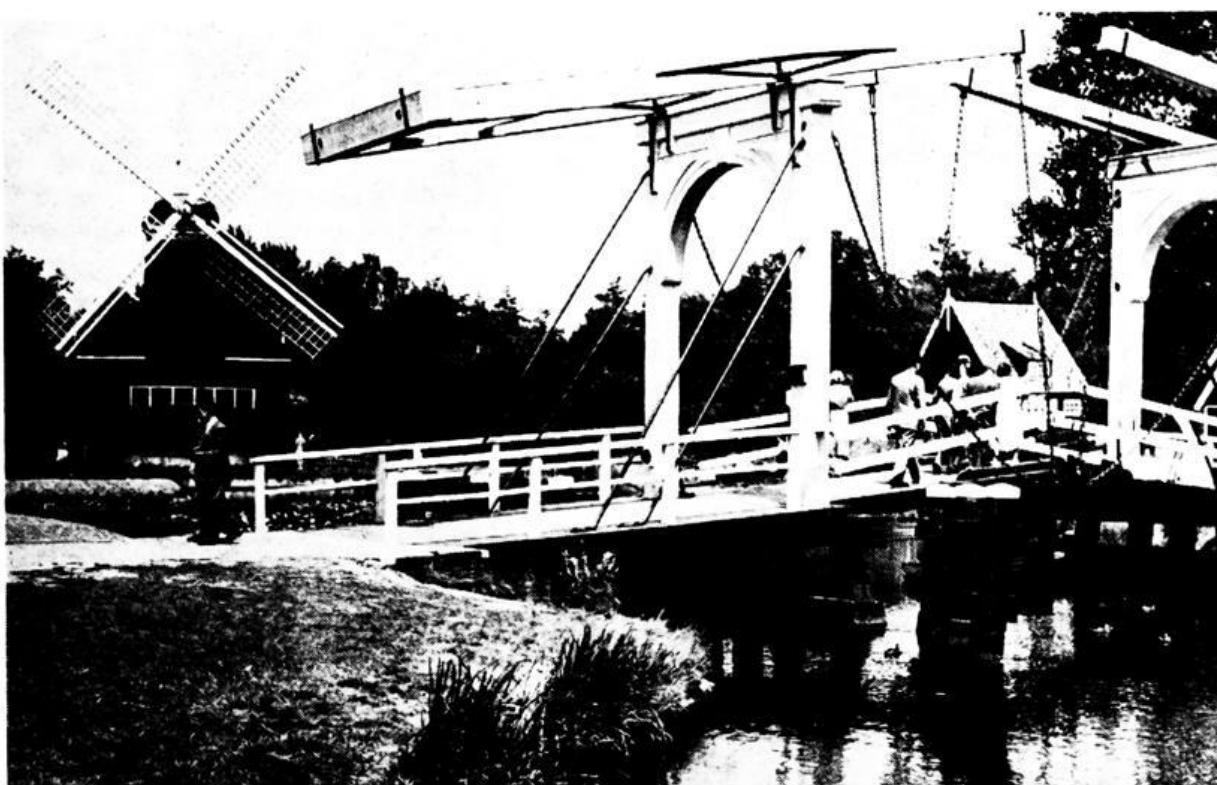
Die **Entwicklung des Museumsdorfes** in den letzten Monaten zeigte Museumsdirektor Dr. Ottenjann auf. Seit Bestehen des Museumsdorfes haben mehr als zwei Millionen Besucher aus dem In- und Ausland das Museum besucht. Trotz Zuwendungen vom Lande reichen die Geldmittel nicht aus, um die dringlichsten Vorhaben zu verwirklichen.

Stud.-Ass. Hürkamp wies darauf hin, daß die Arbeit des Ausschusses „**Naturschutz und Landschaftspflege**“ notwendig und wichtig sei, da überall im Lande durch Umlegungen, Straßenbauten und Kultivierungen das Bild der Landschaft sich stetig ändere. Die Eingriffe in Natur und Landschaft brächten zwar eine Veränderung der Landschaft mit sich; nach Abschluß der Arbeiten sei aber eine ordnungsmäßige Wiederherstellung möglich. Voraussetzung für das Erreichen dieses Zieles sei eine enge Zusammenarbeit aller beteiligten Stellen.

Über die **Pflege der plattdeutschen Sprache** gab Hauptlehrer Dwertmann wichtige Hinweise. Durch Umfrage bei den Schulen hat er festgestellt, daß 46 Prozent der Schüler die plattdeutsche Sprache von Jugend an gesprochen haben; die Untersuchungen sollen auf einen größeren Bereich ausgedehnt und auf einer der nächsten Tagungen behandelt werden.

Alwin Schomaker-Langenteilen gab ausführliche Hinweise zur Entwicklung und zum gegenwärtigen Stand der verlegerischen Arbeit am **Heimatkalender**. Er empfahl eine neue Art des Vertriebs, die sich unmittelbar





Bilder vom Freilichtmuseum in Arnheim (Holland). Oben: der Haupteingang in das „Openluchtmuseum“; unten: eine typisch holländische Landschaft im Arnheimer „Openluchtmuseum“ mit Kanal, Kanalbrücke und Windmühle.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

an die heimische Bevölkerung wenden soll, um dem Absatz eine möglichst breite Plattform zu verschaffen.

Der Delegiertentag wählte den bisherigen Vorstand einstimmig wieder, und zwar: Bauer Leo **Reinke** MdL, erster Vorsitzender; Oberregierungsschulrat Franz **Kramer**, stellvertretender Vorsitzender; Chefredakteur Hermann **Thole**, Schriftführer; Hauptlehrer Franz **Dwertmann**, Kassierer; Kaufmann Bernhard **Beckermann**, Geschäftsführer.

Der Heimatabend des Heimatvereins Lohne, der Jugendmusikschule und der Freilichtbühne gab einen tiefen Einblick in Geschichte und Kultur des Lohner Raumes.

Im Mittelpunkt des **Münsterlandtages** 1963 in Lönningen am 8. Dezember stand der Festvortrag des hochw. Herrn Paters Dr. Oswald Rohling OP über das Thema „Sinn und Aufgabe der Heimatverbundenheit“. Der Redner sagte u. a.: „Aus dieser Heimatverbundenheit erwachsen unsere Aufgaben vor der Heimat und für die Heimat. Süoldenburg als Heimatraum ist uns in die Hände gegeben und hat ein Sichwandelndes und ein Bleibendes. Das Sichwandelnde wird den Weg alles Irdischen gehen, das Bleibende muß als wertvolles, kostbares Gut allen Wandel überdauern. Wir müssen das Charakteristische, das Echte und Gediogene, das zeitlos Schöne und das allzeit Bereichernde schätzen und schützen. Wir müssen die heimatlichen Denkmäler der Vergangenheit pflegen und in Ehren halten; denn sie sind die lebendigen Zeugen für uns und für die nächste Generation, einmalig und unersetzbar.“

Vor Beginn der Festversammlung besichtigten die Teilnehmer des Münsterlandtages den Soldatenfriedhof an der Kluse, die Vitus-Pfarrkirche und den neuen Glockenturm. Der Heimatabend im Centralhotel war für die vielen Heimatfreunde aus allen Teilen des Münsterlandes ein Erlebnis.

An der **Wanderfahrt** am Peter-und-Paul-Tage beteiligten sich mehr als 300 Münsterländer in über 60 Kraftfahrzeugen. Die Fahrt führte über Dötlingen in den Hasbruch. Dort begrüßte Verwaltungspräsident Danneemann, Oldenburg, die Teilnehmer. Über Bookholzberg ging die Fahrt in das Stedinger Land; in Berne wurde die Kirche St. Ägidius besichtigt. In der Klosterruine Hude

gab P. Oswald einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Landes. Die Fahrt endete auf Gut Moorbeck.

Am 23. August 1964 fand die **Hollandfahrt** statt. Fast 100 Männer und Frauen aus den Kreisen Vechta und Cloppenburg gingen mit auf Fahrt. Besucht wurden das Freilichtmuseum Arnheim und das Kröller-Müller-Museum im Nationalpark „De Hoge Veluwe“. Alle waren von dieser Fahrt durch den sonnigen Sonntag sehr beeindruckt.

Der **Vorstand des Heimatbundes** tagte im Berichtsjahr an folgenden Tagen: am 23. 10. 1963 in Lönningen (Vorbereitung des Münsterlandtages); am 8. 1. 1964 in Cappeln; am 4. 4. 1964 in Peheim, Calhorn, Dinklage und Damme (Verteilung der ersten Preise an die Gewinner aus dem Wettbewerb des Heimatkalender); am 18. 4. 1964 Sitzung des erweiterten Vorstandes in Langförden (Wanderfahrt, Delegiertentag, Bericht über Wäperraut und Tunschere); am 9. 4. 1964 in Ahlhorn (Vorbereitung der Wanderfahrt); am 20. 4. 1964 Fahrt durchs Stedinger Land (Festlegung des Wanderweges am 29. 6.); am 28. 5. 1964 in Dinklage (Einweihung der Schweiger Mühle); am 22. 6. 1964 in Schneiderkrug (Organisationsfragen, Besichtigung des Gräberfeldes an der Drantumer Mühle); am 24. 6. 1964 in Essen (Wiederbelebung des Heimatvereins Essen).

Die zu Beginn des Jahres gestartete **Fragebogenaktion über Waperraut und Tunschere** hatte einen großen Erfolg; über 80 Antworten, 41 Fotos und zwölf Skizzen gingen ein. Über das Ergebnis ist an anderer Stelle dieses Kalenders berichtet.

Für die Arbeit des Heimatbundes in der Zukunft wollen wir uns leiten lassen von den Worten des Festredners auf dem Münsterlandtag 1963: „Wir kriechen heute Schritt um Schritt in europäische und überkontinentale Gemeinschaften hinein. Die alten dörflichen, wirtschaftlichen und politischen Grenzen und Schranken fallen. In dieser Phase eines weltgeschichtlichen Vorganges stehen wir alle. Ihre Bewältigung ist uns aufgegeben. Ein Weg — und nicht der schlechteste — führt über die Heimat. Darum laßt uns, die wir aus dem Boden dieser Heimerde erwachsen sind, in ihr festverwurzelt bleiben.“

Franz Kramer



Preisausschreiben des Heimatkalenders

„Kennst du deine Heimat?“

Liebe Heimatfreunde!

Im vorigen Jahre beteiligten sich am ersten Preisausschreiben des Heimatkalenders einige hundert große und kleine Heimatfreunde. Diese haben alle bewiesen, daß sie recht gute Kenner der Heimat sind! Die meisten Lösungen waren richtig oder zeigten nur geringe Mängel. Wir danken den Beteiligten recht herzlich, daß sie eifrig mitgemacht und so ihr Interesse für die Heimat bekundet haben.

Heute bringen wir unser 2. Preisausschreiben, und wir glauben, daß dabei die

Beteiligung noch weit größer sein wird. Es stehen wiederum viele schöne Preise bereit.

Die Lösungen müssen auf dem beigegeführten vorgedruckten Formblatt des Kalenders bis zum 1. Februar 1965 in einem geschlossenen Umschlag eingereicht werden.

Wir stellen euch aufs neue zwei Aufgaben, die unabhängig von einander gelöst und eingeschickt werden können. Wie im Vorjahre werden sich die meisten wohl beide Aufgaben vornehmen.

1. Aufgabe: Was ist es?

Nachstehende sechs Fotos sind im Oldenburger Münsterland gemacht. Was stellen

sie dar? — Das kennen wir doch! — Ob man mal hinfährt, um sich zu überzeugen?

2. Aufgabe: Wo landen die Luftballons?

Liebe junge Heimatfreunde, eigentlich hätte ich euch die Geschichte von Peter, dem „Lohner Wind“ — ihr erinnert euch sicher, wie er als blinder Passagier eine aufregende Münsterlandfahrt machte — zu Ende erzählen wollen. Aber kürzlich erfuhr ich eine interessante Begebenheit mit bunten Luftballons. Davon möchte ich zunächst berichten.

Lest die Geschichte durch! Ich hoffe, daß sie euch Freude machen wird. Ihr müßt die 24 Plätze suchen, die im Text mit Nummern gekennzeichnet sind. Die ersten fünf der gesuchten Orte liegen außerhalb des Oldenburger Münsterlandes, die nächsten zehn findet ihr im Kreis Cloppenburg und die anderen im Kreis Vechta. An vier Stellen

sind bekannte Persönlichkeiten zu raten, die ihr nennen müßt. Bitte, beachtet auch die Kartenskizze auf der Rückseite des Lösungsblattes.

Wenn es gelegentlich ein wenig schwierig werden sollte, dann nicht gleich aufgeben! Überlegt gemeinsam in der Familie! Fragt den Lehrer, den Herrn Pastor oder andere Heimatfreunde. Besonders wichtig ist es, eine Heimatkarte zu Hilfe zu nehmen.

Der Vorstand des Heimatbundes wird die ersten Gewinner persönlich besuchen. Alle anderen Sieger werden im Februar in unseren Heimatzeitungen bekanntgegeben.

Und nun gute Unterhaltung und viel Erfolg!





1



2

3

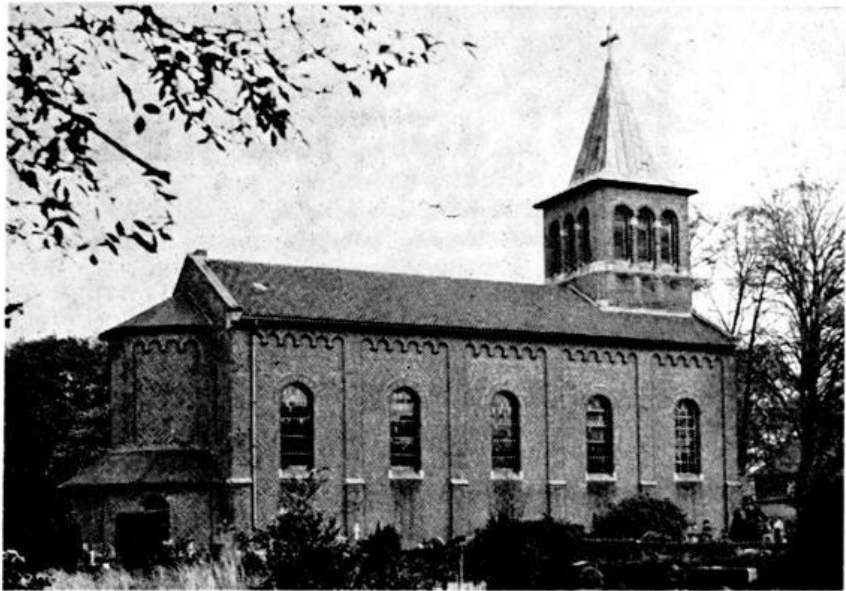


1. Aufgabe

1. Dinklage, Endel, Bokelesch?
2. Füchtel, Lohne, Lönningen?
3. Barßel, Cloppenburg, Vechta?

4. Holdorf,
Goldenstedt,
Elsten?

4



5. Damme,
Beverbruch,
Bethen?

5



6. Vechta,
Brockdorf,
Peheim?

6



Aufn. Funke (4)
Zurborg (2)

2. Aufgabe

Bunte Luftballons

Seit einer Woche sind sie auf der Nordseeinsel Wangerooge: Lehrer Wohlgemut mit seinen 25 Mädchen und Jungen aus einer Schule des Kreises Cloppenburg. Sie verbringen frohe Erholungstage in Sonne, Sand und Salzwasser. Die Julisonne hat ihre Haut braun gebrannt wie Schokolade.

Sobald die Flut kommt, laufen sie den Wellen entgegen. Sie prusten und pusten und jauchzen vor Freude, wenn ihnen das salzige Wasser ins Gesicht schlägt. Bei Ebbe graben sie im weißen Sand, bauen Burgen und zieren sie mit Muscheln und Fähnchen. Oder sie bauen Deiche, wie die Großen es tun, um das Land zu schützen.

Sonst liegen sie in den Dünen, um über die weite See zu blicken. Am Horizont ziehen große Dampfer vorbei, die von Wilhelmshaven und Bremen aus auf große Reise gehen nach Afrika und Amerika.

Mit dem Vogelwart wandern sie durch das Vogelschutzgebiet. Hier und da hockt noch ein Junges im rauen Seegras. Das kleine Austernfischerküken erhält vom Vogelwart ein blankes Ringlein um das zarte Beinchen gelegt. Oben in der Luft ziehen Seemöwen, Rotschenkel und Seeschwalben kreischend ihre Kreise ...

Heute morgen wandert die fröhliche Gesellschaft zum Westteil der Insel hinaus. Dort besteigen sie den hohen Westturm und schauen über das Wattenmeer zum Festland hinüber. Oben weht ein frischer Nordwind.

Klaus zeigt gegen die Mittagssonne und meint: „Dort gerade hinaus liegt unser Haus.“

Die blonde Resi denkt einen Augenblick über die recht kluge Bemerkung von Klaus nach und meint dann: „Wenn ich jetzt einen Luftballon hätte und ihn fliegen ließe, könnte er wohl in einigen Stunden bei Mutter auf dem Küchentisch landen.“

Das ist eine piffige Idee!

„Wie wäre es“, fragt Lehrer Wohlgemut, „wenn wir jeder einen Luftballon mit Grüßen in die Heimat schicken würden?“

Alle sind natürlich begeistert dafür. Auf dem Heimweg wird der Plan weiter ausgedacht. Das soll eine lustige Ballonfahrt werden!

Am Nachmittag im Heim verteilt Wohlgemut 25 bunte Luftballonhüllen und gibt kleine Hinweise zur Vorbereitung der Luftpostgrüße. Und schon geht es munter an die Arbeit. Damit es auch recht lustige Grüße werden, soll jeder Ballon das Gesicht des Absenders tragen und auch seinen Vornamen.

„Dann ist es so, als wenn wir selbst durch die Luft fliegen“, meint der kleine Kurt.

Mit Pinsel und Tusche zeichnen sie ihre Gesichter auf die zarten Hüllen. Otto schaut zunächst in den Spiegel, dann malt er mit gelber Farbe seinen runden Kopf auf die hellblaue Haut — abstehende Ohren, braune Sommersprossen und Haare wie eine Bürste. Karin denkt an eine Filmschauspielerin, als sie ihr Antlitz entwirft — tolle Frisur, schmale Augenbrauen und knallrote Lippen. Franz, der Witzbold, malt sein Bild wie das eines Clowns — die Nase gleicht einer roten Tomate, der Mund reicht von einem Ohr zum andern.

Bald tragen alle Luftballons ein fröhliches Gesicht. Wenn man genau hinschaut, erkennt man, wer dahinter steckt. Darunter schreiben sie ihr Vornamen. Gerd, Luzia, Renate, Hubert und wie sie alle heißen.

Lehrer Wohlgemut sagte ihnen den Text für die kleinen Luftpostbriefe, die sie an den Ballons befestigen: „Liebe Leute in der Heimat! Von der Nordseeinsel Wangerooge senden wir Euch freundliche Grüße. Wir Süddoldenburger Mädchen und Jungen verbringen hier frohe Ferientage. Wir bitten Euch sehr, gebt uns Nachricht, wo und wann Euch unser Luftballon erreicht hat. Wir danken Euch herzlich dafür.“ — Darunter folgt die Heimatanschrift.

Am nächsten Tag ist es Sonntag. Die Sonne scheint wieder von einem wolkenlosen Himmel. Von der See her weht ein frischer Nordwind. Frühmorgens haben unsere Feriengäste in der schönen, neuen St.-Willehad-Kirche beim Meßopfer gebetet und gesungen. Nun wandern sie mit ihren prallgefüllten Luftballons zum Leuchtturm, der die Häuser der Insel hoch überragt. Viele Stufen müssen sie aufwärts klettern



bis zur Plattform, von wo aus abends das helle Licht weit über das Meer strahlt.

Alle sind so aufgeregt, als wollten sie selbst eine Luftreise antreten. Schon will Karl seinen Ballon starten, aber Wohlgemut hält ihn zurück: „Wir starten gemeinsam! Zunächst muß unser Häuptling, der Klassensprecher Heinrich, eine kleine Abschiedsrede halten.“

Sie überprüfen noch einmal ihre Luftballons und die Briefe, die daran befestigt sind. Dann spricht Heinrich: „Liebe Luftballonkinder! Ihr macht jetzt eine große Fahrt. Grüßt unsere Eltern und alle lieben Freunde in Stadt und Land! Fliegt vorsichtig und kommt nicht vom rechten Weg ab! Wir wünschen euch eine frohe und glückliche Reise! — Auf die Plätze — fertig — los!“

Fünfundzwanzig bunte Luftballons steigen in den tiefblauen Sommerhimmel. Der Wind erfaßt sie, federleicht schweben sie davon. Unten auf der Straße freuen sich die Leute über das fröhliche Spiel, auch die kleinsten Strandgäste jubeln der lustigen Reisegesellschaft zu.

Oben auf dem Leuchtturm blicken unsere Freunde noch lange ihren bunten Sommervögeln nach. Fragen wirbeln durcheinander: Ob wohl alle unser Südoldenburg erreichen? Wer wird am weitesten fliegen und Sieger bei der aufregenden Ballonfahrt werden?

Kleiner und kleiner werden die blauen, grünen, weißen, roten und gelben Punkte — bald werden sie wohl das Festland erreicht haben. — — —

+

Der Wind treibt die bunten Wandervögel rasch vorwärts. Unter ihnen dehnt sich das weite Meer, in dem sich blau der Himmel spiegelt. Wo das Wasser sich dunkel abzeichnet, fahren große Schiffe den Häfen zu. Als sie die Küste erreichen und festen Boden unter sich wissen, wird den Ballons leichter ums Herz.

Wie eine riesige Landkarte breitet sich unten das Land aus. Hinter den Deichen liegen die Häuser und Dörfer im hellen Sonnenlicht. Die vielen schwarzbunten Kühe auf den weiten, grünen Marschenweiden sind kaum daumengroß. Der Zug, der gerade von Carolinensiel abdampft, gleicht der Spieleisenbahn im Weihnachtsschau-fenster.

Links liegt die große Stadt Wilhelms-haven, der hohe Rathausturm überragt alles. Im Ölhafen hat ein riesiges Tankschiff fest-

gemacht. Wie interessant und aufregend ist es, hoch vom Himmel auf die bunte Welt herabzuschauen!

Unsere Reisegesellschaft fliegt nicht mehr ganz geschlossen. Einige Ballons haben sich selbständig gemacht. Es ist wie bei einer Schulklasse auf der Wanderung, wenn der Lehrer seinen Kindern die Freiheit läßt; die einen schwärmen nach links, andere nach rechts auf Entdeckung aus.

Am Schluß treibt „Emil“. Der strohgelbe Ballon liegt weit zurück, ist müde und träumt. Er gibt sich keine Mühe, den Anschluß zu halten. Wo die Nordsee landeinwärts eine tiefe Bucht (1) bildet — aus der Höhe sieht sie aus wie ein riesiger Spaten, an dem bei Dangast ein großes Stück herausgebrochen ist — fällt „Emil“ unweit vom Leuchtturm ins salzige Wasser. Schade! Wenn er sich mehr Mühe gegeben hätte, wäre er viel weiter gekommen. —

Der braune „Martin“ wird von umlaufenden Winden erfaßt. Er treibt nach Südwesten ab und hat sein Ziel verloren. Unter ihm liegen weite Moorflächen. An einem Kanal entlang erstreckt sich ein großes Dorf (2). Rote und weiße Begonienfelder leuchten herauf. In den Glasdächern riesiger Gewächshäuser spiegelt die Sonne. „Paß auf, Martin!“ — Aber zu spät. Er streift den Rand eines der hohen Schornsteine des Elektrizitätswerkes, fällt in den schwarzen Abgrund und wird nie mehr gesehen! —

Das große Feld der übrigen Wanderer hat die Stadt Jever überflogen und schon den Neuenburger Urwald erreicht. In der Mitte schweben ein roter und blauer Ballon dicht beisammen. Zwei der Ferienkinder auf Wangerooge, Maria und Heinrich, die auch in ihrem Heimatdorf Nachbarkinder sind, haben unbemerkt ihre beiden Luftballons mit den Schnüren verbunden, um sie gemeinsam auf den langen Reiseweg zu schicken. So fliegen „Maria“ und „Heinrich“ Hand in Hand und betrachten aus der Höhe frohgemut die wunderbare Gotteswelt . . .

Eine ganz falsche Richtung hat die feuerrote „Karin“ eingeschlagen. Der Wind, dieser unbeständige Geselle, spielt leichtfertig mit ihr. Weit von den anderen fliegt sie nach Südosten der großen Stadt (3) entgegen. Die feine Dame möchte Großstadtluft atmen. Sie segelt über die ausgedehnten Hafenanlagen hinweg, den grünschimmernden Türmen des Domes entgegen nach dem Rathausplatz. Aus einem Café klingt Schlagmusik heraus, „Karin“ gleitet langsam



tiefer — und schon ist das Unglück da. Das mächtige Schwert des „Riesen Roland“ trifft sie mitten ins Herz. Sie fällt auf die Straße und kommt unter die Räder. Am nächsten Tag werden die Überbleibsel von der großen Kehrmaschine verschluckt. —

Auch der ehrgeizige „Josef“ geht eigene Wege. Er möchte hoch hinaus und alle andern tief unter sich lassen. So steigt er der Sonne entgegen, vergißt alle Grenzen und überspannt seine Kräfte. Höher und höher steigt er empor, immer straffer spannt sich seine Haut. Dann kommt es, wie es kommen muß! Peng! Ein Knall, und die schlaffe violette Hülle purzelt in die Tiefe. Bei Dreierbergen fällt sie in das Schilf des Sees, den die Leute „Meer“ (4) nennen. „Josef“ sieht nichts mehr von der schönen Parklandschaft ringsum und von den weißen Häusern des Kurortes am südlichen Ufer. —

Weit an der Spitze der bunten Reisegesellschaft fliegt „Erich“. Er möchte die Ballonfahrt gewinnen und hastet darauf los, wobei er jede Aufmerksamkeit und Sorgfalt außer acht läßt. Wir kennen Erich aus der Schule, er hat seinen Aufsatz immer am frühesten fertig und wundert sich nachher, daß er so viele Fehler gemacht hat. Seine Buchstaben liegen auf dem Papier wie Rennfahrer auf ihren Rädern. So rennt „Erich“ weiter und überschlägt sich fast. Als erster hat er Oldenburg erreicht. Über der freundlichen Landeshauptstadt sollte er wenigstens verweilen. Aber er nimmt sich keine Zeit und eilt weiter, rennt und rennt, bis er sich zwischen Oldenburg und Wildeshausen am hohen Fernsehturm (5) die Nase einrennt. Seine blaßgelbe Hülle ist noch heute 200 m hoch im Gestänge des Senders zu erkennen . . .

+

Stunden sind seit dem Start vergangen. Fünf Außenseiter der bunten Reisegesellschaft haben ihr Ziel nicht erreicht. Die übrigen frohen Wanderer gelangen über das Münsterland. Soeben wurde von ihnen die Nordgrenze des Kreises Cloppenburg überflogen. Wer wird nun den Siegespreis dieser sonntäglichen Ballonfahrt gewinnen?

Hein Meiners aus Barßel, der mit anderen Jungen aus der Nachmittagsandacht kommt, bemerkt sie und ruft begeistert: „Seht mal, viele bunte Luftballons!“

„Und kleine Briefe hängen daran“, stellt der blonde Edu fest. Leider will keiner zu ihnen herunterkommen.

Einige Kilometer weiter westlich sinkt jetzt ein gelber Ballon langsam tiefer. Es ist „Ellen“. Die weite Reise hat sie angestrengt, und „Ellen“ sehnt sich nach einem stillen Plätzchen zum Ausruhen. Wo könnte sie es besser finden als im Klosterbusch (6) bei der uralten, mit Efeu berankten Johanniterkirche? —

Aus der Höhe erkennen die anderen Wandersleute deutlich das Oster- und Westermoor, die das Saterland einschließen. Neue Straßen und breite Wasserzüge ziehen sich durch das früher so unwegsame Gelände und zahlreich leuchten die roten Dächer der neuen Siedlungshäuser.

„Karin“ schwebt über Strücklingen hinweg, an der Sater-Ems entlang auf Ramsloh zu. Hier fällt sie gerade vor die Füße eines Mannes (7) nieder, zu dem sie hoch aufblicken muß. Er ist ein rechter Münsterländer, von den Menschen der Heimat vertrauensvoll geachtet und geschätzt. Viele Jahre hat er mit kluger Umsicht und aufrechter Tatkraft dem Landkreis Cloppenburg als Landrat gedient. Er hebt den kirschroten Luftballon auf und freut sich herzlich über die Sonntagsgrüße der Ferienkinder aus Wangerooge. Noch heute will er Antwort geben!

Der dicke „Gerd“ wäre in Scharrel beinahe an den Flügeln der hohen Windmühle hängengeblieben. Zwischen Sedelsberg und Neuscharrel kreuzt er den Küstenkanal. Er schafft noch ein kleines Stück, dann landet er im Hafen (8) an der Marka. Aber kein Boot ist mehr zu sehen, nur Enten und Gänse schwimmen auf dem flachen Wasser. — Früher war das anders; da befand sich an dieser Nahtstelle zwischen Moor und Land eine wichtige Schiffsstation. Von weit und breit kamen aus dem Münsterlande Pferdegespanne und tauschten in diesem Hafen ihre Waren. Bald entdecken die Kinder des nahen Gutshofes den dunkelblauen Ballon. — —

„Maria“ und „Heinrich“, die beiden Unzertrennlichen, sowie noch einige der anderen Ballons fliegen über Friesoythe weg. Sie erkennen das Impfstoffwerk, die Marienkirche, neue Schulen und die alte Wassermühle. Entlang der Soeste, die anmutig in vielen Schleifen durch grüne Wiesen dahinfließt, erreichen sie die Talsperre. Viele hundert bunte Zelte grüßen herauf. Im Wasser herrscht vergnügliches Treiben.

Bald sind sie in Cloppenburg. Hier gleitet der flachsblonde „Hubert“ dicht bei der Andreaskirche herunter und fällt in einen



Garten, wo im Schatten der Bäume der hochwürdige Herr Prälat in einem Buch liest. „Hubert“ sinkt ganz sacht tiefer und tupst dem verehrten Heimatpastor (9) gerade auf die Nase, hüpfte noch einmal in die Höhe und landet dann in den Händen des Priesters. Unser Prälat ist herzlich erfreut über die Grüße der Ferienkinder. Gleich nimmt er die Feder zur Hand und schreibt seine Antwort in heiteren Versen nieder . . .

„Brigitte“ fliegt von Cloppenburg weiter nach Süden. Sie streift mit ihrem Brief die Schwanzfedern des Hahns auf Sevelten's Kirchlein. Beinahe wäre sie daran hängen-geblieben, jedoch der Wind gibt ihr noch einmal Auftrieb. So schafft sie es im Tief-flug bis zum nächsten Ort, wo ein recht kleines Türmchen vor der Kirche steht. Die Leute sagen davon, sie könnten bei Regen-wetter den Turm ins Gotteshaus stellen. „Brigitte“ macht noch einen kleinen Luft-sprung weiter und landet dann mit ihrem rosaroten Kleid inmitten der Wallanlagen der Quatmannsburg (10). — —

„Luzia“ ist über Markhausen, Peheim in die Gemeinde Lindern gelangt. Bei einer kleinen Bauerschaft hakt sie sch am Holz-arm eines Busekerls fest, den der Lehrer in seinen Kirschbaum gesetzt hat. Die Dros-seln blicken erstaunt nach dem zitronen-gelben Fluggast, dann speisen sie munter weiter am reichlich gedeckten Tisch. Die Bauerschaft (11) liegt in friedlicher Sonntagsstille.

Wie ganz anders war das hier am 1. Juni 1927! Da wurde der Himmel finster und ein schrecklicher Wirbelwind tobte los. Die Dächer wirbelten in die Luft, Bäume wurden entwurzelt, Höfe und Wege boten in kurzer Zeit ein Bild schrecklicher Zerstörung. Das ist lange her. Heute liegt lauter Sonnenschein über die Bauerschaft. Des Lehrers Sohn klettert in den Kirschbaum und befreit die verschämte „Luzia“ vom Arm des Busekerls. — —

„Kurt“ und „Fritz“ haben Molbergen erreicht. Durch die festlich geschmückten Straßen zieht ein langer, bunter Zug mit Fahnen, Bannern und vielen Musikkapellen. Tausende Kolpingsöhne feiern ihren großen Kolpingtag im schönen Molbergen. Doch „Kurt“ und „Fritz“ eilen weiter. Sie möchten die Ballonfahrt gewinnen. Schon in der nächsten Gemeinde (12), wo an zahlreichen Stellen riesige schwarze Hämmer sich gleich-mäßig auf- und abbewegen, um das kostbare Öl aus dem Boden zu pumpen, steigt „Kurt“ nieder. Nahe beim Verwaltungs-

gebäude der Ölgesellschaft findet ein Wär-ter die grüne Hülle. — —

„Fritz“ schafft es bis zum Hauptort der Nachbargemeinde. Dort fliegt er gerade-wegs drei jungen Burschen in die Arme, die mit fröhlichem Gesang über die Hasebrücke maschieren. Sie kommen wohl von der Kirmes; denn sie tragen bunte Strohhüte auf den Köpfen und Papierblumen in den Knopflöchern. Immerzu singen sie: „Wie London an der Themse, jedoch nicht ganz so groß, liegt (13) an der Hase und handelt frisch drauf los!“ Mit lautem Juchhe wird der veilchenblaue Luftballon von dem fide-len Kleeblatt begrüßt. Aber die drei Bur-schen verspüren wenig Lust, die Grüße zu beantworten. Sie schenken den Ballon einem hübschen Mädchen, das gerade vor-beikommt . . .

Andere Luftballons haben sich ihren Weg über Altenoythe und Bösel gesucht. Abseits über dem Vehnemoor schwebt so der braune „Otto“ und landet schließlich nahe der Ostgrenze des Landkreises in einer neuen Siedlung (14). Wo vor zwölf Jahren noch einsames Moor war, trifft er nun auf ein blühendes Dorf. Tüchtige Sied-ler aus dem Münsterlande sind hier mit großem Fleiß ans Werk gegangen. Vor zwei Jahren fuhr sogar unser Bundespräsi-dent hierher, um den Männern, Frauen und Kindern seine Anerkennung auszusprechen. Beim schlichten Gedenkstein, der an den Planer und Förderer der Siedlung erinnert, wird „Otto“ vom Siedlersohn Anton ge-funden. — —

Die kleine „Hanna“ in ihrem lila Kleid überquert die Gemeinde Garrel, erreicht die Fischteiche, den Baumweg und landet bald darauf in einer Bauerschaft (15) der Ge-meinde Emstek. Dort, wo riesige Sandwälle den Verlauf der künftigen Autobahn kenn-zeichnen, und wo eine alte Mühle auf dem „Hexenberg“ steht, fällt sie in ein germani-sches Grab. Der kleinen „Hanna“ gruselt es. Ihre Haut zieht sich vor Schreck zusammen, als sie die Skelettreste im gelben Lehm-boden erkennt. Zum Glück ist ein Besucher zur Stelle, der sich gerade die Ausgrabun-gen an dieser germanisch-christlichen Be-gräbnisstätte ansieht. Er angelt die ver-schüchterte „Hanna“ mit seinem Spazier-stock aus der gruseligen Grabkammer und nimmt sie mit nach Hause.

+

Im Oldenburger Farbenkleid blau und rot werden „Heinrich“ und Maria“ sowie die anderen Ballons vom Wind weiter über das Münsterland getragen. Welch wunder-

bares Gefühl, so über der Heimat hinzufliegen . . .

Nur dem Wanderer der Luft ist es vergönnt, dieses Land in seiner ganzen Schönheit zu erfassen. Müssen hier nicht Menschen wohnen, die glücklich und zufrieden sind? Müssen diese Menschen nicht dem Schöpfer dafür danken, daß er ihnen dieses Land zur Heimat gab? Es kann gar nicht anders sein, daß überall in Dorf und Stadt das Gotteshaus die Mitte bildet. Wie öde und gewöhnlich würde alles scheinen, wäre Gott hier nicht zu Hause — eine Heimat ohne Seele!

Es ist ein Sonntag voll Sonne und Freundlichkeit. In den Gärten zwischen Blumen und blühenden Sträuchern sitzen die Familien am Kaffeetisch. Sie freuen sich, als am blauen Himmel die bunten Luftballons dahinziehen. Zehn Wandervögel haben es bis zum Kreis Vechta geschafft. Wer von ihnen aber wird das weiteste Ziel anfliegen? Es ist nicht leicht, ohne Karte und Kompaß sich in der Luft zurechtzufinden. Auch sind aus der Höhe keine Wegweiser zu erkennen.

So gerät „Karl“ aus der Südrichtung, als er auf Visbek lossteuert. Wie ein bunter Teppich liegt das Land mit üppigen Feldern, Wiesen und Weiden unter ihm. Ein wunderschöner Wald, das Herrenholz, verlockt zur Rast. Aber „Karl“ gibt sich einen kleinen Schwung und setzt erst in der alten Burganlage (16) zwischen Lutten und Goldenstedt zur Landung an. Zwischen den vier Meter hohen Erdwällen ruht er aus. Ein Studienrat aus Vechta, der seine sonntägliche Spazierfahrt mit dem Fahrrad macht, findet den orangefarbenen Ballon an diesem idyllischen Platz. — —

Währenddessen eilt „Christa“ in ihrem weißen Kleid auf Bakum zu. Hell reckt sich der hohe Kirchturm gen Himmel. Jedoch die vielen Gasthäuser um das Gotteshaus erkennt sie aus der Höhe nicht. Sie fliegt die Bahn entlang bis zur nächsten Station. Dort weiß sie aber nicht weiter. Aus allen Himmelsrichtungen kreuzen sich die Straßen. So faßt „Christa“ den Entschluß, ihre Reise zu beenden. Das nahegelegene Gut (17) am Moorbach lockt zu freundlicher Einkehr. Durch die schattige Allee und über den breiten Wassergraben hinweg schwebt sie anmutig auf das mit buntem Wappen geschmückte Gutshaus zu. Am Haupteingang wird sie herzlich vom Herrn Baron empfangen. — —

„Klaus“ und „Bernd“ haben inzwischen Vechta erreicht. Als „Bernd“ „In den Moor-
gärten“, so heißt die Straße, an dem offenen Fenster eines hübschen Hauses neugierig herunterschwebt, wird er von den Händen einer bekannten Dame aufgefangen. In den Schränken ihres Wohnzimmers erkennt er viele Bücher. Auf dem Tisch liegen beschriebene Blätter — die Erzählung für den diesjährigen Heimatkalender. Der glückliche Zufall hat den goldgelben „Bernd“ nach dem Hause unserer Heimatdichterin geführt (18), die so viel Schönes und Wertvolles aus der Heimat und für die Heimat aufgeschrieben hat. Täglich erhält sie viele Grüße aus ihrem großen Freundes- und Bekanntenkreis, aber diese Sonntagsgruß aus heiterem Himmel macht ihr besondere Freude. So schreibt sie gleich einen Antwortbrief, und zwar in der von ihr so geliebten plattdeutschen Heimatsprache. —

Nicht weniger erfreut über die Luftpostgrüße ist ein Dominikanerpater (19) in Füchtel, als ihm der silbergraue Ballon „Klaus“ in den Weg fällt. Der Herr, Professor an der Hochschule — viele Jahre war er auch ihr Direktor — ist ein großer Freund der heimatlichen Flur mit ihren Bäumen und Blumen. Er kennt alles, was da kriecht und fliegt. Jung und alt vertrauen sich seiner Führung bei den Fahrten des Heimatbundes gern an. Wie alle guten Menschen kann er sich an einfachen Dingen erfreuen und antwortet freundlich auf die Grüße der Ferienkinder. Ja, er spricht ihnen sogar seine Anerkennung aus für ihre gute Idee und teilt mit, daß „Klaus“ gegen 19 Uhr in der Nähe der Kapelle des frommen Pater Titus gelandet ist. — —

Nur wenige Luftballons sind noch in der Luft. Bald muß sich entscheiden, wer die weiteste Flugstrecke zurückgelegt hat.

Die zarte „Renate“ ist schon über Vechta hinaus. Wer hätte ihr diese Leistung zuge-
getraut? Einladend leuchtet unten das reizende Städtchen im Grünen (20), ein rechter Platz zur Erholung. „Renate“ segelt tiefer. Zwischen Baumgruppen versteckt liegt das dichtbesetzte Freilichttheater. Mehrere tausend sommerliche Gäste schauen in froher Laune dem heiteren Spiel „Junge Deern up'n Hoff“ zu. Als der weinrote Luftballon über die Köpfe der Zuschauer hinwegschwebt, möchten viele Hände ihn fassen. „Renate“ aber fliegt geradewegs in die Arme jenes blonden Jungen, der voriges Jahr als blinder Passagier im roten Kombi die interessante Münsterlandfahrt gemacht hat . . .



Lösungsblatt

zum Preisausschreiben „Kennst du deine Heimat?“

Bitte nur dieses Lösungsblatt bis zum **1. Februar 1965** in einem geschlossenen Umschlag einsenden an:

Heimatbund für das Oldenburger Münsterland
Preisausschreiben Heimatkalender 1965
4591 Cappeln (Oldb)

Erste Aufgabe: Was ist es?

- | | |
|---------|---------|
| 1. | 4. |
| 2. | 5. |
| 3. | 6. |

Zweite Aufgabe: Wo landen die Luftballons?

- | | |
|----------|----------|
| 1. | 13. |
| 2. | 14. |
| 3. | 15. |
| 4. | 16. |
| 5. | 17. |
| 6. | 18. |
| 7. | 19. |
| 8. | 20. |
| 9. | 21. |
| 10. | 22. |
| 11. | 23. |
| 12. | 24. |

Name: _____ Vorname: _____

Wohnort: _____ Alter: _____

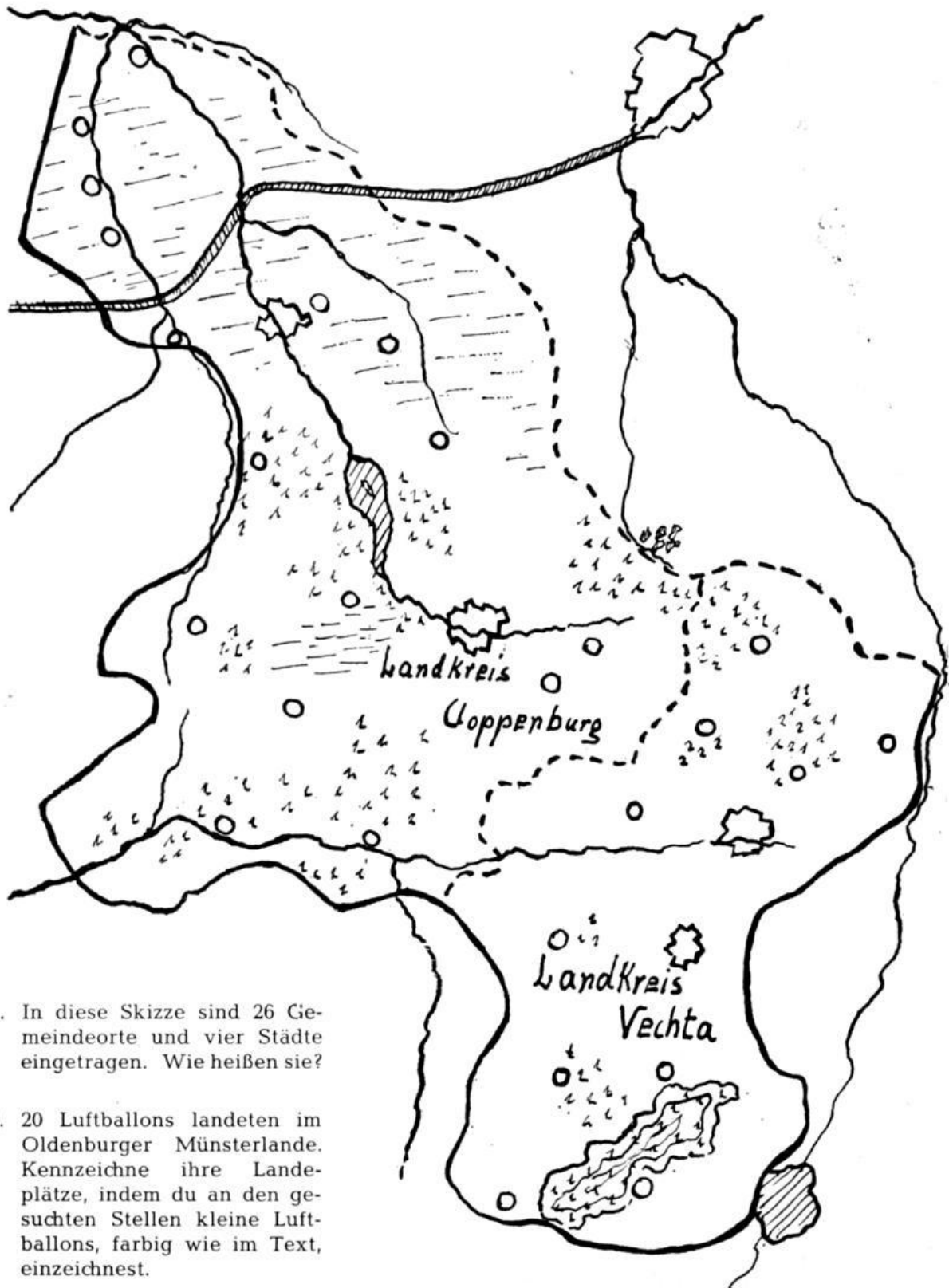
Zur Lösung der 2. Aufgabe gehört auch die Ausfüllung der Kartenskizze auf der Rückseite!



Skizze des Oldenburger Münsterlandes

Landkreis Cloppenburg mit 18 Gemeinden

Landkreis Vechta mit 12 Gemeinden



1. In diese Skizze sind 26 Gemeindeorte und vier Städte eingetragen. Wie heißen sie?
2. 20 Luftballons landeten im Oldenburger Münsterlande. Kennzeichne ihre Landeplätze, indem du an den gesuchten Stellen kleine Luftballons, farbig wie im Text, einzeichnest.

Inzwischen überfliegt der schwarze „Rolf“ die St.-Anna-Klus und nimmt Kurs auf eine Bauerschaft rechter Hand (21). Dort sind inmitten von behäbigen Bauernhöfen das Kloster und die Kirche der Franziskaner zu sehen. Nicht weit davon landet er auf dem elterlichen Hof des bekannten Springreiters Alwin Schockemöhle. „Rolf“ hätte Alwin gern selbst angetroffen, um ein Autogramm für seine jungen Freunde auf Wangerooge zu erhalten. Aber dieser ist leider mit seinen berühmten Pferden „Ferd! und „Freiherr“ auf einem großen Turnier, um sich auf die Olympiade in Tokio vorzubereiten.

Über Hausstette und Carum hat die hellblaue „Resi“ ihren Weg genommen. Als vor ihr in der reizvollen Landschaft der große Ort Dinklage auftaucht, möchte „Resi“ der mächtigen Wasserburg und ehrwürdigen Geburtsstätte des großen Kardinals von Galen einen Besuch abstatten. Der Wind läßt sie aber nicht zur Ruhe kommen. Er treibt sie noch zwei Kilometer weiter und setzt sie dann auf einer neu hergerichteten Mühle (22) etwas unsanft ab. Zwischen den weißgestrichenen Holzstäben der hohen Flügel bleibt sie stecken. Zum Glück kommt bald ein Junge aus Dinklage und befreit sie aus ihrer ungemütlichen Lage. Interessiert schreibt er zu Hause gleich eine Postkarte, um die Landung des Ballons „Resi“ auf der Windmühle bei Dinklage zu melden. — —

Jetzt wird es spannend! Die Ballonfahrt geht dem Ende zu. Von den fünfundzwanzig Luftballons sind nur noch drei im Rennen.

Es scheint, als ob „Franz“ den Sieg erringen wird. Der gelbe Ballon mit dem lustigen Clownsgesicht hat im Süden die Berge erreicht. Wenn er diese noch überfliegen könnte, wäre ihm wohl der erste Platz sicher. Auch möchte der Witzbold gern den großen Ort (23) jenseits der Berge kennenlernen, wo die Leute zur Fastnachtszeit genau so närrisch sind wie er. „Franz“ hat Glück und wird von einem günstigen Aufwind um hundert Meter höher gehoben. So streicht er sicher über die bewaldeten Höhen hinweg. Ein unvergleichlich schönes Bild der Heimat bietet sich ihm dar. Auf halber Höhe entdeckt er die neue Sportanlage, die die Gemeinde vorbildlich angelegt hat. Beifall klingt herauf. „Franz“ als rechter Junge muß hin, um das Spiel zwischen den Rotweißen und dem Ballspielverein Cloppenburg näher anzusehen. Der Kampf steht immer noch 0:0. Da will „Franz“ etwas nachhelfen. Als der Mittelstürmer der Rotweißen gerade einen Bombenschuß

abfeuert, streicht der gelbe Luftballon vor dem Tor der BV-Cer her, lenkt den Torwart ab und — 1:0 für die Rotweißen. Das ist der Sieg. Nach diesem Streich stürzt sich „Franz“ gleich nebenan ins klare, blaue Wasser des Bades. Er möchte sich nach der langen Reise erfrischen. Unter den vielen Schwimmern hebt ein lustiger Wettstreit um den gelben Luftballon an, den dann eine kleine Badenixe entführt. — Ob „Franz“ den Siegespreis gewonnen hat?

Die beiden letzten Luftballons sind noch nicht am Ziel. „Maria“ und „Heinrich“ haben Holdorf passiert. Sie fliegen in beständiger Fahrt weiter nach Süden. Die Landesgrenze kann nicht mehr weit sein. Klar leuchten ihre Oldenburger Farben blau und rot in der sinkenden Sonne. Links blicken die beiden auf die liebliche Landschaft mit Hängen und Höhen.

Schließlich tauchen in einer weiten Mulde die hohen Türme zweier Kirchen — wohl eine Besonderheit des Dorfes (24) — auf. Der Wind hat aufgehört. Abendliche Stille liegt über dem weiten Land. „Maria“ und „Heinrich“ sinken der Erde zu. Im Garten des St.-Marien-Stifts, der segensreichen Heilstätte, begegnen sie einer alten Frau, die durch Krieg und Flucht viel Schweres erfahren mußte. Hier bei den Schwestern Unserer Lieben Frau hat sie herzliche Aufnahme gefunden. Wem anders könnten „Maria“ und „Heinrich“ am Ziele ihrer sonntäglichen Fahrt eine schönere Freude bereiten als dieser vereinsamten Mutter? —

Damit ist die Reise der fünfundzwanzig bunten Luftballons zu Ende. „Maria“ und „Heinrich“ — erinnern wir uns: sie waren zusammengebunden! — haben das weiteste Ziel erreicht, ihnen gebührt der Ehrenpreis!

+

Eine Woche ist vergangen. Die Ferienkinder kehren von Wangerooge in ihr Heimatdorf zurück. Inzwischen sind von den Landeplätzen ihrer Luftballons die Nachrichten und Grüße eingetroffen. Das ist eine Freude und Begeisterung!

Auf ihren Landkarten kennzeichnen die Kinder die erreichten Plätze mit kleinen, bunten Luftballons und setzen ihre Namen dazu. Besonders glücklich sind natürlich Maria und Heinrich, die beiden Nachbarkinder, deren Ballons gemeinsam das weiteste Ziel erreicht haben. Lehrer Wohlgemut trägt das frohe Erlebnis seiner Klasse in die Schulchronik ein und legt alle die lieben Grüße aus dem Münsterlande dazu.

Franz Dwertmann



Der 1. Vorsitzende des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Bauer Leo Reinke MdL aus Bokel bei Cappeln, überreicht persönlich einen Gewinn aus dem ersten Preisausschreiben unseres Kalenders (1964) an den Schüler Hans Niemann in Peheim. Aufn. Heinz Zurborg

Preisausschreiben: Kennst du deine Heimat

Die ersten zehn Gewinner des Preisausschreibens 1964

- | | |
|--|--|
| 1. Heitmann, Dieter, Dinklage, Lohner Str. | 6. Haskamp, Ludger, Vechta, Grünenmoor 7 |
| 2. Niemann, Hans, Peheim | 7. Hülkamp, Hermann, Bevern |
| 3. Ruholl, Waltraud, Calhorn | 8. Meyer, Alfons, Amerbusch/Lutten |
| 4. Heye-Enneking, Rosa, Oldorf b. Damme | 9. Rohe, Maria, Lohne, Lindenstraße 69 |
| 5. gr. Burhoff, Carla, Addrup/Bevern | 10. Lübke, Heinrich, Bokel/Cappeln |

Lösungen des vorjährigen Preisausschreibens

I. Aufgabe

- | | |
|------------------------------|---------------------|
| 1. Altenoythe | 4. Galgenmoor |
| 2. Waldhütte, Löniger Führen | 5. Talsperre |
| 3. Burg Dinklage | 6. Klus in Südlohne |

II. Aufgabe

- | | |
|-------------------|---------------------|
| 1. Lohne | 12. Cappeln |
| 2. Vechta | 13. Cloppenburg |
| 3. Oythe | 14. Bethen |
| 4. Goldenstedt | 15. Varrelbusch |
| 5. Visbek | 16. Oldenburg |
| 6. Engelmannsbäke | 17. Thüle |
| 7. Langförden | 18. Markhausen |
| 8. Spreda | 19. Friesoythe |
| 9. Schwichteler | 20. Hunte-Ems-Kanal |
| 10. Molbergen | 21. Saterland |
| 11. Dümmer | 22. Barßel |

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta, Bremer Str. 3
Vorwort	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Damme-Langenteilen i. O. 5
Kalendarium	 6
Zu den Monatsbildern	Jos. Hürkamp, Stud.-Ass., Dinklage i. O. 30
Die aktuelle Notwendigkeit der Heimatarbeit	Robert Dannemann, Verwaltungspräsident, Oldenburg i. O. 35
Wor is de Heimat un wor is de Heimat nich?	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O. 39
Sinn und Aufgabe der Heimatverbundenheit	P. Oswald Rohling OSB, Prof. Dr. Dozent, Vechta i. O., Führtel 41
Gespräch der alten Männer über den Krieg	Hanke Bruns, Schriftsteller, Hamburg, Postfach 14013 48
Das letzte Haus auf der Kleihörn	Fritz Diekmann, Oberreg.- und Vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude 50
Pattdütske Gratlatschon an Prof. Korl Jaspers	Franz Morthorst, a. a. O. 52
Pflege und Förderung der plattdeutschen Sprache	Heinz von der Wall, Lehrer, 4559 Ankum, Krs. Bersenbrück 53
Abendsonne über der Waldlichtung	Franz Morthorst, a. a. O. 57
Plattdeutsch und Polnisch	Franz Morthorst, a. a. O. 58
Der „Zägenboart“	Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O., Bahnhofstr. 59
Im Hinterland	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O. 61
Dat Postgeheimnis	Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Lohne i. O., Brinkstraße 13 70
Freudentränen . . .	Helga Clever, Cloppenburg i. O., Vahrenener Str. 5. 72
Erinnerungen an einen Frühvollendeten	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor i. R., Cloppenburg i. O. 74
Apfel im Gras	Hans Pille, Dülken/Niederrhein, Viersener Straße 76 82
Eine Hasengeschichte	Heinrich von der Wall, Hemmelte i. O. 85
Lustige Geschichten von Flöhen, Ingeln und Mäusen	Fritz Bitter, a. a. O. 86
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers	Hermann Bitter, a. a. O. 91
Der kluge Hans oder lustiges Pferdelaitein	Wilhelm Lennemann † 96
Naturschutz-Jugendgruppe in Dinklage gegründet	Dieter Heitmann u. Bernhard Tinnermann, Dinklage i. O. 97
Der Strolch	Hans Varnhorst, Rektor, Lindern i. O. 100
Breiw an't Christkindken	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat i. R., Cloppenburg i. O. 106
Sitte und Brauchtum im Wechsel des Jahres	Franz Kramer, Oberreg.- u. Oberschulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstr. 51 108
Volkstum als lebendige Auswirkung	Franz Kramer, a. a. O. 111
Wachsen uns die Kinder über den Kopf?	Dr. med. Edmund Zimmermann, Medizinalrat, Vechta i. O., Gesundheitsamt 114
Berufsmöglichkeiten für Jungen und Mädchen	Kreisamt Vechta i. O. 116
Trari, Traral Die Post ist da!	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstr. 1. 119
Domkapitular Franz Vorwerk	Heinrich Bockhorst, a. a. O. 125
Aus der Arbeit des Heimatbundes	Franz Kramer, a. a. O. 128
Preisausschreiben des Heimatkalenders	Franz Dwertmann, Rektor, Cappeln i. O. 131
Lösungsblatt Heimatkalender 1965	 139
Preisträger und Lösungen des vorjährigen Kalenders	 142
GEDICHTE	
Tüsken Wolken un Wind	Hubert Burwinkel, a. a. O. 36
Möhlensterben	Hubert Burwinkel, a. a. O. 36
Neue Heimat	Erika Täuber, Vechta i. O., Hohe Bank 12 47
Dat grote Lüchten	Hans Varnhorst, a. a. O. 54
Danzleed	Hans Varnhorst, a. a. O. 56
Mein Lied	Heinz Schewe † 73
Frage	Erika Täuber, a. a. O. 84
Unsere Vögel im Winter	Erika Täuber, a. a. O. 98
Sünnerklaos . . .	Hajo Osterholt 106
Kinnertied	Erika Täuber, a. a. O. 116
Us Katt	Erika Täuber, a. a. O. 36
ANEKDOTEN	
Brot van dei Möhlen	Hubert Burwinkel, a. a. O. 36
Use Pastor un de Hunnwup	Franz Werner, Cappeln 56
De Fiensmecker	Hermann Bitter, a. a. O. 67
Use Prälaot	Hermann Bitter, a. a. O. 69
Meine Turnschere	Theo Pohlmann, Calhorn 110
Wäpl Wäpl	Ilse Dore Banemann, Friesoythe 110



**Eine Kraftquelle der Wirtschaft
sind die Kreditgenossenschaften
der Raiffeisen-Organisation,
die seit vielen Jahrzehnten
der Heimat dienen.**

**Wenden Sie sich deshalb
in allen Ihren Geld- und
Kreditangelegenheiten
stets vertrauensvoll an**



Ihre

SPAR- UND DARLEHNSKASSE

Die Bank für jedermann

Dorfkrug

im Museumsdorf
Cloppenburg (Oldb)

Telefon 27 26

Die gute Gast- und Tagungsstätte
im alten Bauernhaus empfiehlt
sich für alle Gelegenheiten

Willi und Charlotte Adolph

Lüdwig Räuber, Vechta

Füchteler Straße 2

Spezialgeschäft für Bastelartikel

Buchbinderei — Bildereinrahmung

Für alle Festlichkeiten

erhalten Sie Ihre
PLAKATE
FESTBÜCHER
EINTRITTSKARTEN
in geschmackvoller Ausführung
zu angemessenen Preisen
und bei prompter Bedienung
von der

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH
2848 Vechta (Oldb)



Jagdhaus Bühren

CLOPPENBURG — TEL. 28 38

Inh. Hermann Baumelt

Das Haus gepflegter Gastronomie

SPEZIALITÄTEN:

Wild jeder Art

Spießbraten — Spanferkel

Katen-Rauchschinken

Erlesene Dinners für Hochzeiten und sonstige Veranstaltungen
Hotelzimmer

Wenn Sie jetzt heiraten, werden

Ihre Kinder

eines Tages fragen, wie es bei Vatis und
Muttis Hochzeit war.

Und dann zeigen Sie Ihnen

stilvolle Hochzeitsbilder

. . . und natürlich vom



Photo-Studio

RUTH HOFFHAUS

CLOPPENBURG, Mühlenstraße 18 - Ruf: 23 22

*Die Großauswahl
eines bedeutenden Unternehmens*



*Die Leistungsfähigkeit
der eigenen Produktion*

Qualität und Preiswürdigkeit

das bietet:

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

C L O P P E N B U R G

Zu einem ganz unverbindlichen Besuch laden wir Sie herzlich ein.

Sie werden begeistert darüber sein, wie vorteilhaft man in **einem** Hause Möbel, Polstermöbel, Teppiche, Gardinen und Betten kaufen kann.



Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig.

Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen

Aus unserer Bastelecke:

Bastelmaterial und Bastelbücher für jung und alt

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg / Lange Straße 41-42 - Bahnhofstraße

Schreibmaschinenverleih - Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib- und Rechenmaschinen sowie Büromöbel

Unsere modern eingerichtete **DRUCKEREI** liefert Drucksachen in jeder Ausführung



*Deine Hühner legen
auf Befehl,
wenn du fütterst*

Vitamemhl

Unübertroffen

Analysen, Versuche und Erfolge beweisen es

Zu beziehen durch Landhandel u. Genossenschaften

Generalvertretung Weser-Ems

Nehmelmann & Co. K.G.

459 CLOPPENBURG i. O.

Telefon 2368 — Postfach 114

Bernhard Born

K U L T U R I N G E N I E U R

Straßenbau- und Tiefbau-Unternehmung

Wasserbau
Landeskulturbau
Meliorationen
Trockenbaggerung
Kanalisation
Kläranlagen
Straßenbau
Brückenbau
Betonbau
Landschaftsgestaltung
Ingenieurbüro
Planbearbeitung und Entwürfe

C L O P P E N B U R G

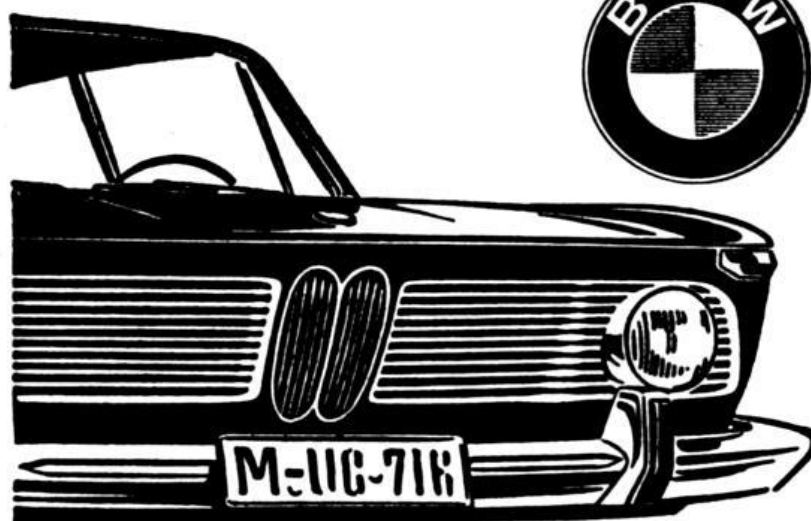
Am Museumsdorf

Fernruf 2455 und 2095



Jetzt zur Probefahrt. Man muß ihn kennenlernen, den neuen BMW 1800. - Seine außergewöhnliche Technik, die vorbildlichen Fahreigenschaften, die beispielhafte Sicherheit.

**BMW
1800**



DIE NEUE KLASSE

Franz Debring

BMW-DIREKTHÄNDLER

Vechta (Oldb)

Telefon 3065



Wellplatten
und Formstücke
aller Art



Eigene Schneidanlage
für Fensterbänke
und Treppenstufen



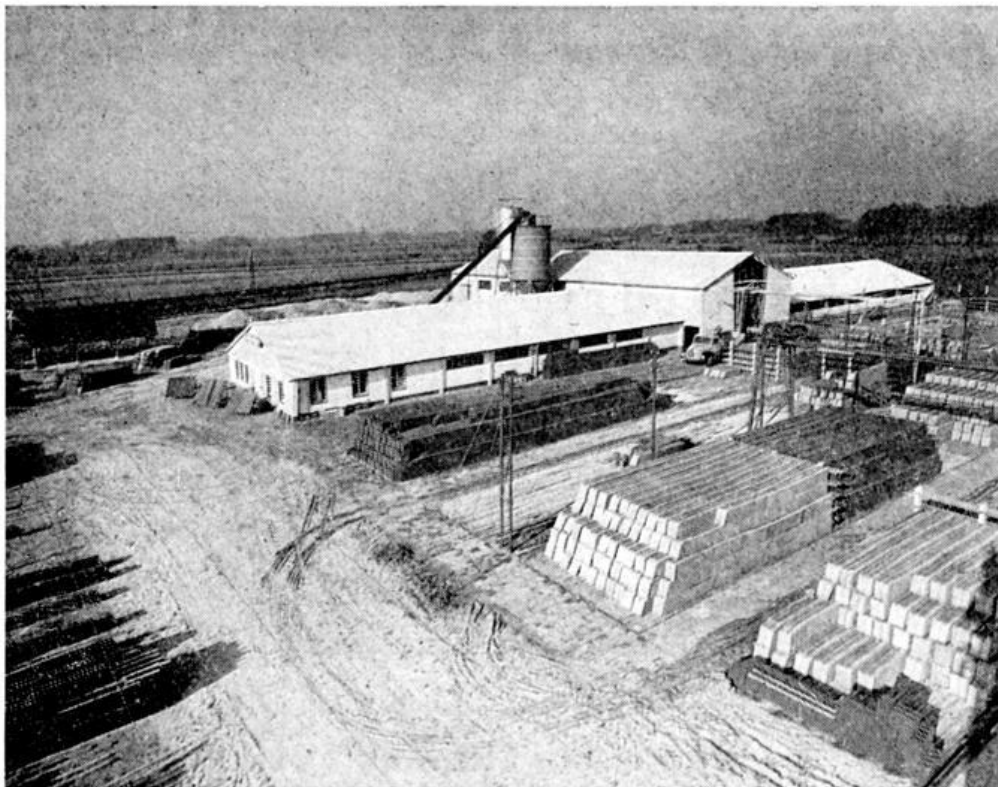
Blumenspindeln
Blumenschalen
Blumenkübel
Blumenkästen
Blumenvasen
Pflanzbeete
Blumenfenster
Gartenbassins
Vogelbäder
Spielkästen



Bernhard Bergmann

Telefon: Sammelnummer 231

„Steinfelder Pfanne“



Das an der Bahnstrecke Osnabrück—Bramsche—Delmenhorst gelegene
Betondachsteinwerk der Firma Bernhard Bergmann, Steinfeld (Oldb)

Holz—Baustoffe—Eternit-Vertrieb
Betondachsteinwerk — Betonrohrwerk

Steinfeld (Oldb)

Postfach 50 / Fernschreiber 09 48 36



Hotel zu den 3 Kronen

Gegründet 1648

INH.: THEO MELCHERS

VECHTA (OLDB)

Telefon 2636

Vereinszimmer

Saal

Garagen

Anerkannt

beste Küche



Mitglied des Landvolkverbandes!

Warum auf Sicherheit verzichten?

***Auch Sie brauchen
Schutz im Krankheitsfalle!***

Wir versichern Sie nach Ihren Wünschen bis zu den höchsten Ansprüchen.

Neuzeitliche Tarife —keine Aussteuerung!

Zusatz-Versicherungen, auch für Pflichtversicherte.

Wir beraten Sie gern und unverbindlich und erwarten Ihre Nachricht.

LANDVOLK-KRANKENKASSE OLDENBURG

(Bäuerliche Krankenhilfe)

V. V. a. G. Sitz: 2848 Vechta

BEZIRKSDIREKTIONEN:

29 Oldenburg, Heiligengeiststr. 28, Ruf (0441) 26969

4573 Lönningen, Birkenweg 1 Ruf (05432) 502





IN DER SÜDSEE

trägt man sein Geld — die Kaurimuschel — noch heute um den Hals; bei uns wäre das unangebracht. Wir kennen andere Formen der Aufbewahrung und der Geldanlage und wissen, welche Möglichkeiten an Ertrag und Sicherheit jede von ihnen bietet. Fachleute der Landessparkasse helfen Ihnen gern bei der Auswahl.

LANDESSPARKASSE ZU OLDENBURG

Öffentliches Geldinstitut der oldenburgischen Stadt- u. Landkreise



Hotel »Walhalla«

Inhaber: Hans Werner-Busse

Cloppenburg

Telefon 2293

Speiserestaurant / Saal / Klubzimmer / Fremdenzimmer / Garagen



Fleisch - Wurstwaren

in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten

FILIALEN

**CLOPPENBURG, OLDENBURG,
FRIESOYTHE, VECHTA, LOHNE,
DIEPHOLZ, WILDESHAUSEN,
AHLHORN**

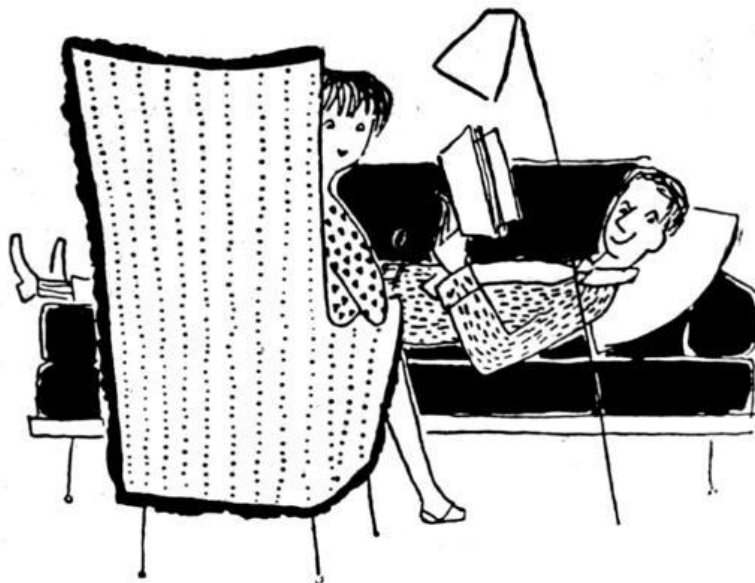
Friedrich Pieper, Cloppenburg (Oldb)

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

Ruf 3233 und 3234

Fernschreiber 0256 14





Sparen bringt Wohlstand

**Auch mit kleinen Einzahlungen
können Sie sich ein
beträchtliches Guthaben
schaffen, wenn Sie regelmäßig
etwas „aufs Sparbuch bringen“.
Sparen hilft Wünsche erfüllen.**

**Sparkonten mit Normal-
verzinsung und höherer
Verzinsung bei vereinbarten
Kündigungsfristen
Sparschränke für gemeinsames
Sparen mit Kollegen oder
Bekannten für Urlaub und
Festtage**

**Spardosen für Hausfrauen
und Kinder
Steuerbegünstigtes Sparen
Sparkonten-Dauerauftrags-
dienst, durch den regelmäßig
Beträge vom laufenden Konto
auf das Sparkonto
übertragen werden.
Lassen Sie sich von uns
beraten, wie Sie am besten
und zinsbringendsten sparen;
wir beraten Sie gern.**

OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG
DAMME LOHNE VECHTA
und deren Geschäftsstellen





Moderne bequeme Reiseomnibusse

stehen allen Reisegesellschaften wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. für In- und Auslandsfahrten zur Verfügung:

- 1 47-Sitzer Kässbohrer-Setra**
- 1 47-Sitzer Mercedes-Heck**
- 1 47-Sitzer Büssing-Unterflur**
- 1 47-Sitzer MAN**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 42-Sitzer Mercedes**
- 1 39-Sitzer Kässbohrer-Setra (Schlafsessel)**
- 1 22-Sitzer Kässbohrer-Setra (Schlafsessel)**
- 1 14-Sitzer Mercedes-Luxus-Clubwagen**

Rufen Sie uns bitte rechtzeitig an, damit wir Ihnen den entsprechenden Omnibus reservieren können.

Fordern Sie bitte auch unsere kostenlosen Prospekte über unsere Urlaubsfahrten und über unsere Pilgerfahrten nach Lourdes an.

Seit 1929 Erfahrungen im Omnibus-Reisedienst!

Schomakers Gesellschaftsfahrten

ALOYS SCHOMAKER

Tel. (04442) 216 **2842 LOHNE (OLDB)**

Postfach 145

KATHMANN



Seit Jahren ein Begriff
in der internationalen Geflügelwirtschaft

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sammel-Nr. Vechta 04441/3081, Telex 02/5529

Unsere vielseitigen

Geflügel- und Schweinemischfutter sind das Ergebnis ständiger Nutzenwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse und umfangreicher praktischer Erfahrungen.

Zusammen mit leistungsfähigem Tiermaterial zahlt sich Ihr Einsatz in jedem Falle aus.



Kraftfutterwerk

Kathmann & Sohn

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sammel-Nr. Vechta 04441/3081, Telex 02/5529

BERGMANN

IM DIENST DER LANDWIRTSCHAFT



**BERGMANN
LADEWAGEN T 300**

**ARBEITSPAREND
UND PREISWERT**

UNSER LIEFERPROGRAMM:

- **DUNGSTREUER**
- **LADEWAGEN**
- **SAMMELRODER**
- **ALLZWECKGEBLÄSE**
- **KORNGEBLÄSE**

**L. BERGMANN, MASCHINENFABRIK
2849 GOLDENSTEDT, TEL. 04444-355**



